John Carter Brown
Library
Brown University

The John Carter Brown Library
Brown University
Purchased from the
Louisa D. Sharpe Metcalf Fund

Herrn von Büffons

Naturgeschichte

der vierfüßigen Thiere.

Aus dem Französischen übersetzt,
mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern
vermehrt,
durch

Bernhard Christian Otto,
der W. und A. Doctor, Professor der Arzneywissenschaft zu Frankfurt an der Oder; der Schles. patriot. ökonom., der Lundischen physiograph. der Berlinischen und Hallischen Naturforschenden Gesellschaften Mitglied.

Sechszehnter Band.

Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin, 1791.
Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

CXLV.

Die Saricovienne. a) [1])

„Die Saricovienne, sagt Thevet, findet sich „längst dem Fluß la Plata, gehört ihrer „Natur nach zu den Amphibien, und hält sich mehr

a) Saricovienne, der Name dieses Thiers in der Gegend am Fluß la Plata, den wir beybehalten haben. Das Wort Saricovienne scheint von Carigueibeju herzukommen, welches der Name dieses Thiers in Brasilien ist, und Sarigoviu ausgesprochen werden muß. Dieser Name zeiget nach dem Thevet ein gefräßiges Thier an.

Jiya, quae et Carigueibeju appellatur a Brasilienſibus. *Marcgr. Hiſt. nat. Braſ. pag. 234. fig. ibid.*

Lutra nigricans cauda depreſſa et glabra. *Barrere Hiſt. de la Fr. Equin. pag. 155.*

Lutra atri coloris macula ſub gutture flava. . . Lutra Braſilienſis. La loutre du Breſil. *Briſſon Regn. anim. pag. 278.*

„im Waſſer als auf dem Lande auf. Dieſes Thier „iſt ſo groß als eine Katze, und ſeine Haut, die „grau

1) Herr Pallas unterſcheidet den braſilianiſchen Otter oder die Saricovienne von der Meerotter, allein Steller, Erxleben u. a. begreifen folgende Synonimen darunter.

Lutra (marina) plantis piloſis, cauda corpore quadruplo breviore. *Erxleb. Syſt.* I. *p.* 445. I.

Carygueibeiu alias Jiya, *Jonſt. quadr. p.* 150. *tab.* 66. *fig. Marcgr.*

Saricovienne et Caryguibeju. *Charlet. exerc. p.* 19.

Lutra braſilienſis. *Rai ſyn. quadr. p.* 189.

Loutre que les Indines appellent Carigurbeju. *Des March. voy.* III. *p.* 290.

Lutra pollice digitis breviore. *Linn. ſyſt. nat.* 2. *p.* 44.

Lutra pollice digitis breviore. *Linn. ſyſt. nat.* 6. *p.* 5. *n.* 2.

Lutra marina. Kalan. *Steller. Nov. comment. petrop.* II. *p.* 367. *tab.* 26. Abbild. gut.

Lutra braſilienſis. *Klein quadr. p.* 91.

Lutra pollice digitis breviore, The Lutra, with the innertoe ſhorter than the other: the Braſilian Otter. *Hill. anim. p.* 551.

Merotter, *Steller. Hamb. Mag.* XI. *p.* 460.

Die Seeotter. *Hall. vierf. p.* 567.

Seebiber. *Müll. Saml.* III. *p.* 244.

Kamtſchatkiſche Bieber. *Müll. Samml.* III. *p.* 529.

Muſtela (Lutris) plantis palmatis piloſis, cauda corpore quadruplo breviore. *Linn. ſyſt. nat.* 10. *T. p.* 45. *n.* 1.

Ca-

„grau und ſchwarz untermiſcht iſt, iſt ſo fein wie „Sammet. Seine Füße ſind in Abſicht der Bil-

Carigueibeju. *Diction. anim. T. p.* 434.

Braſilianſche Otter: Wezel met do Voetzoolen die gevliesd zyn, Hairig, de Staart viermaal korter dan het Lighaam. *Houtt. nat. hiſt.* II. *p.* 168.

La Saricovienne. *Buff. hiſt. nat.* XIII. *p.* 319.

Muſtela (Lutris) plantis palmatis piloſis, cauda corpore quadruplo breviore. *Linn. ſyſt. nat.* 12. *T. p.* 66. *n.* 1. *Ed.* XIII. I. *p.* 92.

The Sea Otter. *Penn. ſyn. quadr. p.* 241. *n.* 175.

Die Meerotter. *Müll. Naturſ. T. p.* 259.

Der Seebiber oder vielmehr der Seeotter. *Stell. Kamtſch. p.* 97.

Muſtela Lutris. *Schreb. Saugth.* III. *tab.* 128. *fig. Stell.*

Seebiber. Seeotter. Steller. Pallas neue nord. Beitr. II. p. 279 - 288.

Der Guachi. Die Saricoviene, Jiga. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 316. n. 214. (Th. I. p. 279).

Der Meerotter. Ebend. p. 313. n. 211. (Anmerk.) Herr Zimmerman trennt doch dieſen Meerotter des Steller, wie Herr Pallas von der Saricovienne; allein Herr von Büffon hält ſie mit Steller für eine Art, deßfalls wir ſie hier auch noch zuſammen aufſtellen.

Kraſcheninikov Kamtſchatka p. 161.

Der Meerotter. Pennant Naturgeſch. d. nördl. Polarländer. II. p. 92. n. 44.

Die Saricovienne. Buffon allgem. Naturg. VII. I. p. 176.

La Saricovienne. *Buffon quadr. ed. in* 12. *p.* 259. *Suppl. Vol.* III. *p.* 158. *ed. in* 12. *Suppl. Tom.* XI. *p.* 104.

„dung den Füßen der Wasservögel ähnlich. Uebri„gens ist sein Fleisch ein sehr niedliches und schö„nes Essen.“ b) Mit der Anführung dieser Stelle fange ich diesen Abschnitt an, weil die Naturforscher dieses Thier unter dem erwähnten Namen nicht kannten, und nicht wußten, daß der Carigueibeju in Brasilien, der eben dasselbe Thier ist, Häute zwischen den Zehen seiner Füße hat. Marcgrav erwähnet in der Beschreibung, welche er davon giebt, in der That dieses Unterscheidungszeichen nicht, wiewohl dieser wesentlich ist, weil durch denselben diese Art des Fischotters seiner so nahe als möglich kömmt.

Ferner glaube ich, daß das Thier, dessen Gumilla unter dem Namen Guachi c) gedenket, wohl

b) Singularités de la France antarctique, par *André Thevet.* Paris 1558. pages 107 et 108.

c) In den Flüssen, welche in den Orenoka fallen, findet man eine große Menge Wasserhunde, die von den Indianern Guaihi genennet werden. Dieses Thier schwimmet mit vieler Leichtigkeit, und Fische sind sein Fraß. Es ist eine Amphibie, aber auch auf dem Lande sucht es seine Nahrung. Am Ufer gräbt es Gruben, in welchen das Weibchen auch junget. Sie graben diese Gruben nicht abwärts, sondern an Orten, wo sie in Gesellschaft leben, und sich Vergnügungen machen. Ich habe ihre Höhlen gesehen und genau betrachtet; man kann nichts reinlichers sehen; sie lassen in der Gegend ihres Aufenthalts nicht das geringste Gras stehen, und bringen die Gräten von den aufgefressenen Fischen in Haufen zusammen, und machen durch das viele Springen, Gehen und Wiederkommen sehr reinliche und bequeme Wege. *Histoire de l'Orenoque, par Gumilla.*

wohl die Saricovienne seyn mag, und daß dies eine Art von einem Fischotter sey, die in ganz Süd-Amerika gemein ist. Aus der Beschreibung, welche Marcgrav und Desmarchais d) davon gegeben, erhellet, daß dieses Thier eine Amphibie, und so groß wie ein Hund von mittelmäßiger Größe ist, daß es einen runden Oberkopf, wie eine Katze, eine etwas lange Schnautze wie ein Hund, Zähne und Bart wie eine Katze, runde, kleine und schwarze Augen; runde und niedrig sitzende Ohren, fünf Zehen an allen Füßen, Daumen, die kürzer sind als die übrigen Zehen, welche alle mit braunen und spitzigen Klauen versehen sind, einen Schwanz, der so lang ist als die Hinterbeine, ziemlich kurze und sehr weiche Haare hat, und daß es am ganzen Leibe schwarz und auf dem Kopf braun, mit einem weißen Flecken an der Kehle, ist. Er schreyet beynahe so wie ein junger Hund, und unterbricht sein Geschrey bisweilen durch ein anderes, das der Stimme eines Sagoins ähnlich ist. Es lebt von Krabben und Fischen; man kann es aber auch mit Mehl von Maniok, das mit Wasser eingerühret ist, futtern. Seine Haut ist ein gutes Pelzwerk, und wiewohl dieses Thier viele Fische frißt, so schmeckt

Gumilla, tome III. *p.* 29. Diese Charaktere kommen der Saricovienne zu; unserm Bedünken nach aber ist der Name Guahi hier übel angebracht, und gehöret der Muffettengattung, welche wir Coase genennet haben.

d) *Voyage de Desmarchais tome* III. *page* 306.

*) Denn

doch sein Fleisch nicht nach Moraſt, sondern es ist vielmehr ein sehr gesundes und gutes Essen;*).

*) Steller vermuthet, daß diese Saricovienne einerley Art mit seiner Kamtschatkischen Meerotter sey. Denn erstlich könne das wärmere Klima im Wasser, wo sie auch einerley Fraß von Fischen und Krebsen haben, kein Hinderniß abgeben. 2) Die kürzeren Haare fände man bey einerley Thierart immer in wärmeren Ländern, selbst auch bey den Kamtschatkischen Meerottern. Die gelbe Kehle finde sich auch bey den schlechtesten Meerottern, die keine Haare, sondern ein krauses, braunes, kurzes, weiches Wollhaar hätten, nur zwey bis drey Rubel kosteten, und von den Kaufleuten nicht ausgeführt würden. Dergleichen würden wohl die mehrsten brasilianischen wegen des heißern Klimas seyn. Marcgrav habe nur flüchtig beobachtet, wenn er den Schwanz so lang als die Hinterfüße nenne, denn er sey zwar nicht viel, aber doch etwas über drey Zoll länger als dieselben. Uebrigens passe die Marcgravische Beschreibung auf den Kamtschatkischen Meerotter. N. *Comment. petrop.* II. *p.* 369.

O.

An-

Saricovienne od. Meerotter

T. 9

Pölit. Thiere XVI. Th. Schreb Saugt. T. 12[illegible].

Anhang.

Von der Saricovienne oder Meerotter. a)

Schreb. Saugth. *Tab.* 128.

Wir haben bey dem Artikel Saricovienne-Otter oder **Carigueibeju** des Marcgrav gesagt: dies Thier schiene sich an den meisten fischreichen Küsten und Ausflüssen der großen Flüsse in den wüsten Erdstrichen von Südamerika zu finden; aber damals wusten wir nicht, daß eben dies Thier sich in Kamtschatka und an den Küsten und Inseln dieses ganzen nordwestlichen Theils des alten festen Landes wiederfände, und ohne daß die Verschiedenheit des Klima auf die Art, die allenthalben dieselbe scheint, einen Einfluß sollte gehabt haben [2]). Es sind diese Saricoviennen von Kamtschatka

a) Nach diesem Artikel *Tom.* 13. *p.* 319. der Naturgeschichte und den Supplementen Vol. III. p. 158. Edit. in 12. Tom. VI. p. 259. Suppl. VIII. 260. u. XI. p. 104.

2) Dieser Auszug ist aus Stellers vorzüglichen Beschreibung den N. Commentar. Petropol. II. genommen.

schatka von dem Herrn Steller sehr sorgfältig beschrieben, und man kann nicht zweifeln, wenn man seine Beschreibung mit der Marcgravischen vergleicht, daß die Saricoviennenart von Kamtschatka mit dem Carigueibeju oder der amerikanischen Saricovienne nicht einerley seyn sollte; man wird ferner bemerken, daß die Seelöwen, Seebären und die meisten Robben in den Meeren, die sehr weit von einander entfernt liegen, und unter ganz entgegen gesetzten Himmelsgegenden doch immer gar nicht von einander verschieden angetroffen werden.

Die in Kamtschatka wohnenden Russen geben der Saricovienne den Namen **Bobr** oder **Castor**, ob er gleich nur in der Länge des Haars dem Biber gleicht, und seiner äußern Gestalt nach nur wenig Aehnlichkeit mit ihm hat; denn dies ist ein würk-

men, woselbst Steller den Kamtschatkischen Meerotter doch noch mit einigem Zweifel für einerley mit Marcgravs Carigueibeju ausgiebt. Herr Pallas aber sagt in den nordischen Beiträgen (II. p. 283.) er sey völlig überzeugt, daß Marcgravs-Seeotter ein ganz ander Thier sey.

Die Stellersche Beschreibung des Kamtschatkischen Meerotters ist so lehrreich und angenehm, daß ich einen jeden darauf, und auf der Nachricht in Pallas nordischen Beyträgen verweisen muß, so wie wir auch schon verschiedne teutsche Uebersetzungen davon haben. Z. B. Stellers Beschreib. v. sonderbaren Meerthieren. Halle 1753. 8. Titius im Hamburg. Magaz. XI. p. 460. mit d. Abbild. und Jefferis Weg bey d. Nordpol nach China u. s. w. Selbst dieser Auszug ist ziemlich ausführlich. Einige Mängel darin muß ich doch nach der Urschrift abzuhelfen suchen.

O.

würklicher Otter, wozu wir nicht nur die großen Ottern von Guyana und Brasilien rechnen, wovon wir (Supplem. *Vol. III. p.* 158.) geredet haben, sondern auch **diese kanadische Otter**, wovon wir (*Vol. XIII. pag.* 322. S. den folg. Abschn.) eine Nachricht gegeben haben, und die dem Wuchs und der Art nach zu den Saricoviennen zu gehören scheint.

Man trifft diese Saricoviennen oder Meerottern an den östlichen Küsten von Kamtschatka und auf den benachbarten Inseln von dem 50 bis zum 56sten Grad, und man findet wenige oder gar keine in dem innern Meer Kamtschatka gegen Abend, auch nicht jenseits der dritten unter den Kurilischen Inseln; sie sind weder wild noch grimmig, da sie sich an dem Ort, den sie zu ihrem Aufenthalt gewählt haben, sehr ruhig halten; sie scheinen die Robben zu fürchten, vermeiden wenigstens die Oerter, wo sie sich aufhalten, und lieben nur die Gesellschaft mit ihres Gleichen; man sieht sie in großer Zahl auf allen unbewohnten Inseln der östlichen Meere von Kamtschatka; im Jahr 1742 war auf der Beringsinsel eine so große Menge, daß die Russen ihrer mehr als 800 tödteten. „Da diese Thiere vorher niemals Menschen gesehen hatten, sagt Herr Steller, so waren sie weder furchtsam noch wild; sie näherten sich selbst dem Feuer, das wir anzündeten, bis sie ihr Unglück kennen lernten, und anfingen uns zu fliehen b).“

Im Winter hielten sich diese Saricoviennen bald im Meer auf dem Eise, und bald am Ufer auf;

b) Novi Commentarii Academiae Petropol. Tome II. 1751.

auf; im Sommer giengen sie in die Flüsse, und kamen selbst bis in die Seen des süßen Wassers, wo es ihnen sehr zu gefallen schien; in den wärmsten Tagen suchen sie frische und schattigte Oerter, um sich auszuruhen; wenn sie aus dem Wasser kommen, schütteln sie sich, und legen sich auf der Erde rund wie die Hunde hin; ehe sie aber einschlafen, suchen sie mehr durch den Geruch als durch das Gesicht, das bey ihnen schwach und kurzsichtig ist, zu erfahren, ob sie auch rund umher Feinde zu fürchten haben; sie entfernen sich nicht weit vom Ufer, damit sie in der Noth schnell wieder das Wasser erreichen können, denn so schnell sie auch laufen, so kann sie ein hurtiger Mensch doch einhohlen; aber zum Ersatz schwimmen sie mit außerordentlicher Geschwindigkeit und nach ihren Gefallen, nehmlich auf dem Bauch, dem Rücken, den Seiten und sogar fast in einer perpendiculären Stellung.

Das Männchen hält sich nur zu einem Weibchen, womit es in Gesellschaft geht, und das es sehr zu lieben scheint, indem es dasselbe weder im Meer noch auf dem Lande verläßt; es ist wahrscheinlich, daß sie in jeder Jahrszeit ihre Liebe thätig zeigen, denn man sieht zu allen Jahreszeiten neugebohrne Junge, und die Väter und Mütter werden bisweilen von den Jungen von verschiedenem Alter von den vorigen Geburten begleitet, weil ihre Jungen sie nur erst verlaßen, wenn sie erwachsen sind, und eine eigene Familie ausmachen können. Die Weibchen werfen nur eins auf einmahl, und sehr selten zwey; sie trägt ohngefähr 8 bis 9 Monate; sie werfen auf den Küsten oder den Inseln,

seln, die sehr wenig besucht werden, und das Junge hat sogleich nach der Geburt alle Zähne, nur sind die Hundszähne etwas größer wie die andern; die Mutter säugt es beynahe ein Jahr lang, woraus man schließen kann, daß sie nur erst ohngefähr ein Jahr nachher, nachdem sie geworfen hat, brünstig wird; ihr Junges liebt sie zärtlich, ist unaufhörlich für dasselbe besorgt, und liebkoset es, indem es auf der Erde oder im Wasser unaufhörlich damit spielt. Sie lehrt es schwimmen, und wenn es müde ist, nimmt sie es in ihrem Maule, um es einige Augenblicke ruhen zu lassen; hat man es ihr weggenommen, so erhebt sie ein Geschrey und ein klägliches Seufzen; man muß sogar Vorsicht brauchen, wenn man es ihr wegnehmen will, denn ob sie gleich sanft und furchtsam ist, so vertheidigt sie es doch mit einem Muth, der an Verzweifelung gränzt, und läßt sich oft, ehe sie es verläßt, auf der Stelle tödten.

Diese Thiere nähren sich von Schalen- und Muschelthieren, großen Polypen und andren weichen Fischen, die sie auf sandichten Gegenden und schlammichten Ufern zusammengehäuft haben, wenn die Fluth niedrig ist, denn so lange können sie nicht unter dem Wasser aushalten, daß sie sie auf dem Grunde des Meers fangen könnten, da sie wie die Robben keine eyrunde Oefnung in dem offenen Herzen haben; sie essen auch Fische mit Schuppen, wie Meeraale u. s. f. Früchte, die im Sommer an das Ufer gespühlt sind, und in Ermangelung eines andern Nahrungsmittels, selbst Meergras (Fucus), aber sie können sich 3 bis 4 Tage hintereinander der Nahrung enthalten; ihr Fleisch

ist

ist besser zum Essen als das von den Seekälbern, besonders von den Weibchens, das fett und zart ist, wenn sie trächtig sind und werfen wollen; das Fleisch der Jungen, das sehr zart ist, gleicht dem Lammfleisch, aber der Alten ihres ist gewöhnlich sehr hart c). „Es war, sagt Herr Steller, auf der Beringsinsel unser vorzüglichstes Nahrungsmittel, es schadete uns nicht, ob wir es gleich allein, ohne Brod und oft halb roh aßen. Die Leber, die Nieren und das Herz sind völlig, so wie von einem Kalbe d)".

In

c) Die auf dieser Insel (Beringsinsel) verschlagenen Russen nahmen, nachdem sie sich einen Vorrath von 800 Pf. Mehl aufbehalten, um sich nach Kamtschatka überzuschiffen, zu den Seeottern ihre Zuflucht, sobald es die Jahreszeit und ihre Gesundheit erlaubte: eins von diesen Thieren lieferte ihnen 40 bis 50 Pf. Fleisch, das aber, wenigstens das von den männlichen Thieren, so hart war, daß man es klein hacken, und fast ohne zu kauen niederschlucken mußte; die Eingeweide davon machte man für die Kranken zu Rechte. Obgleich übrigens Herr Steller meint, daß die Otter gegen den Scharbock gut ist, so zweifelt Herr Müller doch daran, weil die Russen, die an dieser Krankheit starben, eben so wie die andern davon gegessen hatten; unterdessen tödtete man viele selbst, da man sich nicht mehr davon nährte, weil ihre Häute sehr schön sind, und den Russen, die sie nach China bringen, für das Stück 24 bis 100 Rubel einbringen. Man brachte auch neun hundert von diesen Häuten auf der Otternjagd zusammen, die bis in den Merzmonat daurete, worauf sie dann verschwanden, und das Schiffsvolk zu den Fang der Hunde, Bären und Löwen, die das Meer ihnen anbot, Zuflucht nahm. *Voyage de Bering*; *Histoire generale des Voyages Tome XIX. p. 379.*

d) *Novi commentarii Academiae Petropol. Tome II. 175* &

In Kamtschatka und auf den Kurilischen Inseln sieht man die Saricoviennen oft auf den Eisschollen ankommen, wenn sie vom Ostwinde, der im Winter von Zeit zu Zeit auf diesen Küsten herrscht, herbeygeführt werden; die Eisschollen, die von der amerikanischen Seite herkommen, sind hier in solcher Menge, daß sie sich aufhäufen, und einen Umfang von mehreren Meilen lang auf dem Meer machen. Die Jäger wagen es, um die Felle von diesen Ottern zu erhalten, auf diesen Eisschollen sehr weit mit Schlittschuhen fortzugehen, die 5 bis 6 Fuß lang, und ohngefähr 8 Zoll breit sind, die sie daher so dreist machen, daß sie nach Gegenden hingehen, wo das Eis sehr dünne ist; wenn nun dies Eis durch einen ungünstigen Wind weiter fortgetrieben wird, so sehen sie sich oft in der Gefahr umzukommen, oder bisweilen verschiedene Tage hintereinander auf dem Meere herumzutreiben, ehe sie auf diesem Eise mit einem günstigen Winde wieder an das Land gebracht werden; diese gefährliche Jagd stellen sie im Februar, Merz und Aprilmonat an, sie ist ihnen aber sehr vortheilhaft, weil sie in dieser Jahreszeit eine weit größere Anzahl Thiere als in irgend einer andern bekommen, inzwischen unterlassen sie auch nicht, sie im Sommer zu jagen, indem sie sie auf der Erde aufsuchen, wo man sie oft im Schlafe liegend findet. Man fängt sie in eben dieser Jahreszeit auch mit Netzen, die man im Meer ausstellt, oder man verfolgt sie auch wohl in kleinen Böten, bis man sie wegen Mattigkeit in seiner Gewalt bekömmt.

Ihre Haut giebt ein sehr schönes Pelzwerk, die Chineser kaufen sie fast alle, und bezahlen das

Stück

Stück zu 70, 80 und 100 Rubel, und daher kommen sehr wenige nach Rußland. Die Schönheit dieser Pelzwerke ist nach der Jahreszeit verschieden; die besten und schönsten Saricoviennen sind die im Merz, April und May getödtet werden, doch haben sie das Unbequeme, daß sie dick und schwer sind, sonst würden sie den Zobelpelzen noch vorzuziehen seyn, wovon auch die schönsten nicht eine so schöne Schwärze haben 2*). Demohngeachtet muß man nicht glauben, daß alle einzelne Stücke dieser Ottern ein gleich schwarzes Haar haben, denn es giebt einige, die eine bräunliche Farbe haben, so wie das Fell der Flußotter, andere, die auf dem Kopf silberartig sind, verschiedene, deren Kopf, Kinn und Brust durch lange, sehr weiße und sehr weiche Haare buntfarbig sind; andere endlich, die eine gelbliche Brust haben, und sehr mit einem krausen Filz, der braun ist und kurz am Körper liegt, als mit einem würklichen Haar, das zu Pelzwerk geschickt ist, versehen sind.

Uebrigens haben die braunen und schwarzen Haare diese Farbe bis zur Hälfte ihrer Länge; an ihrer Wurzel sind sie alle weiß, und überhaupt sind sie auf dem Rücken, dem Schwanz und den Seiten des Körpers ein oder anderthalb Zoll lang; auf dem Kopf und den Gliedern sind sie weit kürzer; aber es giebt unterhalb dieser ersten langen Haare, so wie bey den Seebären eine Art von Flaum-

2*) Jetzt suchen Russen und Engländer den nördlichen Pelzhandel sehr zu erweitern. Man sehe darüber Kings Vorschläge in Cooks letzten Reise. O.

Flaum- oder krauser Wolle, die so wie die äußerste Spitze der großen Haare am Körper braun oder schwarz sind. Die Haut der weiblichen Thiere unterscheidet man leicht von den männlichen, weil jene kleiner und schwärzer sind 3) und unter dem Bauche ein längeres Haar haben; die Jungen haben auch in dem ersten Alter ein schwarzes oder sehr braunes und sehr langes Haar, sie verlieren aber dies schöne Haar nach 5 bis 6 Monaten, und haben nach einem Jahre zur Bedeckung nur ihre krausen Haare, und bekommen die langen Haare nur erst in dem folgenden Jahre wieder. 4) Das Aushaaren ist bey den erwachsenen auf eine ganz andere Art, wie bey den übrigen Thieren, einige Haare fallen im Julius und Augustmonat aus, und die übrigen werden alsdann etwas brauner. 5)

Ge-

3) Steller sagt: ob id, quod minores, pulchriores et graciliores pilos in dorso, et longiores in ventre alant. *l. c. p.* 384.

O.

4) Die erwachsene männliche Meerottern werden Bobry, die Weibchen Matka, die jährigen, die kurzes weiches Haar bekommen haben, Koschloki; die ganz Jungen werden Medwiedki, kleine Bären, genannt, weil sie sehr lange, braune, dünne Haare, wie die Bären, haben, und von den Fellen der jungen Bären kaum zu unterscheiden sind, aber nach fünf Monaten verlieren sie die Haare, und heißen dann Koschloki. Medii quasi inter catulum et annum sola lanugine vestiuntur. *Nov. Comment.* II. *p.* 385.

5) Sie heißen alsdenn Letine Bobry, und sind wohlfeiler. Steller, a. ang. O.

O.

Gewöhnlich sind die Saricoviennen von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes, der 12 bis 13 Zoll lang ist, ohngefähr 2 Fuß 12 Zoll lang [6]); ihre Schwere beträgt 70 bis 80 Pfund. In der Gestalt des Körpers gleicht der Meerotter dem Landotter, nur daß dieser in aller Rücksicht dicker ist; beyde haben die Hinterfüße näher bey dem After als die übrigen vierfüßigen Thiere. Die Ohren sind gerade, kegelförmig und wie am Seebär mit Haaren bedeckt, sie sind beynahe einen Zoll lang und eben so breit, und ohngefähr 5 Zoll eins von dem andern entfernt. Die Augen und Augenlieder sind denen bey dem Haasen sehr ähnlich, und beynahe eben so groß. Die Farbe der Regenbogenhaut ist in verschiedenen einzelnen Exemplaren verschieden, denn bey einigen ist sie braun, bey andern schwärzlich; in dem großen Winkel jedes Auges ist, wie bey den Seebären, ein dünnes Häutchen, das aber das Auge nur halb bedecken kann. Die Nasenlöcher sind sehr schwarz, runzlicht und unbehaart, und die Lippen sind beynahe so dick, wie bey dem gemeinen Robben; die Oefnung des Mauls ist mittelmäßig, da sie nur ohngefähr 2 Zoll 3 Linien von der Spitze der Schnauze bis zum Winkel lang ist. Der obere Kinnbacken ragt über dem untern einen halben Zoll hervor, und beyde sind mit einem weißen nach unten hin gehenden Knebelbart versehen, dessen steife Haare an der Seite der

6) Die Seeotter ist gemeiniglich fünf Schuh lang, und beym Brustknochen, wo der Leib am dicksten ist, drey Schuh im Umfange. Steller in Pallas N. Nord. Beitr. II. p. 283.

O.

Winkel am Maule 3 Zoll lang sind, bey den Nasenlöchern aber nur einen Zoll lang. Die obere Kinnlade ist mit 14 Zähnen 7) versehen, vorne sind vier sehr spitze, zwey Linien lange Schneidezähne, dann folgt auf jeder Seite ein Hundszahn, der eine conische und etwas nach hinten zu gekrümmte Gestalt hat, und ohngefähr einen Zoll lang ist; hinter den Hundszähnen sind auf jeder Seite 4 Mahlzähne, die breit und dick sind, besonders aber die hinteren, diese letzteren sind auch zum Zerbrechen der Muscheln und zum Zermalmen der Schalenthiere sehr geschickt.

In der untern Kinnlade ist die Zahl der Zähne gewöhnlich 16; vorne sind wie in der obern Kinnlade 4 Schneide- und 2 Hundszähne, diese letzten sind nur ohngefähr 8 Linien lang, auf jeder Seite aber liegen 5 Mahlzähne, wovon die beyden hintersten in dem Rachen liegen 8); die ganze Summe der Zähne bey dieser Meerotter ist also gewöhnlich 30; dennoch, da es einige giebt, die auf jeder Seite in der obern Kinnlade 5 Mahlzähne haben, findet man, daß diese Zahl der Zähne sich zuweilen auf 32 beläuft. 9) Die Zunge ist von

7) Steller sagt mit 16.

O.

8) Ultra frenum intra faucibus reconditi sunt. Steller a. a. O.

9) Steller giebt die Zahl der obern Vorderzähne 46 an, (soll wohl 6 heißen,) die Backenzähne 8, (bisweilen 10) zusammen 16 Im untern Kinnbacken zählt er ebenfalls die 16 Zähne, und giebt die ganze Zahl

ihrer Einfügung bis zur äußersten Spitze 3 Zoll 3 Linien lang und dabey nur einen halben Zoll breit, sie ist mit Warzen versehen und an der Spitze etwas getheilt. 10)

Die Vorder- sowohl als die Hinterfüße sind bis an den Nägeln mit Haaren bedeckt und nicht in der Haut verwachsen, sie sind ansehnlich und äußerlich wie die Füße der vierfüßigen Landthiere, so daß der Meerotter gehen und laufen kann, obgleich ziemlich langsam. 11); die Vorderfüße sind nur

Zahl zu 32 bis 34 an. Man sieht, daß die Uebersetzer dieses unrecht ausgelegt haben. Es soll nämlich heißen 6 obere Vorderzähne, da alsdann 32 bis 34 Zähne herauskommen.

Durch die vier unteren Vorderzähne unterscheiden sich der Meerotter also auch genug von dem gewöhnlichen Fischotter, an dem ich daran auch sechs zähle, von welchen zwey, so wie bey den Marder, Wieseln u. a. mehr einwärts stehen.

Wegen dieser vier untern Vorderzähne kommt der Meerotter auch mit den Robben überein, denen Herr Pallas sie auch gewissermaßen zugesellet. G.

10) Hier ist noch eine neue Aehnlichkeit mit den Robben.

Ohnehin sehen die Zehe, die Ferse und der Mittelfuß an den Hinterbeinen denen von der Robbe ähnlich. G.

11) Promptissime incedit, ac celerrime currit. Steller a. a. O. Nachher aber sagt er, daß ihr Lauf wegen der langen Hinterfüße, und weil sie nahe am After saßen, etwas langsamer wäre. Man kann sie kaum einholen p. 393.

Außer-

nur 11 bis 12 Zoll lang, und kürzer als die hintern, die 14 bis 15 Zoll lang sind, daher das Thier an dem Hintertheil höher ist und sein Rücken etwas gewölbt scheint. Was die Nägel betrifft, so sind die Vorderfüße den Katzenfüßen sehr ähnlich, und sind darinn von dem Landotter verschieden, daß sie durch eine mit Haaren bedeckte Haut vereinigt sind. Die Fußsohle, die braun ist, und unten Warzen hat, ist gerundet, und in 5 Zehen getheilt; die beyden mittleren sind etwas länger als die übrigen, und der innere ist etwas kürzer als der äußere; sie brauchen diese Nägel, die vorne krumm sind, um die Schalenthiere von den Klippen los zu machen; die Hinterfüße haben auch 5 Zehen, die auf eben der Art mit einer rauhen zarten Haut verbunden, und wie die Füße der Vögel mit Schwimmfüßen gestaltet sind. Die Fußwurzel, der Mittelfuß, und die Zehen dieser Hinterfüße sind weit länger und breiter als an den Vorderfüßen; die Nägel daran sind spitzig, aber ziemlich kurz; der äußere Zehe ist etwas länger als die übrigen, die allmählig kleiner werden, und die Haut auf der Fußsohle dieser Hinterfüße ist auch, wie bey den Vorderfüßen, von einer braunen oder schwarzen Farbe.

Der Schwanz ist völlig dem Schwanz eines Erdotters gleich, nehmlich oben und unten breit, nur ist er nach dem Verhältniß des Körpers etwas kürzer, er ist mit einer dicken Haut bedeckt, auf der sich sehr weiche und sehr feste Haare befinden.

Außerdem hat der äußere Zee am Hinterbeine noch an den Seiten eine breite Haut als die Schwimmfüße der Vögel. Stell. a. a. O. p. 374.

Die Ruthe des männlichen Thiers liegt in einer Scheide unter der Haut, und die Oefnung dieser Scheide liegt, wo der dritte Theil von der Länge des Körpers ist. Diese Ruthe, die ohngefähr 8 Zoll lang ist, enthält einen Knochen von 6 Zoll lang; die Hoden liegen nicht in einem Beutel, sondern sind nur mit der gewöhnlichen Haut bedeckt. Die Scheide des Weibchens ist ziemlich groß, und liegt einen Zoll unter dem After.

Wir müssen bemerken, daß das vom Herrn Kraschenninikow e) [12]) unter dem Namen Seebiber

e) Histoire generale des Voyages Tome XIX. p. 260.

V.

12) Die Seebiber haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit andern Bibern, man gab ihnen aber diesen Namen von ihren weichen Haaren, welche der andern Biber ihren gleichen. Sie sind so groß als die Seekatzen, ihre Gestalt gleichet dem Seehund, und ihr Kopf dem Bären, die vordern Füße sind länger als die hintern, die Zähne klein, der Schwanz kurz und platt mit einer scharfen Spitze, das Haar dick und schwarz wie Pech, an den Alten aber wird es grau. Die Haare der Jungen sind lang, bräunlich und sehr weich. Dieses Thier ist das friedsamste unter allen Seethieren, es thut keinen Wiederstand, sondern sucht sich nur mit der Flucht zu retten. Die Weibchen lieben ihre Jungen sehr, und führen die, welche noch nicht schwimmen können, zwischen den Vorderfüßen an der Brust mit sich fort. Denn so lange, bis die Jungen dieses gelernt haben, schwimmt die Mutter auf den Rücken. Wenn sie von Fischern verfolgt werden, so verlassen sie ihre Jungen niemals, als in der äußersten Noth, und wenn sie ihnen entwichen sollten, so kehren sie doch gleich dahin zurück, wo sie sie schreyen hören, daher kommen auch

ber angemerkte Thier mit der Meerotter 'einerley Thier seyn konnte, ob er es gleich eben so groß angiebt, als das, was er Seekatze nennt, das der Seebär ist, denn es giebt viele weit größere Meerottern, als die, wovon wir nach Herrn Steller die Ausmessungen angegeben, und man hat in Guyana und Brasilien viele weit größere als die in Kamtschatka gesehen, übrigens scheint aus des Herrn

auch die Fischer gern die Jungen, weil dieses der sicherste Weg ist, die Alten dazu zu bekommen. Man hat außerdem verschiedene Manieren sie zu fangen. Erstlich stellt man Netze zwischen dem Meergrase auf, in welches sich die Seebiber bey Nachtzeit, oder in stürmischen Wetter zu verbergen pflegen. Zweitens jagt man sie bey heitern Wetter mit Booten, und tödtet sie wie Seelöwen und Katzen. Die dritte Jagd wird auf dem Eise angestellt, welches der Ostwind im Frühling ans Ufer treibet, und diese ist so allgemein, daß wenn das Eis so stark angetrieben wird, daß man mit Schneeschuhen darüber kommen kann, dieses als ein gefundener Schatz angesehen wird. Alle Einwohner an der Küste eilen alsdenn auf die Jagd, und schlagen eine Menge tod, wenn sie am Eise hinschleichen, und eine Oefnung suchen, um ins Wasser zu kommen. Allein eine so starke Trift vom Eise ereignet sich nicht alle Jahr, aber wenn es geschiehet, so nennt man es ein gutes Jahr, weil die Einwohner sowohl als die Cosacken und die Kaufleute einen großen Vortheil bey diesem Pelzhandel finden. Die Kurilen schätzten die Häute der Biber nicht höher als der Seelöwen und Seehunde ihre, ehe sie sahen, was für einen Preis die Russen dafür bezahlten, und jetzt noch werden sie gern ein Kleidungsstück von Biberfellen für ein gutes von Hundefellen vertauschen, weil sie glauben, daß die letztern wärmer sind, und das Wasser mehr abhalten. Krascheninnikov Kamtschatka *pag.* 161.

Kraſcheninnikow Anzeige ſelbſt zu erhellen, daß ſein Seebiber eben die Gewohnheiten hat als der Meerotter, der bey den Ruſſen in Siberien den Namen **Bobr** oder **Caſtor** führt. Herr Steller, der ſich ſo lange in den Seegegenden von Kamtſchatka aufgehalten hat, und alle Thiere daſelbſt beſchrieben, erwähnt dieſes Seebibers, der ſo groß wie der Seebär iſt, gar nicht, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Herr Kraſcheninnikow nur nach Erzählungen, die vielleicht übertrieben ſind, geſprochen hat. Man könnte zu dieſen Beweiſen die Schlußfolgen hinzufügen, die man aus dem Reſultat der Beobachtungen verſchiedener Reiſenden nach Kamtſchatka ziehen kann, die in dem XIX. **Bande der Reiſen** pag. 365. zuſammengezogen ſind, wo es heißt, „die Häute der Seebiber ſind für Rußland von einem außerordentlichen Nutzen. Die Kamtſchadalen können mit dieſen Häuten von den Koſacken alles kaufen, was ſie nothwendig brauchen, und die Koſacken vertauſchen dieſe Pelzwerke für andere Waaren bey den ruſſiſchen Kaufleuten, die mit dem Handel, den ſie damit nach China hin treiben, viel verdienen. Die Jagdzeit der Seebiber iſt die günſtigſte, den Tribut einzuheben, denn die Kamtſchadalen geben für einen Fuchs oder einen Zobel einen Biber, ob er gleich wenigſtens fünfmahl mehr gilt, und für 90 Rubeln verkauft wird, u. ſ. w.“ Man ſieht, daß alles dies auf die Meerotter paßt, und daß es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Kraſcheninnikow ſich geirrt hat, indem er geſagt, daß der Seebiber ſo groß als ſeine Seekatze, nehmlich ſein Seebär ſey.

Uebrigens heißt die Saricovienne, die man in der ruſſiſchen Sprache **Bobr** oder **Caſtor** nennt,

in der kamtschadalischen Sprache **Kaikan**, bey den Koriaken **Kalaga**, und bey den Kurilen **Kakkon**.

Ich muß noch hinzusetzen, da ich von Guyane neue Berichte in Absicht der amerikanischen Meerottern erhalten, daß sie in der Größe und Farbe sehr verschieden sind; diese Art ist an den niedrigen Küsten und in der Mündung großer Flüsse im südlichen Amerika sehr gewöhnlich.

Ihre Haut ist sehr dick, und ihr Haar gewöhnlich mehr oder weniger dunkelgrau, und zuweilen silberfarbig; ihr Geschrey ist ein rauher und heiserer Ton. Diese Thiere gehen heerdenweise, und besuchen oft die überschwemmeten Savannen, sie schwimmen mit dem Kopf außer dem Wasser, und oft mit offenem Maule, zuweilen umringen sie sogar, anstatt zu fliehen, in großer Anzahl ein Fahrzeug, indem sie ein Geschrey erheben, und man kann ihrer leicht eine große Anzahl tödten; übrigens sagt man, soll es sehr schwer seyn, eine Meerotter im Wasser zu bekommen, ob man sie gleich schon getödtet hat, sie soll sich, sobald sie verwundet ist, auf den Grund des Wassers niederlassen, und daß man vergebens seine Zeit verliert, um auf den Augenblick zu warten, wo sie wieder hervorkommen könnte, besonders wenn es in einem fließenden Wasser ist, das sie mit fortreißen kann.

Die Jaguars oder Cougars führen mit ihnen Krieg, und unterlassen nicht sie wegzunehmen und davon zu essen. Sie lauren auf, und wenn eine Meerotter vorbeygeht, so machen sie sich darüber

her, verfolgen sie bis auf den Grund des Wassers, tödten sie daselbst, und nehmen sie dann mit aufs Land, um sie zu verzehren. 13)

Wir haben (pag. 158. **Supplem.** Vol. III.)14) nach dem Zeugniß des Herrn de la Borde gesagt, daß es in Cayenne 3 durch ihre Größe von einander verschiedene Ottern gäbe; die beyden größten derselben scheinen Saricoviennen zu seyn, die sich der Gestalt nach so ähnlich sind, daß man ohne Bedenken sie auf eine und dieselbe Art zurückbringen kann, indem man als eine allgemeine Erfahrung bemerken muß, sowohl bey der Art der Meerottern als des Jaguars und verschiedener anderer Thiere in Gegenden, die fast ganz wüste sind, daß sie an den Orten, die an Wohnungen gränzen, kleiner sind, als tiefer in das Land hinein, weil man sie tödtet, wenn sie noch jünger sind, und ihnen die Zeit nicht läßt, ihren völligen Wachsthum zu erreichen. 15)

13) Die ausführlichere schöne Beschreibung, besonders der inneren Theile, die Art sie zu jagen, die Bereitung ihrer Felle und den Handel damit, findet man bey Steller, und da dessen Nachrichten auch in teutscher Sprache leicht zu haben sind, kann ich darauf verweisen. **O.**

14) Addition a l'article de la Loutre. Buffon Suppl. Ed. in 12. *Quadr. Tom. VIII. p.* 260. Man sehe folgenden Anhang zur Fischotter. **O.**

15) Der Bar. Friedr. von Wurmb giebt die Beschreibung einer grauen Otter, die in der Gegend von Batavia gefunden wird, und vielleicht zu dieser Art ge-

gehören möchten, obgleich ihr Aufenthalt so sehr verschieden ist. Er sagt: In der Nähe von Batavia giebt es an den Mündungen der Flüsse eine Otter von dunkelgrauer Farbe, deren kurze und sehr weiche Haare bloß unter der Kehle lichtgrau sind. Ihr Kopf ist platt gedrückt, und etwas länger als der von einer Katze. Die Ohren sind kurz, rund, und liegen dicht am Kopfe an. Der Bart ist mit langen Stachelhaaren besetzt. An jeder Pfote sind fünf Finger, davon der Daumen der kürzeste ist. Diese Finger sind durch eine Schwimmhaut verbunden, und mit runden Nägeln versehen. An den hintern Pfoten ist diese Haut so dick, daß man äußerlich kaum die Abtheilung der Finger bemerken kann.

Der Schwanz läuft spitz zu, ist von oben rund, unten aber der ganzen Länge nach völlig platt, mit drey in die Länge laufenden Erhöhungen. Diese untere Seite des Schwanzes ist, so wie die Füße, mit sehr kurzen Haaren besetzt. Das Geheul dieses Thiers hat einige Aehnlichkeit mit dem Winseln eines Menschen.

Die Innländer nennen diese Otter Anjing-Ayer oder Wasserhund. Ein Name, welcher der Otter in vielen Gegenden gegeben wird. (Man sehe die Anmerk. c bey der Saricovienne.) Nach dem Linneischen möchte unsre graue Otter wohl die mehrste Aehnlichkeit mit dessen Mustela Lutris haben. Ihr Maas ist wie folget.

	Fuß.	Zoll.
Länge von der Nase bis an den Schwanz	1	6
Länge des Schwanzes — — — —	1	—
Obere Länge des Kopfs — — —	—	4
Länge des Halses — — — — —	—	$3\frac{1}{2}$
Länge der vordern Füße — — —	—	4
Länge der hintern Füße — — — —	—	8
Breite des Kopfs zwischen den Ohren	—	3
Breite über den Schultern — — —	—	$4\frac{1}{2}$
Durchmesser des Leibes in der Mitte —	—	4
— — — des Hinterleibes — —	—	$2\frac{1}{2}$
Breite des Schwanzes dicht am Leibe	—	2

	Fuß.	Zoll.
Dicke desselben dicht am Leibe — —	—	2½
Breite der Sohlen der Hinterfüße —	—	2
Länge derselben — — — — —	—	3
Breite der Sohlen der Vorderfüße —	—	2½
Länge derselben — — — — —	—	2

Lichtenberg Magaz für das Neueste aus der Physik u. Naturg. 3 B. 2 St. p. 10.

Diese Otter scheint mir doch für die Meerotter zu klein, und ihr Schwanz nach Verhältniß zu lang zu seyn, als daß sie mit Gewißheit zu derselben Art gezählet werden könnte, so wie ihr Aufenthalt solches schon zweifelhaft machen möchte.

O.

Die Fischotter von Canada. S29.

Büff. Thiere XVI Th. Büff. VII. T. 44.

CXLVI.

Ein Fischotter aus Canada. 1)

Büffon *VII. I. Tab.* 44.

Schreber Säugth. Tab. 126. B.

Dieser Fischotter, der viel größer als der unsrige ist, und sich eben sowohl in dem nördlichen Europa als in Canada finden muß, hat mich veranlasset, zu untersuchen, ob er nicht eben dasselbe Thier sey, welches Aristoteles unter dem Namen latax angeführet hat, und wovon er sagt, daß es den Fischotter an Größe und Stärke übertreffe. Allein da die Kennzeichen, welche er davon angiebt, diesem großen Fischotter nicht völlig zukommen, und da ich zwischen jenem und dem gemeinen Fischotter, die Größe ausgenommen, eine vollkommene

1) Une Loutre de Canada. *Buffon Hist. nat. Tom. XIII. Ed. in* 12. *Tom. VI. p.* 263. *tab.* 25. Fischotter aus Canada. Buffon allgem. Gesch d. Nat. *VII. I. p.* 180. *Tab.* 44.

Pennant Naturgesch. d. nördl. Polarländ. *II. p.* 90.

Zimmerman. geogr. Zool. *I. p.* 276. X.

Schrebers Säugthiere *III. tab.* 126. B.

Bey Linné, Erxleben u. a. wird sie als eine Abart der gemeinen Fischotter angesehen.

mene Gleichheit finde, so bin ich der Meinung, daß derselbe keine besondere Gattung, sondern ein bloßer Abfall in der Fischotterart sey. Da ferner die Griechen, und vornehmlich Aristoteles mit großem Bedacht nur denen Thieren, die der Gattung nach unterschieden sind, verschiedene Namen gegeben haben; so sind wir davon überzeugt worden, daß der latax ein anderes Thier ist. Sonst sind die Fischotter sowohl als die Biber in Amerika a) größer und von Haaren schwärzer und schöner als in Europa. In der That muß der Fischotter in Canada größer und schwärzer als der Fischotter in Frankreich seyn. Wie ich aber untersuchte, was für ein Thier wohl der latax des Aristoteles seyn möchte, (welches kein Naturforscher weiß), so kam ich auf die Vermuthung, daß es das vom Belon unter dem Namen Seewolf angezeigte Thier sey, b) und

a) Die Fischotter in Nordamerika sind von denen in Frankreich darin verschieden, daß sie insgesammt gewöhnlich länger und schwärzer sind, jedoch sind einige viel länger und schwärzer als andere; es giebt auch pechschwarze, welche vorzüglich gesucht werden und sehr theuer sind. *Description de l'Amerique septentrionale, par Denys, tome II. page 20.*

b) Sunt inter quadrupedes ferasque, quae victum ex lacu et fluviis petant, at vero a mari nullum, praeterquam vitulus marinus. Sunt etiam in hoc genere fiber, satherium, satyrium, lutris, latax, quae latior lutra est dentesque habet robustos, quippe quae noctu plerumque egrediens, virgulta proxima suis dentibus ut ferro praecidat; lutris etiam hominem mordet, nec desistit, ut ferunt, nisi ossis fracti crepitum senserit. Lataci pilus durus, specie inter pilum vituli marini et cervi. *Arist. Hist. anim.*

und ich halte es für meine Schuldigkeit, die Anzeigen des Aristoteles vom Latax, und die Nachrichten des Belon vom Seewolf hier anzuführen, damit man sie beyde gegen einander halten könne.

Aristoteles erwähnet in dieser Stelle sechserley Amphibien, und von diesen sechsen kennen wir nur drey, nehmlich den Phocas, den Biber und den Fischotter. Die drey übrigen, nehmlich der **Latax**, das **Satherion** und **Satyrion** sind unbekannt geblieben, weil sie bloß ihren Namen nach angezeigt und überall nicht beschrieben worden. In diesem Fall sowohl als in allen denen Fällen, in welchen man keine gerade Forderungen machen kann, um Kenntnisse von einer Sache zu erlangen,

gen,

anim. lib. VIII. cap. V. — Der Seewolf. — „obgleich die Engländer keine Landwölfe haben, so hat „die Natur sie doch mit einem Thier an dem Ufer „ihres Meeres versehen, das unserm Wolf so nahe „kömmt, daß, wenn es sich über die Schafe und „nicht über die Fische hermachte, man sagen sollte, „es gleiche unserm größten Raubthier vollkommen, „besonders wenn man seinen starken Leib, seine „Haare, seinen sehr großen Kopf und seinen Schwanz, „der des Landwolfs seinem sehr ähnlich ist, betrachtet. Weil aber dieser, wie gesagt, bloß von Fischen lebt, und den Alten gar nicht bekannt gewesen ist, so ist er mir eben so merkwürdig vorgekommen, als die vorhin angeführten Amphibien. Aus „dieser Ursache habe ich seine Abbildung hier beyfügen wollen." *Belon de la nature des Poissons p.* 18. Die Figur stehet S. 19, und ist der Hyäne ähnlicher als irgend einem andern Thier; aber es kann nicht die Hyäne seyn, weil diese keine Amphibie ist, nicht von Fischen lebet, und überdieß in einer ganz andern Gegend sich aufhält.

gen, muß man seine Zuflucht zu dem Mittel der Ausschließung nehmen.

Allein dieses Mittel kann man nur dann mit Nutzen anwenden, wenn man beynahe alles kennet. Alsdenn kann man von dem Gewissen aufs Verneinende schließen, und letzteres wird durch dieses Mittel eine gewisse Kenntniß. Zum Beyspiel, ich glaube, daß, da ich mir eine geraume Zeit Mühe gegeben, die vierfüßigen Thiere kennen zu lernen, ich sie alle, sehr wenige ausgenommen, kenne. Ich weiß, daß Aristoteles von denjenigen, welche dem Welttheil Amerika eigen sind, keine Kenntnisse haben konnte. Ich kenne auch unter den vierfüßigen alle Amphibien, und trenne von denselben sogleich die amerikanischen Amphibien, als den Tapir, den Cabian, den Ondatra u. s. w.; es bleiben mir also die Amphibien auf unserer Erdhälfte übrig, welche das Flußpferd, der Morse oder die Seekuh, die Phoken oder die Seekälber, der Seewolf des Belon, der Biber, der Fischotter, der Zobel, die Wasserratze, der Desmann, die Wasserspitzmaus, und wenn man will das Ichneumon oder die Manguste sind, welche einige für eine Amphibie angesehen, und den egyptischen Fischotter genennet haben. Von dieser Anzahl nehme ich den Morse oder die Seekuh ab, welche dem Aristoteles unbekannt war, weil sie sich bloß in den Meeren gegen Norden findet; ferner nehme ich das Flußpferd, die Wasserratze und den Ichneumon ab, weil er von ihnen an einem andern Ort redet, und sie mit ihren Namen bezeichnet. Endlich nehme ich die Phoken, den Biber, und den Fischotter, die bekannt genug sind, und die Wasserspitzmaus ab,

die

die viel zu viele Aehnlichkeiten mit der Landspitz-Maus hat, als daß man sie jemals von derselben abgesondert und ihr einen eigenen Namen gegeben haben sollte. Für den Latax, den Satherion und Satyrion bleiben uns daher der Seewolf, der Zobel und Desman übrig: von diesen 3 Thieren ist nur der Seewolf des Belon größer als der Fisch-Otter, und kann also nur allein den Latax vorstellen; folglich stellen der Zobel und der Desman den Satherion und Satyrion vor. Man merket wohl, daß diese Muthmaßungen, welche ich für gegründet halte, doch nicht zu der Zahl derjenigen gehören, die in der Folgezeit mehr aufgeklärt werden können, woferne man nicht einige bis jetzt unbekannte griechische Handschriften entdeckte, in welchen diese Namen vorkämen und durch neue Nachrichten erkläret wären. 2)

V.

Herr

2) Herr Pallas vermuthet, daß der Latax des Aristoteles der Biber sey, aus dem er zwey Thiere nach einer schlechten Vorstellung oder Erzählung gemacht habe, da seine Beschreibung des Latax auf kein anderes vierfüßiges Thier in dem süßen Wasser passe; selbst das harte Haar passe auch ziemlich auf das obere Haar des Bibers.

Der Satherion (oder besser Sathrion) könne nicht der wasserscheue Zobel seyn, aber wahrscheinlich die kleine Otter (Lutreola) welche ein ziemlich köstliches Fell haben, das von Rußland und Polen den Griechen leicht bekannt werden konnte, so wie das Thier vielleicht nahe an Griechenland einheimisch sey. *Pallas Spicileg. Zoolog. XIV. p.* 42. Man sehe unten die Beschreibung der Sumpfotter oder des Nörz, so wie in Büffons Vierf. Th. *XV. p.* 262. und Schreber 462. und 484.

CXLVI. Ein Fischotter aus Canada.

Herr Daubenton sagt: Dieser Fischotter (Taf. XLIV.) findet sich im Cabinette unter dem Namen eines **canadischen Fischotters**. Er hat, wie mir vorgekommen ist, eine sehr große Aehnlichkeit mit dem unsrigen, was die Bildung des Kopfes, des Leibes, des Schwanzes, der Beine und auch der Füße betrift, indem er zwischen den Zehen Schwimmhäute hat; allein er ist ungemein groß: seine Länge beträgt zween Schuh zehn Zoll ungefähr, von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes, welcher einen Schuh und fünf Zoll lang ist. Die völlige Länge dieses Fisch-Otters trägt also mit Inbegrif des Schwanzes vier Schuh drey Zoll aus; dahingegen der Fischotter, nach welchem dieses Thier im IV. Theile 1. Bande dieses Werks beschrieben worden ist, und derjenige, dessen Beschreibung Hr. Perrault in der dritten Abtheilung der Memoires über die Naturgeschichte der Thiere angeführt hat, jeder von der Spitze der Schnauze bis ans Ende des Schwanzes nicht über drey Schuh und 2 bis 3 Zoll lang waren. Doch legt Hr. Brisson in seinem Werke (Regnum animale) die Maße eines in Frankreich gefangenen Fischotters vor, der von der Schnauze bis an die Spitze des Schwanzes vier Schuh und einen Zoll lang war, und folglich von dem canadischen Fisch-Otter, von dem wir hier reden, nur um zween Zoll in der Länge übertroffen wurde. Dieser Fischotter hat ebenfalls zwo Sorten von Haar; das Wollhaar ist in dem größesten Theile seiner Länge weißgrau; die langen und steifen Haare haben bis auf die Hälfte ihrer Länge von der Wurzel an, eben diese Farbe, allein die andre Hälfte dieser langen Haare und die Spitze des Wollhaars ist falbe, anstatt

statt daß sie auf dem ganzen Obertheile des Thiers, von der Spitze der Schnauze bis an den Schwanz, an der äußern Seite der Beine und oben auf dem Schwanze, so wie bey unsern Fischotter, braun seyn sollten; die langen Haare an den Seiten des Kopfes, am Unterkinnbacken, unten und an den Seiten des Halses, an der Brust, am Bauche, an den Achseln, in der Schaamgegend und an der innern Seite der Beine sind weißlicht, wie bey unserm Fischotter; allein das Haar an den Füßen und auf dem Obertheile des Kopfes ist von falber Farbe, wie das Rückenhaar, und ohne alle schwärzliche Schattirung.

Der canadische Fischotter, der hier beschrieben worden ist, unterscheidet sich also von dem unsrigen bloß durch den Mangel der braunen und schwarzen Schattirungen, die seinem Haare fehlen, vielleicht aber hat er dieselben durch den eingedrungenen Schwefeldampf verloren, womit man ihn öfters zur Verwahrung vor den Insecten hat räuchern müssen. Wiewohl, wenn seine Farben durch diesen Zufall auch nicht verblichen wären, so würde dieser Unterschied der bloßen Farbe mir doch noch nicht zureichend scheinen, um dadurch eine neue Fischotterart zu characterisiren, die von unsrer einländischen verschieden wäre. **Büffon** a. a. O. p. 180.

Wegen der Zahl der Schneidezähne und anderer Eigenschaften scheint der Otter von Nootka-sund ehe zu dieser canadischen als zu Stellers Meerotter zu gehören. Es heißt von ihr in Cooks Reisen: „Da dieses Thier (Meerotter) in verschiedenen

Werken, besonders in den Nachrichten der Russischen Abentheurer und ihrer Reisen ostwärts von Kamtschatka, weitläuftig beschrieben wird, so hätte ich bloß anmerken dürfen, daß man es hier in großer Menge antrift, wenn wir nicht an einem Thiere dieser Art, einige Abweichung von jenen Beschreibungen wahrgenommen hätten. Wir hatten lange gezweifelt, ob die vielen Felle, die uns die Einwohner brachten, würklich dieser Thiergattung zugehörten, da wir uns weiter nach keinen Kennzeichen als nach der Größe, Farbe und Schönheit des Pelzwerks richten konnten. Allein kurz vor unserer Abreise tauschten wir von einigen Fremden eine eben getödtete noch vollständige Meerotter ein, wovon Herr Steller eine Zeichnung geliefert hat, nach welcher die hier beygefügte Abbildung in Kupfer gestochen worden ist. Es war ein junges Thier, das nur fünf und zwanzig Pfund wog; die Farbe der Haare war ein glänzendes Schwarz, doch hatten viele Haare weiße Spitzen, welches auf dem ersten Anblick dem Ganzen ein graues Ansehen gab. Die Schnauze, Kehle und Brust waren gelblichweiß oder sehr lichtbraun, und diese Farbe erstreckte sich an den meisten Fellen bis auf den ganzen Bauch. In jeder Kinnlade zählten wir sechs Schneidezähne, wovon im Unterkiefer zwey sehr klein, und äußerlich an der Wurzel der mittelsten gestellt waren. In dieser Rücksicht, und darin daß die äußern Zehen der Hinterfüße nicht mit einer Haut verbunden sind, unterscheidet sich unser Thier von denen, welche die Russen gefunden haben; auch scheint hier eine größere Varietät in den Farben statt zu finden, als die Russen erwähnen. Unstreitig hängt sie vom Alter ab, die jüngsten haben grobes

bes braunes Haar, und sehr wenig Pelz oder Wolle darunter; so bald sie aber so groß geworden sind, wie das oben beschriebene ganze Thier, sind sie reichlich mit Wollhaar versehen, und bleiben vermuthlich in diesem Zustande, bis sie ihr völliges Wachsthum erreicht haben. Dann geht die schwarze Farbe verlohren, und an ihre Stelle kommt ein dunkles Braun oder eine Nußfarbe, wobey das Wollhaar sehr reichlich ist, das lange Haar aber sich fast ganz verliert. Andre die wir für noch älter hielten, waren Kastanienbraun, und einige wenige Felle waren so gar vollkommen gelb. Mit Recht behaupten die Russischen Nachrichten, dieses Pelzwerk sey das weichste und schönste in der Welt; und aus eben diesem Grunde kann die Entdeckung eines Theils von Amerika; wo man eine so kostbare Waare antrift, nichts weniger als gleichgültig seyn." C. Cooks dritte Entdeckungs-Reise 2ter Th. p. 29.

Anhang
zu dem Fischotter a)
und
die kleinste Otter von Guiana.

Buffon Suppl. VIII. pl. XXIV.

Wir sehen, daß der Verf. die canadische Fisch-Otter hier*) nicht für eine von dem europäi-

schen

a) Der Fischotter ist schon im vierten Theile S. 137 beschrieben. Man vergleiche noch

Lutra vulgaris. *Erxleben mammalia p.* 448. *n.* 2.

Mustela Lutra. Schreber Säugth. *III. Tab.* 126. *A.* Der Fischotter. p. 457. n. 1.

Der Flußotter. Zimmerman geogr. Zool. I. *p.* 276. II. *p.* 313. *n.* 210.

S. Gmelin Reisen III. p. 285. u. 373.

Mustela Lutra. *Linne Syst. Nat. ed.* XIII. p. 93. n. 2.

Der Fischotter. Bechstein Naturg. Deutschl. I. p. 320.

G.

*) In den Supplementen vermuthet er doch bey Beschreibung der Saricovienne, daß der kanadische Otter

Die Kleinste Otter v. Guijana. S. 38.

Büff. Thiere XVI Th. Büff. Suppl. VIII T. 24.

schen Fischotter verschiedene Art ansieht; ich will desfalls auch gleich die in seinen Supplementsbänden gemachten Zusätze zur Geschichte der Fischotter hier folgen lassen. Er sagt nämlich *): Pontoppidan versichert, daß sich der Fischotter in Norwegen eben so gut bey süßem als salzigem Gewässer finde; daß er seinen Aufenthalt in Steinhaufen habe, woraus die Jäger sie durch Nachahmung ihrer Stimme auf einer kleinen Pfeife locketen; er setzt hinzu, daß sie nur die fetten Theile des Fisches fraßen, und daß ein zahmer Fischotter, dem man täglich ein wenig Milch gab, beständig Fische ins Haus brachte. a) 4) Aus den von dem Hrn. de la

Otter zu der Meerotter gehöre, worin er sich aber, nach den Beschreibungen und beyden Abbildungen zu urtheilen, geirret hat.

G.

*) *Supplem. Tom. VIII. p.* 260.

a) Hist. natur. de la Norwege par Pontoppidan. *Journal etranger Juin* 1756.

V.

4) Der Verfasser bezweifelt (im 4ten Theile S. 142) diese Zähmung, und erzählt, daß sie ihm vielmehr alle in der zarten Jugend gestorben wären. Allein ich weiß selbst, daß vor verschiedenen Jahren der Pächter des Greifswaldischen Teichs, darin die Ottern nicht selten waren, ein Junges lange Zeit zahm hatte.

Freiherr Härleman erzählt, wie er einen zahmen Otter in Stockholm habe fischen gesehen, und der Herr Low beschreibt ausführlich, wie sie dazu und zur Jagd abzurichten sind. Königl. Schwed. Akad. Abhandl. auf das J. 1752. Band *XIV.* p. 147.

G.

Borde mitgetheilten Bemerkungen sehe ich, daß es in **Cayenne** dreyerley Arten von Ottern giebt; die **schwarze**, die vierzig bis funfzig Pfund wiegen kann; eine andere Art, welche **gelblich** ist [5]), mag zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund wiegen; und endlich die dritte **viel kleinere Art** [6]) mit graulichten Haar, wiegt nur drey oder vier Pfund. Ferner sind nach seinem Bericht diese Thiere in Guiana längst allen Flüssen und stehenden Gewässern, die von Fischen wimmeln, sehr häufig. Bisweilen streifen sie in zahlreichen Haufen herum, sind dabey zu wild, als daß sie sich ankommen lassen. Wer sich ihrer bemächtigen will, der muß sie überfallen, sonst haben sie mörderische Zähne, womit sie sich tapfer gegen die Hunde vertheidigen. Sie werfen ihre Jungen in Löchern, die sie an den Ufern graben, davon man öfters einige in den Häusern aufziehet. Ich habe bemerkt, sagt Hr. de la Borde, daß alle Thiere in Guiana leicht zahm, und einem durch ihre große Vertraulichkeit bald lästig werden. b)

Herr Aublet, ein Gelehrter und von uns schon angeführter Botanist, und der Königl. Wundarzt Hr.

5) Die gelbe Otter von Guiana. *Buffon Suppl.* III. *p.* 158. *ed. in* 12. *Tom.* VIII. *p.* 261. Zimmerm. geogr. Zool. II. *p.* 318. *b.*

6) Man sehe unten die kleine Flschotter des süßen Wassers von Cayenne.

O.

b) Bemerkungen des Herrn de la Borde, Königlichen Arztes zu Cayenne.

V.

Hr. Olivier, welche sich beyde lange zu Cayenne und in den Gegenden von Oyapok aufgehalten, haben mir versichert, daß es dort **Fischottern von neunzig und hundert Pfunden** gäbe. 7) Sie halten sich in den großen und wenig besuchten Flüssen auf, wo man ihren Kopf über dem Wasser hervorragen sieht. Ihr Geschrey hört man schon in der Ferne. Sie haben ein sehr sanftes aber dabey kürzeres Haar als der Biber. Diese Ottern, deren gewöhnliche Farbe rothbraun ist, leben von Fischen, und fressen auch die Samenkörner, welche von dem Ufer ins Wasser fallen.

Wir liefern hier (Kupfert. XXIV.) die Abbildung eines kleinen Thieres, welches uns unter dem Namen der **kleinen Fischotter des süßen Wassers zu Cayenne** 8) von Guiana zugesandt worden, und welche wir für die dritte von dem Herrn de la Borde angegebene Art halten. Sie ist nur von der Spitze der Schnauze bis zu Ende des Leibes sieben Zoll lang, auch hat diese kleine Fischotter einen kahlen Schwanz, wie die Wasserratze, der sechs Zoll sieben Linien lang ist, am Leibe 5 Linien im Umfang hat, und dann bis zu seiner weißen Spitze immer dünner wird. Sonst ist die Farbe

7) *Buffon Suppl.* III. *p.* 159. *ed. in* 12. *Tom.* VIII. *p.* 262. Die große Otter von Guiana. Zimmerm. geogr. Zool. II. *p.* 318. *a.*

8) Petite Loutre d'eau douce de Cayenne. *Buffon quadrup. Suppl. ed. in* 12. *Tom.* VIII. *p.* 262. Die kleinste Otter von Guiana. Zimmerm. geograph. Zool. II. p. 215.

des Schwanzes braun, statt der Haare mit einer groben und körnichten Haut, wie die Fischhaut, bedeckt, dabey unten flach und oben rund. Die Haare des Knebelbarts, gleich wie die großen Haare über den Augen, sind einen Zoll lang. Der Kopf und der Leib ist unten ganz weiß, wie es auch die Vorderfüße inwendig sind. Kopf und Leib sind oben und an den Seiten mit großen schwarzbraunen Flecken, deren Zwischenräume mit graugelblichen Haar ausgefüllet sind, bedecket. Die schwarzen Flecke stehen an beyden Seiten des Leibes symmetrisch; über dem Auge ist ein weißer Fleck, aber die Ohren sind groß, und scheinen ein wenig länger als sie bey unsern Fischottern sind. Die Beine sind sehr kurz, und die Vorderfüße haben fünf Zehen ohne Häute, welche sich jedoch an den fünf Zehen der Hinterfüße finden.

Zweyter Anhang
zu der Fischotter. a)

Wir haben gesagt, daß die Otter sich gar nicht aufziehen ließe, und daß es uns nicht hätte glücken wollen, sie zahm zu machen; aber Versuche ohne Erfolg beweisen nichts, und wir haben oft bemerkt, daß man bey den Thieren die Aufziehungs-Fähigkeit nicht zu sehr einschränken müsse. Selbst die, die sich am meisten dagegen zu sträuben scheinen, geben demohngeachtet nach, und unterwerfen sich unter gewissen Umständen; darauf kommt nur alles an, diese günstigen Umstände zu treffen und den biegsamen Augenblick in ihrem Naturell zu finden, hieran in der Folge fest zu halten und eine erste nothwendige Fertigkeit oder Nothdurft zu erzeugen, die sich bald alle andern unterwirft. Das Aufziehen der Otter, wovon wir jetzt reden wollen, ist ein Beyspiel davon. Hier ist das, was der Hr. Marquis von Courtivron, mein Mitgehülfe bey der Akademie der Wissenschaften, mir vom 15ten October 1779 von einer sehr zahmen und gelehrigen Otter geschrieben hat:

„Sie

a) De la Loutre. *Buffon Supplem. quadr. (in 12.) Tom. XI. p. 97.*

„Sie geben denen, die einige Beobachtungen über Thiere haben, die Erlaubniß, sie Ihnen auch dann mitzutheilen, wenn sie auch mit dem, was ihre erste Meinung gewesen zu seyn scheint, durchaus nicht übereinstimmen; da ich den Artikel von der Otter noch einmal gelesen, habe ich bemerkt, daß Sie an der leichten Bezähmung dieses Thiers zweifeln. Unter dem, was ich Ihnen jetzt sagen will, werde ich nichts erzählen, als was ich in der Abtey des heil. Johannes des Großen in den Jahren 1775 und 1776 zu Autun gesehen habe, und was tausend Personen so wie ich bemerkt haben. Ich sahe, wie ich sage, in einer Zeit von beynahe 2 Jahren verschiedene mahl eine weibliche Otter, die kurz nach ihrer Geburt in dies Kloster gebracht war, und woran die Aufwärterinnen einen Gefallen gehabt sie aufzuziehen; sie hatten sie bis sie 2 Monat alt war mit Milch aufgezogen, wo sie anfingen, diese junge Otter an allerley Art Nahrungsmittel zu gewöhnen; sie fraß die übrig gebliebene Suppe, kleine Früchte, Wurzeln, Hülsenfrüchte, Fleisch und Fische, aber gekochte Fische wollte sie nicht, und sie aß auch keine rohe Fische, als wenn sie ganz frisch waren; waren sie älter als einen Tag, so berührte sie sie nicht. Ich versuchte, ihr kleine Karpfen zu geben, sie aß die lebendigen, die todten aber untersuchte sie, indem sie ihnen mit der Pfote die Kiemen öfnete, sie beroch, und am öftersten liegen ließ, auch wenn man sie ihr vorsetzte, ehe man ihr lebendige gab. Diese Otter war so zahm wie ein Hund, sie antwortete auf den Namen *loup-loup*, den die Aufwärterinnen ihr gegeben hatten. Sie folgte ihnen, und ich habe sie auf ihr Rufen von dem Ende eines großen Hofes

fes zurückkommen sehen, wo sie frey herum ging; und ob ich gleich ein Fremder war, so machte ich doch daß sie mir folgte, da ich sie bey ihrem Namen rief; sie war mit den Katzen der Aufwärterinn womit sie erzogen war, sehr vertraut, und spielte auch mit dem Gärtnerhunde, womit sie früher bekannt geworden war; alle andern Hunde und Katzen trieb sie aber zurück, wenn sie sich ihr näherten; ich hatte einmal einen kleinen Wachtelhund bey mir, anfangs ließ sie sich nichts gegen ihn merken, aber da der Hund sie beriechen wollte, gab sie ihm 20 Schläge mit den Vorderpfoten, so wie es die Katzen machen, wenn sie die kleinen Hunde angreifen, und verfolgte ihn mit Nasen- und Kopf-Stößen bis zwischen meinen Füssen, und nachher verfolgte sie ihn allemal so oft sie ihn sahe auf eben die Art; so lange die Hunde sich nicht wehrten, brauchte sie ihre Zähne nicht, aber wenn der Hund ihr die Spitze bot und beißen wollte, dann kam der Streit aufs äusserste, und ich habe ziemlich große Hunde, die zerfetzt und sehr gebissen waren, die Flucht ergreifen sehen.

Diese Otter wohnte in einem Zimmer der Aufwärterinnen, und bey Nacht lag sie auf ihrem Bette; am Tage lag sie gewöhnlich auf einem Strohstuhl, wo sie rund zusammen lag und schlief, und wenn es ihr einfiel, ging sie hin und legte den Kopf und die Vorderpfoten auf einen Eimer Wasser, das zu ihrem Gebrauch da stand, dann schüttelte sie sich und legte sich entweder auf den Stuhl wieder hin, oder ging auf dem Hofe oder in dem äussern Theil des Hauses spazieren. Ich habe sie verschiedene mahl in der Sonne liegen sehen, alsdann

dann schloß sie ihre Augen zu; ich habe sie getragen, angefaßt, bey den Pfoten genommen und geschmeichelt, sie spielte mit meinen Händen, und biß sie unmerklich, und machte, wenn man so sagen kann, kleine Zähne, so wie die Katzen die Krallen einziehen. Ich führte sie einmal nach einer kleinen Wasserpfütze, wo der Arourfluß zurückbleibt, wenn er übergetreten ist. Was Ihnen befremdend scheinen wird, und was mich auch sehr wunderte, sie schien sich zu fürchten Wasser in einem so großen Raum zu sehen; da sie über den Rand gegangen war, wo sie sich den Kopf wie in dem Eimer naß machte, ging sie nicht hinein, ich ließ sie einige Schritte in das Wasser werfen, sie machte sich aber schnell wieder mit einer Art von Schrecken an das Ufer, und folgte uns sehr zufrieden, ihre Wärterinnen wieder zu finden. Wenn man aus einer Erfahrung und einem einzelnen Thier einen Schluß machen kann, so scheint die Natur diesem Thier nicht denselben Instinkt, wie den Enten gegeben zu haben, die sobald sie ausgebrütet sind, wenn sie unter einer Henne auskommen, sogleich im Wasser herumschnattern.

Das Thier war sehr unreinlich. Das Bedürfniß, sich des Unflats zu entledigen, schien sie zu überfallen, und sie that es immer eben so schnell, wo es auch seyn mochte, ausgenommen auf Meubeln; auf der Erde und im Zimmer aber machte sie es so wie sonst. Die Aufwärterinnen hatten sie niemals selbst durch Züchtigung nicht gewöhnen können, nach dem Hof, der etwas entfernt war, hinzugehen, und ihre Nothdurft zu verrichten, sobald sie es gethan, beroch sie wie die Katzen ihre Ex-

Excremente, und machte darauf einen kleinen muntern Sprung, als wenn sie sich freuete, daß sie sich dieser Bürde entledigt hätte.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese Otter zu sehen, weil ich nicht nach Autun kam, ohne nach der Abtey Saint Jean le grand hinzugehen, wo Madame Courtivron eine Tante hatte, und ich habe mit der Otter, die eine sehr gute Gesellschaft machte, zu Mittag gegessen. Man bot sie mir an, und ich würde sie angenommen haben, um sie an dem Graben meines Hauses zu Courtivron an einer Kette zu legen, wo sie Gelegenheit gehabt hätte, sich zu begatten, wenn ich nicht die Schwürigkeit, sie in eine Kette zu legen, bemerkt hätte, weil der Hals dieses Thiers mit seinem Kopf und seinem Körper fast einerley Durchmesser hat; ich glaubte sie könnte entwischen, und die Ottern bey mir vermehren, die da mehr als zu häufig sind.

Ich muß mir einen Vorwurf machen, daß ich über diesen Punkt bey den Ottern, daß sie sich wohl zähmen lassen, zu weit ausgeschweift habe, aber ich glaubte Ihnen ein Beyspiel geben zu müssen, von dem, was ich in unserm Bourgogne gesehen habe. Hier sind also, ohne Rücksicht der Beyspiele aus Dännemark und Schweden, wenn sie anders wirklich so sind wie der Pater Vaniere sie in seinem Gedichte, Praedium rusticum gerühmt hat, Sachen, worauf sie sich verlassen können; und in meiner ganzen Erzählung ist nichts poetisches." *Buffon Suppl.* a. a. O.

Ich muß hier noch die Vorschrift, wie man sie fangen und zur Jagd abrichten soll, nebst einigen Nachrichten von der Flußotter in Schweden und Persien folgen lassen.

Herr Lov lehret, die Ottern auf folgende Weise lebendig zu fangen und zur Jagd abzurichten: „Man läßt ein Fangeisen, wie die gewöhnlichen, machen, aber zwey bis dreymal größer. Wenn es gespannt ist, befestiget man an einen jeden Halbkreis einen Beutel, der aus kleinen Ketten gemacht ist, wie ein Panzerhemde. Wenn ein solches Fangeisen zusammen schlägt, wird es völlig kugelrund; man muß es sehr rein und blank halten, und so oft man es aufsetzet, mit Eingeweiden von Fischen wohl bestreichen. Man setzet das Fangeisen auf einen Stein, der etwas spitzig und nicht höher über dem Wasser ist, als daß das Wasser die Kettenbeutel bedecken kann, die sich unter dem Fangeisen befinden. An die Platte im Fangeisen bindet man ein Fischohr, und streuet etwas Fischköpfe und Eingeweide um die Platte herum. Sobald die Otter den angebundenen Fisch nimmt, schlägt das Fangeisen zusammen, und die Otter sitzet darinnen, wie in einem Bauer, ganz unbeschädigt. Aber dieses läßt sich nur mit alten Ottern bewerkstelligen. Die jungen müssen von Wasserhunden, welche dazu abgerichtet sind, aufgesucht werden, die über löcherichte Ufer, Wurzeln und Steine gehen, und bellen, wenn sich eine Otter darinnen verborgen hat. [10]) Sollte sich bey solchen Umständen ein

10) Der Otter hält sich in kleinen Seen, Strömen oder

ein alter Otter darinnen finden, so geht er gleich heraus, und da ist keine andere Art sie zu fangen, als daß man sie schießt oder sticht; aber die jungen Ottern gehen ohne den größten Zwang nicht aus ihren Löchern. Wenn man also findet, daß eine Otter zurückbleibt, so ist es gewiß eine junge, es mögen nun zwo Ottern beysammen, oder eine in ihrem

oder Bächen, in welchen Fische anzutreffen sind, auf. Wegen der geschwinden Fahrt zwischen den Morästen und ihrer Gänge unter dem Wasser sind sie so leicht nicht zu erhaschen: indessen sind sie darum keinesweges zollfrey. Da wo sie des Winters, wenn das Wasser mit Eis belegt ist, im Wasser ihren Auf- und Niedergang haben, pflegt man ihnen öfters mit der Flinte den Rest zu geben. Hat man einen im Otterfange geübten Hund, so ist dies eine angenehme Jagd; denn wenn der Hund durch den Geruch den Ort, an welchem der Otter unter Eis geht, ausgespüret hat, so bleibt er in einer kleinen Entfernung stehen und sieht nach dem Loche, bisweilen legt er auch die Ohren an das Eis und horcht, welches dem Schützen eine Anzeige ist, sein Gewehr fertig zu machen. Indem nun das Thier, um Luft zu schöpfen, in die Höhe kömmt, wird es geschossen und auch den Augenblick von dem Hunde herausgezogen, denn sonst sinkt es zu Boden.

Man fängt die Ottern auch mit Scheeren, die man im Wasser, überall wo sie nur ihre Gänge haben, versenkt; zum Anbisse nimmt man frische Fische, oder in deren Ermangelung Frösche.

Fast alle Mannsmützen und Frauensmuffen sind von Otterbälgen, die so stark sind, daß eine solche Mütze oder Muff mehrentheils die ganze Lebenszeit ihres Besitzers aushält. Ein schöner Otterbalg kostet auf den Marktplätzen 9, 10 bis 12 Kupferthaler. Berch. Schwed. Magaz. I. p. 249.

ihrem Baue nahe bey der andern seyn. Nun sucht man den Ausgang, setzet einen Fischhamen vor den Bau, und treibt die Ottern darinnen mit einer eisernen Stange, oder einem spitzigen Handspieße, daß sie herauskommen müssen. — Man soll keine junge Otter eher fangen, als nach Michaelis, denn sonst sind sie zu zart, weil sie sehr langsam wachsen.[11]) Wenn man eine solche junge Otter lebend fängt, so verwahrt man sie sogleich, und giebt ihr einige Tage Fische zu fressen und Wasser zu saufen, nachgehends vermenget man das Wasser immer mehr und mehr mit Milch, Brühe, Kohl oder Erbsen. Sobald sie sich gefallen läßt, dieses unvermengt zu fressen, so muß sie selten Fische bekommen, sondern statt ihrer Brod, welches zu ihrem Futter genug ist; endlich muß sie niemals ganze Fische oder Eingeweide, sondern nur die Köpfe davon bekommen. Weil sie auf diese Art verhärtet ist, welches in einem Zimmer geschehen muß, wo sich beständig Leute befinden, so muß man sie so zahm als möglich zu machen suchen, welches sich auch in kurzer Zeit bewerkstelligen läßt. Man machet sich nachgehends eine Maschine von Stroh mit Segelgarn überbunden, oder mit Leder bekleidet, ein halb Viertheil lang, und so dicke, daß die Otter den Rachen darüber aufsperren kann: an jedes

11) Die Ottern fressen allerley Fische, Frösche und dergleichen. Sie belaufen sich im Februar, wozu sie sich durch ein helles aber sanftes Getöne einander auffordern. Im May bringen sie 3 bis 4 Junge. Sie haben unter dem Wasser Gänge nach ihren Wohnungen, die aber doch so hoch sind, daß sie trocken darin liegen und Luft schöpfen können. Berch. Schwed. Magaz. I. p. 249.

jedes Ende seßet man zwey Zapfen kreuzweis, ein Viertheil lang. Nachgehends nimmt man einen dünnen Strick, an den man 4 oder 5 Kugeln, so groß als Nüsse machet, an jeder Kugel sind 4 Zacken gleich gegen einander. Diesen Strick leget man der Otter um den Hals, und bindet ihn in ihrem Nacken an; an diesen Knoten wird ein anderes kleines Strickchen ein Paar Ellen lang gebunden. Nachdem dieses solchergestalt vorgerichtet ist, muß man sie anfangs leiten, daß sie willig nachgeht, alsdenn sich ein Wort erwählen, z. E. **Hierher**, und so oft man dieses Wort sagt, stark an dem Stricke ziehn, so, daß sie schnell kömmt und gehorsam wird. Alsdann nimmt man die Otter vor, steckt die eine Hand in den Strick im Nacken, und windet, bis die Otter den Rachen aufsperrt; sobald solches geschieht, giebt man ihr die vorerwähnte Maschine hinein, wobey man allemal einerley ausruft, z. E. **Greif zu**. So oft sie es gehn läßt, muß man winden, bis sie es endlich fest hält; sobald sie es festhält, muß man den Strick winden, bis sie gehen läßt, und ihr zurufen: **Laß gehn**, so fährt man fort, bis die Otter auf den ersten Zuruf nimmt, und gehen läßt. Hierauf legt man das stroherne Werkzeug auf den Fußboden, wo sich kein Sand finden muß; man zieht auf die vorerwähnte Art am Stricke, beugt den Kopf der Otter nieder, zieht die Otter mit der einen Hand zu der Maschine, und hält die Maschine mit der andern; anfangs zieht man sie der Otter weg, endlich aber bringt man sie zu ihr, und hilft ihr, daß sie solche bey dem Ausrufe: **Greif zu**, fest halte. So fährt man fort, bis sie nur auf ein kleines Rücken des langen Strickes die Maschine aufnimmt,

da man denn erst rufet: Hieher, und sie so gelinde zu sich zieht; nachgehends mit dem Ausrufe: Loß geben, von ihr nimmt. Wenn man solches einige Tage bewerkstelliget hat, und sie bald nach der Maschine geht, wenn man solche wirft; so kann man ein Schnupftuch oder einen Handschuh werfen; Endlich, wenn sie so willig ist, ohne daß man sie ziehen oder klemmen darf, so wirft man ihr etwas vor, das sie gerne frißt, sie muß aber mit dem Stricke gezwungen werden, solches wieder zu bringen, welches nicht schwer ist, weil man auf diese Art alle Geschöpfe, wenigstens die sonst mit sich handthieren lassen, gewöhnen kann, etwas zu bringen. Nachdem sie alles wiederbringt, was sie tragen kann, und wornach sie geschickt wird, so nimmt man sie an ein helles und nicht allzu tiefes Wasser, und hat einige kleine todte und einige ziemlich große lebendige Fische bey sich; man wirft erstlich die todten hinein, die sie ohne allen Zweifel ganz willig aufnehmen wird; sobald sie aber solche bekömmt, muß man sie anhalten, daß sie selbige sogleich von sich giebt; endlich läßt man die lebendigen ins Wasser, die sie auch ohne Schwierigkeit fest hält, und sobald sie solche heraufbringt, giebt man ihr sogleich den Kopf. Man ist hier so weit gekommen, daß ein Mann, der in Schone in Christianstadtlehn, in der nördlichen Herrschaft, dem Kirchspiele Besterby wohnet, Namens Bengt Nilsson in Forsmölla, täglich von einer dergestalt abgerichteten Otter so viel Fische bekommen hat, daß er damit seine ganze Haushaltung unterhalten hat. Da nun diese Thiere sonst die Fische verzehren, so scheint es sehr nützlich, daß sie durchs Fischen den Menschen Nahrung bringen können, und überdies

von

von dem Schaden abgehalten werden, den sie sonst den Fischern thun, indem sie die Netze bey den Fischereyen zerreißen. Eine alte und eine junge Otter, lassen sich beyde nicht auf einerley Art abrichten, der Nutzen aber ist ungleich, denn sobald eine alte Otter zur Ranzzeit fortkömmt, so ist es ungewiß, ob nicht die Gewohnheit von der Natur wird überwogen werden. Wenn aber eine junge Otter auf diese Art erzogen wird, und ein Jahr lang vom Wasser ist abgehalten worden, so wird ihre Natur verändert, weil im entgegengesetzten Fall ein beständiger Aufenthalt im Wasser die Natur der Ottern stärkt, und ihre Hitze vermehret. Endlich kann man mit einer solchen gezähmten Otter auch alles, was sich in der Nachbarschaft findet, ausrotten; welches vorerwähnter Bengt Nilsson mit der seinigen versucht hat. Bey seinem Gute befand sich eine Mühle, bey der Mühle auf beyden Seiten eine hohe Wand, so daß die Otter nicht in den Mühlendamm hinauf kommen konnte; dieserwegen ließ er in das eine Schutzbret nahe am Wasser, einen kleinen Deckel machen, durch den er die Otter verschiedenemal ließ, und als die Otter dadurch zu gehen gewohnt war, ward es dergestalt eingerichtet, daß sie, sobald er daran rührte, leicht hinaus, aber nicht zurück gehen konnte; und der Deckel war wie eine Aalkiste gemacht, darinnen viel wilde Ottern der zahmen folgten, und also gefangen wurden." **Low Schwed. Ak. Abhandl.** *XXI. p.* 147.

Von der perfischen Fischotter giebt S. Gmelin folgende Beschreibung: „Sie hat in beyden Kinnladen sechs dicht an einander befindliche Zähne,

von welchen die in der obern gerad und spitzig sind, mit dem Unterschied, daß der äußerste auf beyden Seiten die übrigen an Größe übertrift; da hingegen die in der untern kleiner sind, und in stumpfe Spitzen auslaufen, auch unter denselben die beyden innersten, und die äußere auf der rechten und linken Kante, wie mit einem Fortsatz versehen sind. Die Hundszähne sind überaus groß, einzeln und gekrümmt. An Stockzähnen hat die Fischotter der Anzahl nach in der obern Kinnlade auf beyden Seiten 5, von denen die 2 hintern ungleiche Fortsätze führen, die beyden darauf folgenden einfach, gerade und von einander abgesondert sind, der äusserste aber unter allen die kleinste Größe besitzt. In der untern Kinnlade befinden sich auf beyden Seiten 6 Stockzähne; [12]) die zween innersten sind gerad, rund

12) Die Zähne sind schon im 4ten Theil S. 140 nach Daubenton beschrieben. Allein der hinterste untere Backenzahn ist weder dort noch hier richtig genug angegeben. Hier heißt es gar, daß der Otter sechs untere Backenzähne habe. Von außen läßt aber der vorletzte bey flüchtigerem Anblick nur doppelt. Bey einem Otterkopfe aus meiner Sammlung finde ich die oberen Vorderzähne nicht in einem besondern Zwischenknochen in dem obern Kinnbackenknochen, oder wenigstens kleine Spuren von Näthen noch daselbst, wie dergleichen sonst bey den mehrsten Säugthieren gefunden werden. Die untere Kinnlade ist schmäler, und die obere und ihre Zähne liegen inwendig an dieser ihre, und sie können wegen der scharfen Ränder und Zacken der Zähne nicht gut auf einander mahlen, ja die vordersten sind kürzer, als daß sie zusammenkommen könnten. Der hinterste untere Backenzahn ist klein, oben beynahe flach, und stehet weiter nach hinten, als der hinterste

rund und ganz stumpf, die beyden darauf folgenden mit Absätzen versehen, die zween äussersten aber wiederum gerad, einfach und spitzig. Die Zunge ist breit, und in der Mitte stark gefurcht; der Gaumen hingegen knöchern. Der Kopf hat eine länglichte Gestalt, ist 5 Zoll lang, und mit einem sehr convexen, verbreiteten Wirbel versehen. Die Schnauze stellt ein Viereck vor; welches bloß, glatt und stumpf ist. Die Naslöcher haben, vermöge einer nach außen zu gekrümmten Furche, eine mondförmige Gestalt. Die Lippen sind roth, glatt und bloß; die Barthaare aber von verschiedenen Reihen, steif und einzeln. Unter ihnen bemerkt man die hinterste als die längste, da diejenige, die der Endung des Mundes am nächsten sind, die kleinste Größe erlangten. Sie sehen hauptsächlich weiß aus, es giebt auch unter ihnen schwärzlichte und gelblichte. Hinter den Augen sind noch zwo andere Reihen von Haarborsten, von denen sich der einen ihre lage gegen die Ohren, und die andere gegen den Wirbel zu richtet. Die Augen sind ungemein klein; länglich, von dem vorderen Winkel der Ohren 1 Zoll abgesondert; ihre Häute sehen röthlich aus. Der Regenbogen und der Stern aber fallen vom Blauen ins Schwärzliche. Die Ohren

terste obere, so daß dieser nur bey starker Aufsperrung des Mauls am meisten gegen seine nach vorn schreg liegende Fläche druckt, mit dem größten vordern Theile seiner Krone auf den hintersten Theil des vorletzten untern Backenzahns faßt. Die großen Fangzähne sind etwas einwärts gekrümmt, beynahe rund, doch mit zwey scharfen Kanten, wie man am Wolfszahn kennt.

O.

nehmen die unterste Seite des Hinterkopfs ein, sind gerad und ganz mit Haaren besetzt. Sonsten beobachtet man an dem Kopf keine Warzen. Der Leib hat eine runde ablängliche Gestalt, ist überall von gleicher Dicke, und 1½ Fuß lang, der Schwanz aber beträgt der Länge nach 14 Zoll. Ich muß jedoch bemerken, daß diese angegebene Ausmessung nur bey jungen Fischottern statt finde; dann Ausgewachsene erreichen gar gern die Größe von 3 Fuß, der Schwanz nicht mit gerechnet. Die Haare bedecken den obern Theil des Leibes in einer gleichen Dicke; sie sind an ihren Grundlagen schwarz, und führen schwärzlich graue Spitzen; manchmal, besonders bey ganz alten sind auch diese ganz schwarz; und je dunkler die Haare an den Fellen sind, je höher werden solche von den Persern geschätzet. Die Haare, welche die Ohren umgeben, sind kürzer, als die übrigen, aus- und inwendig schwärzlich, an ihren Rand aber ringsum aschgrau. Der Schwanz ist ganz ausgerundet, und mit dicken Haaren besetzt, die eine mit den Haaren des Leibs durchaus ähnliche Farbe haben. Die Haare an der Kehle, der Brust und dem Bauche fallen vom grauen ins weiße, diejenige aber, mit welchen die Vorder- und Hinterfüße bekleidet werden, sind Kastanienbraun, und endigen sich erst da, wo die Nägel ihren Anfang nehmen; jedoch ist die untere Fläche der Zehe ganz bloß. Von diesen zählt man an Aermen und Füßen fünfe. Die Nickhaut ist ziemlich dick, blau, und mit einem schwärzlichen Rand versehen. Heute sahe ich auch die Fischotter, welche in den Persischen Flüssen häufig ist. Sie heißt auf russisch **Borischne** oder auch **Wydra**, auf persisch **Schanck**, auf türkisch

türkisch und armenisch **Sagif.** Man bezahlt ein Fell, wann es gut ist, zu drey Hazurdenars. Ich bin sehr geneigt, mit Brisson aus diesem Thier und der Meerlutre des Markgravs, ein besonderes Geschlecht zu machen, dann die Schwimmfüße zeugen von einer ganz anderen Oekonomie als wie sie der Marder hat, und wenn man bey der Geschichte der Thiere auf diese nicht genau Achtung giebt, so benimmt man dem schönsten Theil der Naturgeschichte sein Leben. Die Füße sind nur auf der untern Seite bloß, oben aber bis zu dem Ursprung der Nägel mit kastanienfarbnen Haare bedeckt. Im Herbst sind diese Thiere sehr häufig. Ihre Jungen werfen sie hier im April oder zu Ende des Märzes; von Fischen und Würmern ernähren sie sich, länger als ein paar Stunden können sie wohl ihr Leben nicht erhalten, wenn man sie aus dem Wasser gezogen hat. S. Gmelin Reise 3. a. a. O.

Wie Herr S. Gmelin zu letzterer Vermuthung gekommen sey, weiß ich nicht, da es ja bekannt genug ist, auch aus voriger Erzählung erhellet, daß sie ganz zahm ohne Wasser in den Häusern leben, und lange in ihren Höhlen außer dem Wasser liegen. Herr Bechstein beschreibt die Otter von Thüringen sehr gut, sagt, daß ihr Fell dort mit zwölf bis sechszehen Thalern bezahlt werde. Das Thier sey außerordentlich elektrisch und übertreffe darin fast den Balg der wilden Katze; Daher auch die Jäger das Thier, wenn es des Nachts durch das Wasser schwimmt, an seinem leuchtenden Körper entdecken könnten.

Die Jäger wissen, daß dieses Thier einen starken Geruch habe, und leicht Jemand in der Ferne dadurch entdecke. Ich finde dieses auch übereinstimmend mit den außerordentlich vielfachen Windungen der Muschelknochen in dem Geruchswerkzeuge, und der außerordentlichen Menge von Nervenfasern die in dasselbe gehen. Die Löcher wodurch Nerven und Gefäße aus der Gehirnhöhle in das Siebbein und die Stirnknochen gehen, sind so zahlreich, daß ich sie hier nicht aufzählen mag.

O.

Die Sumpfotter. S. 59.

Büff. Thiere XVI. Th. Pallas. Specil. Zool. XIV. T. 2. fig. 1.

Zusatz
der Sumpfotter oder Nörz. 1)

Pallas Spicil. Zool. XIV. t. 3. f. 1.

Ich muß hier die Beschreibung des kleinen Sumpf-Otters oder des Nörz folgen lassen, welcher unter den Büffonschen Beschreibungen fehlt. Das Thier

1) Noerza. *Agricola animal. subterr. p. 39.*

Nörzwieselein, Noertz, Nertz oder Nörtz. Gesner Thierbuch *p. 347.*

Latax, teutsch Nurtz, polnisch Nurek. Rzacz. *Polon. p. 218.*

Viverra (Lutreola) ore albo, plantis palmatis hirsutis, digitis subaequalibus. *Linne Fauna suec. 2. p. 5. n. 13. Linne Syst. nat. 12. I. p. 66. n. 3. XIII. p. 94.*

Norka. Rytschkow Orenburg I. p. 237.

The lesser Otter. *Pennant Synops. quadr. p. 239. n. 174. Tab. 21. f. 2.* (n. 288.) Naturg. d. nördl. Polarländ. 2. *p. 90. 43.*

Eine kleine Art von Ottern. Pallas Reis. I. p. 96.

Lesser Otter. *Forster Philos. Transact. LXII. p. 371.*

Die

Thier ist noch in Deutschland nicht ganz selten und ist mir auch aus Pommern und aus Meklenburg, aber bis jetzt noch nicht vollständig genug, geschickt worden, desfals ich hier von diesen noch schweige, und die beste Beschreibung des Hrn. Pallas auszugsweise übersetzen und aufführen will. Ich finde nämlich die von Leche lange nicht so vollständig; so wie dessen Abbildung nur grob ist. Diese hatte aber damals Vorzüge genug, da sie viel früher als die vom Herrn Pallas heraus kam.

Herr Pallas sagt; das Thierchen welches Linne mit dem vortrefflichen und schicklichen Namen des kleinen Otter, Lutreola, belegt hat, ist, obgleich es ein Bewohner von Europa ist, doch den jetzigen Natur-

kün-

Die Sumpfotter. Müller Lin. Syst. I. p. 264.

Mustela Lutreola. Schreber Säugth. 3. p. 462. t. 127. mit der Pennantschen Abbild. Nörz, Nerz, Krebsotter.

Lutra (minor) plantis hirsutis, digitis aequalibue, ore albo. *Erxleben Mammal. p. 451. n. 3.*

Viverra fusca ore albo. Leche Schwed. Ak. Abh. 1759. Th. XXI. p. 292. Tab. II. Finnisch Tuhcuri.

Lepechin Reisen. I. p. 176. tab. 12.

Der Nörz. Sumpfotter. Zimmerm. geogr. Zool. *II. p. 314. n. 212. I. p. 278.*

Viverra Lutreola. *Pallas Spicileg. Zool. XIV. p. 46. Tab. 3. f. 1.*

Lutra minor. Steinhund, Nerz, Sumpfotter. Gatterer v. Nutzen. I. p. 281. n. 159.

Nörz. Bechstein Naturg. Deutschl. I. p. 330.

O.

kündigern nicht deutlich genug bekannt geworden, bis es durch Joh. Leche in der Schwedischen Akad. Abhandl. beschrieben und durch eine mittelmäßige Abbildung vorgestellt ward. Man findet aber Spuren, daß es in verschiedenen Gegenden von Europa beobachtet worden ist. Schon bey Aristoteles [2]) wird es **Satherion** (oder in bessern Handschriften **Sathrion**) genannt, unter welcher Benennung Augustin Niphus [3]) und andre, worunter auch Büffon gehöret, unschicklich den Zobel verstanden haben, der doch alles Wasser scheuet; Ich zweifle aber um so weniger, daß dieser Name die kleine Otter anzeige, daß das Fell derselben ziemlich edel ist, und der Aufenthalt dieses Thiers in den südlichen Provinzen von Rußland und Pohlen solches vermuthen lassen, von da es nämlich den Griechen leicht bekannt werden konnte. Vielleicht ist es auch durch Thracien bis an die Gränzen von Griechenland einheimisch. Es ist weniger zweifelhaft, daß es der **Nör**; der Teutschen sey, der nach Albertus M. (Jonston quadr. p. 155) in den abgelegensten Gegenden der Wälder lebe, stinke, so groß als eine Marder wäre, und dessen Haar dem

2) De hist. animal. Lib VIII. cap. 5. woselbst Aristoteles zugleich andere vierfüßige Amphibien nennet, den Enydris oder die Flußotter, den Biber und den Latax, welcher nicht, wie Rzaczinski glaubt, unsere kleine Otter seyn kann; sondern vielmehr von einer schlechten Beobachtung oder Erzählung von einem Biber entstanden zu seyn scheinet. Man sehe *Pall. l. c. not. m.* und die vorstehende Anmerkung 2. bey der Fischotter.

O.

3) *Niph. Commentar. Lib. VIII. cap. 5.*

dem von der Otter ähnlich sey; So auch der Nörza des Agricola. und von dem Gesner durch Kürschner vernommen hatte, daß er aus Lithauen gebracht würde; obgleich dieser sie röther als Iltisfelle angiebt, und deßfals unter diesem Namen ein anderes aus dem Wieselgeschlechte erhalten zu haben scheinet. Der Name **Noerza** dessen sich diese Schriftsteller bedienen, ist ganz Slavonischen Ursprungs und vielleicht durch einen Schreibfehler von dem polnischen Nahmen **Nurek** oder dem russischen **Norka** dieser kleinen Otter entstanden, welche Namen ein Thier anzeigen, welches in Höhlen (russisch Nora) verborgen liegt.

Ferner scheint Rob. Sibbald 4) von diesem Thiere zu sprechen, wenn er eines Thieres erwähnet, das in der Gegend von Caithneß häufig sey, von den Schottländern **Lavellan** genannt werde, häufig in das Wasser komme, die Farbe und den Kopf eines Wiesels habe, und durch seinen Hauch dem Viehe schade. Pennant vermuthet aber, daß bey den Schottländern unter diesem Namen eine Wasserspitzmaus verstanden werde.

Ohne Zweifel ist dieser kleine Otter, das Nordamerikanische Thier, dessen die Schriftsteller unter dem Namen **Minx** 5) erwähnen. Es waren nämlich

4) Scot. illustr. p. 11.

5) The Minx. *Lawson nat. hist. of Carol. p.* 122. *Penn. l. c. Brickel Natural hist. of Northcarolina p.* 118. Er lebt von Fischen, Vögeln, Muscheln, Insekten und Schildkröteneyern u. dgl.

Fon-

lich im leidenschen akademischen Naturalienkabinette, Felle aus Canada, welche den russischen Nörzfellen höchst ähnlich wären.

Herr Forster erwähnet auch der kleinen Sumpf-Otter, unter den nordamerikanischen Thieren, woselbst sie von den Einwohnern an der Hudsonsbay Jakasch genannt wird.[6]) Herr Pennant hält es ebenfals wahrscheinlich, daß der in Amerika angenommene Name **Minx** von dem schwedischen Namen **Maenk** durch Anbauer dahin gekommen, und von den Engländern nur verstellt sey.

Es ist aber doch sonderbar, daß die kleine Sumpfotter, welche im nördlichen Europa und Amerika häufig ist, in ganz Sibirien fehle. Denn obgleich sie sogar in den Uralischen Gebürgen, welche Sibirien von Rußland scheiden, an der westlichen Seite häufig genug an den Bächen gefangen wird,

Fontereau, französisch. *La Hontan Vol.* I *p.* 232. Den Nordamerikanischen Minx oder Mink hält Herr Schreber und Zimmerman für Büffons Vison, und vielleicht verschieden von der kleinen Sumpfotter oder dem Nörz. Man sehe Büffons vierf. Thiere, in 8. Th. XV. p. 253. Ich muß noch hinzusetzen, daß es auch dadurch wahrscheinlicher werde, der nordamerikanische Mink sey einerley mit der kleinen Sumpfotter der Schweden, weil ich diese nie so hell wieselfarbig wie in der Schreberschen Abbildung, sondern ehe wie den Vison oder schwärzlichbraun gesehen habe. Man nennet auch die kleine Otter in Pommern und Mecklenburg nicht Nörtz, noch wie bey Götting. Steinhund, sondern Menk.

O.

6) *Philosoph. Transact.* Vol. LXII. p. 371.

wird, so ist es doch gewiß, daß sie jenseits dieser Alpengegend nach Osten zu nirgends in dem benachbarten Sibirien, noch in dessen östlichen Theile, wodurch nach der gemeinen Meinung die beyden Welttheilen gemeinschaftlichen Thiere nach Amerika gekommen seyn sollen, jemals gesehen sind, noch von ihnen etwas gehöret werde.

Da es vorzüglich, von den im Wasser lebenden Thieren, Frösche und Krebse zur Nahrung wählet, so ist der Grund leicht zu finden, warum diesem Thiere, so wie den Krebsen, gleiche Gränzen von der Natur bestimmt sind. Die Krebse mangeln nämlich allen Flüssen, die von denen uralischen Gebürgen durch ganz Sibirien nach dem Eismeere fließen. Diese kleine Otter ist daher nicht in diese sibirischen Bäche, welche fast gänzlich leer an Fröschen, Krebsen und Schaalthieren sind, übergegangen, vielweniger hat sie sich in Sibirien fortgepflanzt.

In Rußland ist der gewöhnliche Aufenthalt dieser kleinen Otter, die kleinen und reissenden Bäche, welche von waldigten und erhabenen Ufern eingeschlossen sind, worin sie sich eine Höhle macht, oder zwischen den Baumwurzeln am Wasser, bisweilen mit einem Ausgange der bis unter das Wasser gehet.

Daß sie keine Fische fresse, sondern vorzüglich Frösche und Krebse, setzen die Ueberbleibsel und der gar nicht fischige Geruch bey den geöfneten Thieren, außer allen Zweifel. Leche fand auch blos Stücke von Krebsen in ihrem Magen. Man

sagt

sagt aber, daß sie oft die jungen Enten, wenn sie auf den Bächen schwimmen und untertauchen, rauben, eben so lange als die gemeine Otter unter dem Wasser ausdaure, geschickt schwimme und zu Grunde gehe, zum Athemholen aber kaum mit der Schnauze aus dem Wasser hervorkomme. Ihre Jungen pflegt man zur Frühlingszeit bis zu sieben an der Zahl in ihren Höhlen zu finden. Man fängt sie mit Hunden, welche ihre Ausdünstungen sehr lieben, sie eyfrig verfolgen, indem sie ihre Höhlen durchsuchen. Man gräbt die Ottern aus und legt ihnen Fallen; Wird sie vom Hunde gegriffen, schreyet sie wie eine gefangene Elster.

Ein frisch gefangenes Thier riecht *) am hinteren Theile des Leibes nicht unangenehm nach Bisam; ihr Fleisch wird nicht leicht verdorben oder stinkend, wenn es auch lang erweicht wird, welches man bey keinen anderen, besonders Raubthieren, bemerkt hat. 7)

Das

*) Sie geben, wenn man sie reizt, einen eben so unerträglichen Gestank von sich als die Skunks. Penn. Naturg. d. nördl. Polarl. *II. p. 91.*

7) Ich hörete einmal, daß ein Jäger nahe bey Stralsund einem Menk das Fell abgezogen und den Körper aufgehangen habe, ich erbat mir denselben, um das Gerippe davon aufzustellen. Nach mehreren Wochen erhielt ich ihn etwas trocken und ohne Gestank. In Ermangelung von Moße, legte ich es in Torfasche, um ihn für Insekten länger zu bewahren. Bey meinem Umzuge nahm ich ihn noch mehr getrocknet aus der Asche, und nun liegt er schon einige Jahre ganz frey, ohne von Würmern angefressen zu seyn.

Das Fell, deßfals sie gefangen wird, ist gewissermaßen, besonders zur Winterszeit, wenn es längere, glatte, braunschwärzliche, glänzende Haare hat, schlechten Zobelfellen ähnlich, und wird nach Verhältniß der Größe ziemlich theuer, oft über 1 Rubel eingekauft, und von den Kaufleuten vorzüglich den Türken zugeführt, ja oft Unerfahrnen für Zobel verkauft. Des Sommers fallen besonders die langen Haare aus, wodurch sie den Ottern ähnlich war, und dann wird ihr Fell grauer und heller, und nichts werth; dergleichen Gesner vielleicht sahe. Ich habe fast gar keine andere Abänderung von ihr gesehen; man sagt aber, man habe höchst selten im nördlichen Theile des Casanischen Reichs eine ganz kleine Otter gefangen.

Außer den angeführten Namen dieser kleinen Otter, pflegt sie von den Tataren **Schäschkä**, auch **Ssu-kisch** genannt zu werden. Ich finde, daß der erste Name einem Bache, der in den Sok-Fluß fällt, beygelegt ist; wie der russische Name Norka einer türkischen Kolonie, zwischen den Flüssen Jlowla und Medwediza. Bey diesen Flüssen kommt nämlich diese kleine Otter, wie in dem nördlichen Rußland und Finnland oft vor, und sie lebet also vom 65 bis wenigstens den 50 Grad nördlicher Breite.

Sie kann in Ansehung der ausserordentlichen Schlankheit und Länge des Halses und Rumpfes, und Kürze, Lage und Gelenksamkeit der Beine (die im todten Thiere an den Leib gelegt, fast unter dem Pelze verdeckt liegen) mit keinem andern Thiere als der Otter und dem Ichneumon verglichen werden.

den. Durch diese Verwandschaft, der etwas rauhen Zunge, dem wenig zottigen Schwanze, der Beschaffenheit des Haars, des langsamen Ganges, des gestreckten kriechenden Rumpfs, womit er nicht springt, kommt er den Fretten (Viverra) am nächsten, da er sonst in der Gestalt des Kopfs und den kurzen Beinen der Wieselgattung nahe kommt.

Die kleine Otter hat ohngefähr die **Größe** einer Iltis und das Ansehen der Otter. Der Kopf ist nicht so dick und die Stirne flach.

Die **Nase** ist nackt, hundsartig, durch einen Streif getheilt, und von schwarzer Farbe. Die schwarzen Barthaare stehen in fünf Reihen, die Warze unter der Kehle hat zwey **Haare**; die am Mundwinkel ebenfals; die von den Augenbraunen gegen den innern Augenwinkel zu ist ohngefähr mit fünf Haaren von ungleicher Länge besezt.

Die **Vorderzähne** sind denen von der Iltis höchst ähnlich, besonders oben; die unteren unschichtigen stehen zwar mit der Wurzel mehr nach innen, sind aber auswärts zwischen den übrigen fast in gleicher Reihe zu sehen [8]) da sie hingegen

8) Da ich aus meiner Sammlung den Kopf der Sumpfotter mit dem von einer alten männlichen Iltis vergleiche, finde ich sie in der Gestalt sehr ähnlich, wie auch in Ansehung der Zähne. Nämlich oben solche sechs Vorderzähne zwischen eben so langen Eckzähnen; von den untern sechs Vorderzähnen stehen die beyden mittelsten und beyden äußersten wie

bey den Wieseln gänzlich einwärts abstehen. Die Hundszähne sind nach Verhältniß kleiner als an der Iltis. Die Backzähne sind beynahe ähnlich, nämlich oben an beyden Seiten vier, von welchen der erste klein und kegelförmig, der zweyte dreyeckig, der dritte am größesten und dreyzackig, der letzte überzwerch, knolligt ist; die unteren stehen dichter an jeder Seite fünf, von welchen der erste kleinste und der zweyte kegelförmig, der dritte dreyeckig, der vierte zackig, und der fünfte klein und knollig ist.

Die **Zunge** ist flach, dicht und gleich mit spitzen Warzen besetzt 9) und in der Mitte mit einem glatten Streif. Der Gaumen hat sieben Falten.

Die **Augenlieder** sind bis an den schwarzen Rand behaart; die Augenwimpern fehlen. Die Augen sitzen näher nach der Nase als den Ohren zu; die Regenbogenhaut ist dunkelgelb; die Blinzhaut läßt sich bis mitten auf die Sehe ziehen, geht in die Queer und hat einen schwarzen Rand.

Die

wie bey der Iltis grad, und die beyden dazwischen liegenden mit der Spitze nicht weiter nach vorn, als bey der Iltis, und kaum so weit als bey der gemeinen Otter. O.

9) Die Zunge ist mit kleinen festhaltenden scharfen Zapfen besetzt, die sich einwärts neigen; zerstreuete mitten auf der Zunge, wie bey der Katze. Leche a. a. O. Dieses scheint die Aehnlichkeit mit den Viverren zu vermehren. O.

Die **Ohren** sind mondförmig, innwendig grau zottig, ragen kaum mit dem stumpfen Rande hervor, an den Kopf gelegt, sind sie beynahe von dem Felle bedeckt.

Der **Leib** ist sehr schmal, lang, und der Unterleib nach hinten zu bauchig.

Die **Beine** sind sehr kurz, können dicht an den Leib gelegt werden (am todten Thiere fast wie bey den Eidexen) so daß die Schenkel ganz in dem Felle liegen. Sowohl die Vorder- als Hinterfüße haben fünf Zehen, von welchen die Däume am kürzesten, und die beyden mittelsten Zehe fast gleich lang sind. Alle Zehe sind an der Wurzel durch die Haut mit einander verbunden, und zwar weiter an den Hinterfüßen. Die Fußsohlen sind behaart, verloschen braun, und bloß ist die mittlere herzförmige Schwiele darunter und die Spitze der Zehe unbehaart. Die Nägel sind schmutzig weißlich, und werden mit ziemlich langen Haaren umgeben. [10])

Der **Schwanz** ist über ein drittel länger, zottiger und schwärzer als der Leib und rund.

Das **Fell** ist sehr glatt, glänzend, von wenig über dreyviertel Zoll langen Haaren, dem von der

10) Die Klauen sind gekrümmt, von lichter Farbe, nicht sehr haklicht oder scharf; sie lassen sich auch nicht zurückziehen, wie die Katzenklauen, meist sind sie mit krummen und etwas steifen Haaren besetzt. Leche a. a. O.

gemeinen Otter beynahe ähnlich, mit einem braungrauen Wollhaare. Die Farbe ist braun, oder kastanienfarbig schwärzlich, unten wo das Wollhaar am stärksten ist, mehr verloschen; die Beine und der Schwanz sind schwärzer: die obere Lefze ist von der Nase bis zu den Barthaaren, die untere Kinnlade aber fast ganz bis zum Winkel des Rachens, weiß. Unter dem Halse, nahe vor dem Brustbeine ist ein kleiner weißer Strich.

Die Säugwarzen liegen in dem Felle verborgen, haben fast gar keinen nackten Hof um sich, sitzen alle am Bauche, drey an der rechten Seite, vier an der linken, die beyden letzten in den Weichen stehen einander gegen über, die übrigen stehen abwechselnd.

Ein Weibchen welches am Sock gefangen, und vorzüglich zu dieser Beschreibung gebraucht ward, wog ein wenig über vier und zwanzig Unzen, und war von der Nase bis zum Anfange des Schwanzes einen Fuß, einen Zoll und eilf Linien lang; der Kopf zwey Zoll und sieben Linien.

Die **Leber** hatte fünf Lappen, und in die Gallenblase gieng der Gallengang gleich bey dem Halse derselben in dieselbe. In den weiten Magen waren bloß Ueberbleibsel des großen Frosches und Stücken von Flußkrebsen. Der ganze Darmkanal betrug vier Fuß und neun Zoll. Hinten am After lag an jeder Seite ein Bohnengroßer Balg, der durch eine Oeffnung innerhalb dem Afterrande eine öhligte, gelbe sehr stinkende Flüßigkeit ergoß, davon das frische Thier einen schwa-

chen

chen Bisamgeruch hat. Dies eyförmige Loch im Herzen war geschlossen. Von der Lungenhöhle des Herzens geht der Schlagadergang von unten schräg durch die Oberfläche der Scheidewand, bis sich derselbe unter den mondförmigen Klappen in der großen Schlagader öfnet, Pall. Die übrigen genauern Beschreibungen der innern Theile, wie auch die Ausmessungen müssen Naturkündiger in der angeführten Pallasischen Abhandlung nachsehen.

Der von Leche beschriebene Mänk wog nur 42¾ Loth; und die Länge desselben betrug bis an das Ende des Schwanzes 17 geometr. Zoll; bis an das Ende der Hinterfüße 15 Zoll; Die Länge des Schwanzes vom Sitzbeine an 5 Zoll 4 Linien; Sein Fell war fast so stark als eine Otterhaut, hatte aber viel weicheres und von Farbe unansehnlicheres Haar.

CXLVII.

Die Phoken, die Morsen, und die Lamantinen.

Wir wollen einmal auf einen Augenblick alle vierfüßige Thiere zusammen nehmen, wir wollen sie in eine Gruppe oder vielmehr in einen Haufen stellen, dessen Zwischenräume und Glieder ungefehr die Nähe oder die Entfernung, die zwischen jeder Art sich findet, zeigen; wir wollen die zahlreichsten Geschlechter in den Mittelpunkt, und die am wenigsten zahlreichen auf die Seiten und Flügeln hinstellen; wir wollen sie alle insgesammt zur bessern Uebersicht in den kleinsten Raum zusammenbringen. Alsdenn werden wir gewahr werden, daß es unmöglich ist, den Umfang rund zu machen, und daß, obgleich alle vierfüßige Thiere unter sich nähere Nachbaren als von andern Geschöpfen sind, doch unter ihnen sich viele finden, welche Spitzen nach außen hin machen, und dem Anschein nach mit starken Schritten zu andern Klassen der Natur hinüber gehen.

Die Affen bemühen sich, dem Menschen ähnlich zu seyn, und in der That sind sie ihm nicht wenig

wenig ähnlich. Die Fledermäuse sind die Affen der Vögel, welche sie in ihrem Fluge nachahmen; und die Stachelschweine und Igel scheinen uns durch die Federkiele, womit sie bedeckt sind, zu sagen, daß auch andere Thiere als Vögel Federn haben könnten. Die Panzerthiere kommen vermittelst ihres schuppigten Panzers der Schildkröte und den Schalthieren nahe. Die Biber gleichen durch ihre Schwanzschuppen den Fischen. Die Ameisenfresser mit ihrer Art von Schnabel oder Rüssel ohne Zähne und mit ihrer langen Zunge, bringen uns noch einmal zu den Vögeln. Endlich machen die Phoken, Morsen und Lamantinen eine besondere Schaar aus, die auf der äußersten Spitze zu denen Fischen, die der Größe nach den Wallfischen gleichen, zu gelangen suchen.

Durch die Wörter Phoke, Morse und Lamantin wird vielmehr das Geschlecht als die Art bezeichnet. Unter der Benennung Phoke begreifen wir 1) den **Phoka der Alten**, der wahrscheinlich derjenige ist, den wir haben abbilden lassen; 2) den gewöhnlichen Phoke, welchen wir das **Seekalb** nennen; 3) den **großen Phoke**, von welchem Herr Parsons in den philosophischen Transactionen, die Beschreibung und Figur geliefert hat; und 4) den sehr großen Phoke, den man **Meer-Löwe** nennet, und der Verfasser der Ansonischen Reise beschrieben, und in zweyen Figuren abgebildet hat.

Durch den Namen **Morse** verstehen wir die Thiere, welche man gemeiniglich unter den Namen **Seekühe** oder Thiere mit großen Zähnen kennet.

Von diesen sind uns zweyerley Arten bekannt, eine, die bloß in den nördlichen Meeren gefunden wird, und eine andere, die sich dagegen lediglich in den südlichen Meeren aufhält, welcher wir den Namen **Jugon** gegeben, und deren Kopf wir in Kupfer haben stechen lassen. Endlich begreifen wir unter dem Namen **Lamantin** die Thiere, die **Manati** heißen, und auf St. Domingo, in Cayenne und andern Gegenden von Südamerika **Meerochsen** genennet werden, sowohl als den Lamantin von Senegal und andern Küsten in Afrika, der, wie uns deucht, bloß ein Abfall von dem amerikanischen Lamantin ist.

Die Phoken und Morsen sind den vierfüßigen Thieren noch näher als denen Fischen, die in der Größe den Wallfischen gleichen, weil sie eine Art vier Füße haben; allein die Lamantinen, welche nur die beyden Vorderfüße haben, sind mehr Fische von der Größe der Wallfische, als vierfüßige Thiere.

Alle sind von den übrigen Thieren durch einen sehr großen Charakter verschieden. Sie sind die einzigen, die so wohl in der Luft als im Wasser leben können, und folglich die einzigen, welche man Amphibien nennen sollte.[1]) Bey dem Men-

1) Der Otter kann doch auch, wie wir eben gelesen haben, lange unter Wasser seyn; so auch die Wasserspitzmaus, welche ohnehin das Eyrunde Loch im Herzen und den Pulsadergang des Botalls offen hat, nach Güldenstädt in Beschäft. der Naturf. Fr. in Berlin. B. III. *p.* 131.

Menschen und den Thieren, die auf dem Lande leben und lebendige Jungen zur Welt bringen, schließt sich die Scheidewand im Herzen, weshalb die Frucht im Leibe ohne Athemholen leben kann, im Augenblick der Geburt, und bleibt die ganze Lebenszeit über verschlossen. Dahingegen bleibt sie bey diesen Thieren immer offen, wenn gleich die Mutter ihre Jungen am Lande wirft, und ob schon im Augenblick ihrer Geburt die Luft ihre Lungen erweitert und das Athemholen bey ihnen so wie bey allen andern Thieren, anfängt und von Statten geht. Vermittelst dieser immerfort in der Scheidewand des Herzens bleibenden Oeffnung, wodurch das Blut aus der großen Hohlader in die große Pulsader läuft, haben diese Thiere den Vortheil, daß sie Athem hohlen, wenn sie wollen, und sich

Den Botallischen Gang gaben Hartmann, Schellhammer und Portal bey den Robben verschlossen, und Kulmus offen an. *Herrmann de affinit. p. 124. Kulmi Phocae anat. Act. N. C. I. p. 16.*

An der Kamtschatkischen Seekuh fand hingegen Steller weder das eyrunde Loch des Herzens, noch den Botallischen Gang offen, obgleich das Herz über 36 Pfund schwer, 2 Fuß und 2 Zoll lang und von einem Herzensohr zum andern drittehalb Fuß breit war, und also dessen Theile leicht zu beobachten waren. Er fand die Kranzadern auch mit Klappen. *Steller N. Comment. Petrop.* II. *p.* 316.

Das Seekalb, bey dem Perrault das eyrunde Loch im Herzen offen fand, war nach der Zeichnung zu urtheilen noch jung, und dann findet man es ja auch noch oft bey andern Landthieren offen; wir werden unten bey der Robbe mit weißem Bauche sehen, daß Hr. Sabarot de la Verniere es bey einer Robbe geschlossen fand. (Anm. 5 daselbst.)

sich des Athemhohlens enthalten, wenn es nöthig ist.*) Diese sonderbaren Eigenschaften haben sie alle mit einander gemein, aber ein jedes hat auch besondere Eigenschaften, von welchen wir izt reden wollen, indem wir die Geschichte aller dieser Amphibienarten, so gut wir können, erzählen werden.

*) Diese Thiere können doch nicht lange ohne Athemholen leben, wenn auch ihr Blut von der rechten Höhle des Herzens in die linke, oder von der Lungenschlagader in die Schlagader der linken Herzenshöhle kommen kann, ohne durch die Lungen zu gehen. Das Blut leidet nämlich bey diesen Thieren und selbst bey den Wallfischen, ohne Einathmen frischer Luft, ohne welche sie nicht leben. Wenn sie nach Willkühr lange unter Wasser bleiben könnten, würde der Mensch sie im Wasser nicht leicht schießen können. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, mich von ihrem Athemholen zu überzeugen, besonders bey einer gemeinen Robbe, welche in der Ostsee gefangen, und einige Zeit im botanischen Garten zu Greifswald in einem großen Gefäße mit Wasser gehalten wurde.

G.

Die

Büff. Thiere. XVI Th. Büff: VII. T. 45.

Büff. Thiere XVI Th. Büff. VII. T. 53.

Die Phoken. a) 2)

1) Der Phoke oder das Seekalb.

Büffon *VII. I. Tab.* 45.

2) Der kleine Phoke.

Büffon *VII. I. Tab.* 53.

Die Phoken haben überhaupt einen runden Kopf, wie der Mensch 3), eine breite Schnauze,

a) Phoque, auf Griechisch; und Phoca auf Lateinisch; ein Wort, dem de Laët und Andere eine französische Endung gegeben, und das wir als einen Geschlechts-Namen angenommen haben. In verschiedenen europäischen Schriften hat man diese Thiere unter den Benennungen Seekälber, Seehunde, Seewölfe, Meerkälber, Meerhunde, Meerwölfe und Meer-Füchse angezeiget. Wir kennen von ihnen drey- und vielleicht viererley Arten. 1) Den kleinen schwarzen Phoken mit wellenförmigen langen Haaren; den wir für den Phoken der Alten, das ist, den Φώκη des Aristoteles, und für den Vitulum marinum oder Phocam des Plinius halten; und vermuthlich ist es der, von welchem Belon die Figur geliefert, und welchen er unter dem Namen Phoca, vitulus marinus, vecchio marino, veau ou loup de mer angezeiget hat. *De la nature des poissons, page* 16.

2) Den

Schnauze, wie der Fischotter, große und hochstehende Augen, wenig oder gar nichts von äußerlichen

2) Den Phoke in unserm Weltmeer, der größer und von Haaren grau ist. Man nennet ihn See-Kalb, und wir behalten diese Benennung bey, weil es an einer andern fehlet, und wir einen Irrthum begehen möchten, wenn wir einen andern Namen annähmen, der vielleicht einer andern Gattung gehören könnte. Nichtsdestoweniger glauben wir, daß dieses Thier dasjenige sey, welches von den Deutschen Robbe oder Sell, von den Engländern Soile, von den Schweden Sial, und von den Norwegern Kanbe genennet wird. In der That ist es eben daßelbe Thier, das die Herren der Akademie der Wissenschaften, wie wir dieses unter dem Namen Meerkalb angezeiget, und im ersten Theil ihrer Mémoires pour servir à l'histoire des Animaux S. 189. beschrieben und Pl. XXVII. abgebildet haben. Endlich deucht uns auch, daß dieses Thier eben daßelbe sey, wovon Laët die Figur geliefert, und welches er Seehund oder Phoke genannt hat. *Descriptions des Indes occidentales, p.* 41. Ich übergehe die andern Schriftsteller, weil sie die Figuren der vorgedachten nur nachgemacht, oder nur mangelhafte geliefert haben. 3) Den großen Phoke, von dem Hr. Parsons die Beschreibung und Figur in den philosophischen Transactionen n. 469. geliefert hat. 4) Den Meerlöwen, wovon man die Beschreibung und Figur in der Geschichte der Reise von Anſons S. 100 antrift, und der vielleicht mit dem vom Hrn. Parsons beschriebenen großen Phoke einerley seyn mag. V.

2) Die Gattung der Phoken oder Robben haben nach Erxleben folgende Kennzeichen:

Vorderzähne oben sechs (bey der Mönchsrobbe 4), von welchen die äußeren am größesten sind. Unten vier grade gleich lange etwas stumpfe Vorderzähne.

Vier

lichen Ohren, sondern bloß zwey Gehörlöcher an den Seiten des Kopfs, einen Knebelbart um das Maul, Wolfszähnen ähnliche Zähne, eine gespaltene oder vielmehr an der Spitze rund ausgehöhlte Zunge, und einen schön gebildeten Hals. Ihr Leib, ihre Hände und Füße sind mit ziemlich kurzen und steifen Haaren bedeckt. Sie haben keine Ar-

me

Vier einzelne längere Eckzähne, von welchen die oberen von den Vorderzähnen, die unteren von den Backenzähnen abgesondert stehen.

Die Backenzähne sind fünf bis sechs, und dreyzackig.

Aeußere Ohren fehlen den mehrsten; der Leib wird hinten dünn.

Die vier Füße haben fünf Zehe, die hintersten sind verwachsen.

Seine Arten sind: 1) die Bärenrobbe, Phoca vrsina; 2) die Löwenrobbe, Ph. leonina; 3) die mähnigte Robbe, Ph. iubata; 4) die gemeine Robbe, Ph. vitulina; 5) die schwarzseitige grönländische Robbe, Ph. groenlandica; 6) die rauche, Phoca hispida; 7) die Klappmütze, Ph. cristata; 8) die große R. Ph. barbata; und 9) die kleine geöhrte Robbe, Ph. pusilla.

Wir werden diese und mehrere im Anhange finden, weil der Verf. diese Thiere erst später kennen lernte. Ich will daselbst jede Art besonders stellen.

Die Kennzeichen von Scopoli neuen Gattung Pusa, sind zu verwerfen. M. s. *Herrmann affinit. p. 126.*

O.

3) Der Kopf der Robben ist doch bey weitem nicht so rund als der Menschenkopf, da die Schnauze doch immer weiter voraus steht.

O.

me noch sichtbare Vorderarme, sondern nur zwey Hände, oder vielmehr zwey Membranen, zwey Häute, die fünf Zehen in sich halten und am Ende fünf Nägel haben. Ihre Füße, woran keine Beine sind, gleichen den Händen vollkommen 4); sie sind nur breiter und nach hinten gekehret, als wenn sie sich mit dem sehr kurzen Schwanze vereinigen sollten, auf dessen beyden Seiten sie sich befinden. Ihr Leib ist lang wie der Leib des Fisches, aber nach der Brust zu aufgedunsen, am Bauch schmal, ohne Hüften, ohne Kreuz und ohne äußere Schenkel.*)

Dieses

4) Sie sind den Menschenhänden gar nicht ähnlich, und weichen selbst von den hier Hände genannten Vorderfüßen, bey verschiedenen Arten gar sehr, selbst in Ansehung der Zehe, ab.

G.

*) Der Seehund, auch Robbe oder Salhund genannt, gehöret zu den Thieren, die sich sowohl im Wasser als auf dem Lande und Eise aufhalten, und Füße mit fünf Fingern, mit einer starken Haut an einander gewachsen, gleich Gänsefüßen haben. Sein Kopf gleichet einem Hundskopf mit abgeschnittenen Ohren, allein alle sehen nicht gleich aus, denn einer ist rund, der andre länglicht, und der dritte ganz mager. Am Maule hat er einen Bart, auch Haare auf der Nase und über den Augen, aber wenig, selten über viere. Die Augen sind groß gewölbt und klar, und die Haut mit kurzen Haaren bewachsen. Diese haben allerhand Farben, bunt gefleckt, wie Tieger, schwarz mit weißen Flecken, auch gelb, grauröthlicht, kurz von allerhand Farbenmischung, aber eben nicht gar schön. Ihre Zähne sind so scharf als Hundszähne, und sie können damit einen Armdicken Prügel abbeißen. Die Finger oder Zehen sind mit langen spitzigen schwarzen Nägeln gewafnet. Sie schreyen wie heisere Hunde, und die

Jungen

Dieses Thier kömmt einem um so fremder vor, weil es erdichtet zu seyn scheinet, und das Muster ist,

Jungen mauen wie die Katzen. Ob sie gleich gehen als wenn sie lahm wären, so klettern sie doch hoch auf das Eis, wo sie sich im Sonnenschein erlustigen oder schlafen, aber wenn Sturm kommt, sich davon machen. Man sieht sie auf dem Eise an der Küste gegen Westen in unglaublicher Menge, daß wenn ein Schiffer im Wallfischfang kein Glück hat, er mit dieser Thiere ihrem Thran und Häuten sein Schif beladen kann, wie vielmals auch geschehen, nur muß er zu rechter Zeit kommen, wenn sie alle gleich fett sind, es kostet auch mehr Mühe, so vielen Thieren die Haut abzuziehen. Wo man viel Seehunde siehet, sind wenig Wallfische, denn sie nehmen diesen die Nahrung, und um Spitzbergen sind mehr Wallrosse als Seehunde. Man sagt, sie sollen sich von kleinen Fischen nähren; ich aber habe in vieler Magen nichts als kleine Fingerlange Würmer, wie Spuhlwürmer angetroffen. Wenn man sie auf dem Eise antrift, so gehet man mit großem Geschrey und Lärmen auf sie los, dadurch werden sie neugierig gemacht, heben die Nasen auf, machen einen langen Hals und schreyen. In dieser Bestürzung schlägt man sie mit Handspießen oder Prügeln auf die Nase, wovon sie halbtod niederstürzen, aber sich doch bald wieder ermuntern und aufstehen. Etliche stellen sich zur Gegenwehr, beißen um sich, ja laufen den Menschen nach, und sind so geschwind als diese; ihr lahmer Gang hindert sie nicht, denn sie schlingen sich so schnell fort als die Aale. Andere stürzen sich in die See, und sprühen dabey einen schändlich stinkenden gelben Unflath gegen die Jäger aus, wie sie denn von Natur sehr geil und heßlich riechen. Aus dem Wasser strecken sie immer die langen Hälse hervor, und haben ihre Jungen bey sich. Wir fingen einen davon lebendig, er wollte aber nicht fressen, sondern biß um

ist, nach welchem die Einbildungskraft der Dichter die Tritonen, die Sirenen und jene Meergötter mit Menschenköpfen, Leibern von vierfüßigen Thieren und mit Fischschwänzen hervorgebracht hat. Der Phoke regieret in der That in dem stummen Reich des Meers durch seine Stimme, durch seine Gestalt, durch seinen Verstand, mit einem Wort, durch alle Fähigkeiten, welche er mit den Bewohnern des Landes gemein hat, und worinn sie so große Vorzüge vor den Fischen haben, daß diese nicht nur aus einer andern Ordnung, sondern auch aus einer ganz andern Welt zu seyn scheinen. Dieses Amphibium kann auch sogar gewissermaßen erzogen werden, ob es gleich eine Natur hat, die von unserer zahmen Thiere ihrer sehr entfernet ist. Man erhält es auf die Art, daß man es oft im Wasser hält; man lehrt ihm mit dem Kopf und der Stimme grüßen; es gewöhnet sich an die Stimme seines Herrn, kömmt, wenn

um sich, daher schlugen wir ihn todt. Die großen Seehunde, die ich gesehen, waren 5 bis 8 Schuh lang, davon schnitten wir eine halbe Tonne Speck, der den besten Thran giebt. Er sitzt unter der Haut drey bis vier Finger dick. Das Fleisch ist ganz schwarz. Sie haben sehr viel Blut, und sind ganz damit angefüllt. Das männliche Glied ist ein langer Knochen, wie bey den Hunden und Spannenlang. Wenn sie sich begatten, sind sie sehr grimmig, und man darf sich nicht zu ihnen auf das Eis wagen, sondern sucht sie aus den Schaluppen zu tödten. Sie haben ein sehr zähes Leben, und wenn sie noch so schwer verwundet und schon geschunden sind, so beißen sie doch noch um sich. Kaum waren wir vermögend, einen großen, acht Fuß langen, ums Leben zu bringen. Krascheninnikow Kamtschatka, *pag.* 146.

wenn es sich rufen höret, und giebt verschiedene andere Zeichen von Verstand und Gelehrigkeit. b)

Das große und kleine Gehirn sind bey ihm nach Verhältniß größer als bey dem Menschen, und die Sinnen sind bey ihm so gut als bey irgend einem vierfüßigen Thier. Es hat daher eine eben so lebhafte Empfindsamkeit, und einen eben so schnellen Verstand. Beydes leget sich durch seine Sanftmuth, seine gemeine Gewohnheiten, seine gesellige Eigenschaften, seine Liebe zu seinem Weibchen, seine Sorgfalt für seine Jungen, und durch seine Stimme, c) die mehr ausdrückte und sich mehr abänderte als die Stimme anderer Thiere, zu Tage. Auch hat es Stärke und Waffen; sein Leib ist fest und groß; seine Zähne sind scharf, und seine Nägel spitzig. Außerdem hat es besondere und ganz

b) Vituli marini accipiunt disciplinam, voceque pariter et visu populum salutant; incondito fremitu nomine vocati respondent. *Plin. Hist. nat. lib. IX. cap. XIII.*

Ein holländischer Matrose hatte ein Seekalb so zahm gemacht, daß er dasselbe hunderterley Affen-Sprünge machen ließ. *Voyages de Misson, tome* III. *p.* 113.

V.

c) Wir hörten oft die Nacht über an den Küsten von Canada das Geschrey der Seewölfe, welches beynahe dem Eulengeschrey gleich kam. *Histoire de la nouvelle France par l'Escarbot. Paris 1612. page 600.*

Als wir auf der Insel Juan Fernandes waren, hörten wir die Seewölfe Tag und Nacht schreyen. Einige blöckten wie Lämmer, andere bellten wie Hunde oder heulten wie Wölfe. *Voyages de Woodes Rogers, p. 206.*

eigenthümliche Vorzüge vor allen denen, welche man mit ihm vergleichen wollte. Es scheut weder Hitze noch Kälte, lebt von Gras, Fleisch oder Fischen, ohne unter diesen Arten von Fraß einen Unterscheid zu machen, und hält sich sowol auf dem Wasser als auf dem Lande und Eise auf. Dieses Thier, ist nebst dem Morse das einzige Thier, welches den Namen Amphibium verdienet, das einzige, bey dem das ovale Loch im Herzen offen ist, d) und folglich das einzige, das sich ohne Athemholen behelfen kann, 5) und welchem das Element des Wassers eben so gut und dienlich, als das Element der Luft ist. Der Fischotter und der Biber sind keine würkliche Amphibien; denn die Luft ist ihr Element. Da sie jene Oefnung der Scheidewand im Herzen nicht haben, so können sie nicht lange unter dem Wasser bleiben, sondern müssen entweder herausgehen oder den Kopf herausstrecken, um Athem zu holen.

Allein bey diesen sehr großen Vorzügen finden sich noch weit größere Unvollkommenheiten, die sich mit

d) Da die Phoken lange unter Wasser seyn müssen, und das Blut nicht ohne Athemholen durch die Lunge gehen kann; so haben sie das eyrunde Loch, so wie es bey einem Fötus ist, der eben so wenig Athem holet. Dieses Loch ist eine unter der Hohl-Ader, zwischen der rechten und linken Herzkammer befindliche Oefnung, durch welche das Blut aus der Hohlader gerade in die Pulsader rinnet, da es sonst den langen Weg durch die Lunge nehmen müßte. *Histoire de l'Academie des Sciences depuis 1666. tome I. page 84.*

5) Man sehe die Einschränkung, Anmerk. No. I.

mit jenen im Gleichgewicht halten. Das Meerkalb ist ein Krüppel, oder vielmehr an vier Gliedmaßen lahm. Seine Arme, Schenkel und Beine stecken beynahe ganz im Leibe; bloß die Hände und Füße ragen auswärts hervor. Letztere sind freylich alle in fünf Zehen abgetheilt, aber diese Zehen sind nicht jeder besonders für sich beweglich, indem sie eine starke Haut zusammen hält. Diese Extremitäten sind vielmehr Floßfedern als Hände und Füße, gewisse Werkzeuge, welche zum Schwimmen und nicht zum Gehen gemacht sind. Außerdem können die Füße, welche, wie der Schwanz nach hinten hin gerichtet sind, den Leib dieses Thiers nicht tragen, das, wenn es auf dem Lande ist, wie das Gewürme, e) und zwar mit einer noch mühsamern Bewegung, kriechen muß.

e) Die Meerwölfe an der Küste von Canada, welche einige Meerkälber nennen, sind so groß wie Doggen; sie halten sich fast immer im Wasser auf, und entfernen sich nie vom Ufer des Meers. Diese Thiere kriechen mehr als sie gehen, denn wenn sie aus dem Wasser heraus sind, so glitschen sie nur auf dem Sande oder Schlamm. Die Weibchen werfen ihre Jungen auf Felsen und kleinen Inseln nahe am Meer. Diese Thiere leben von Fischen: und suchen die kalten Länder. *Voyage de la Hontan, tome* II. *page* 45.

Indem sie sich mit einem Ende vermittelst ihrer Floßpfoten erheben und ihr Hintertheil nach sich ziehen; so springen sie, so zu sagen, auf, werfen den Leib vorwärts, und ziehen den Hintern nach, heben sich nachher wieder in die Höhe, thun noch einen Sprung vorwärts, und so immer weiter. Auf diese Art bewegen sie sich von einem Ort zum andern, so lange sie auf dem Lande sind. *Voyage de Dampier, t.* I. *p.* 117.

Denn da der Phoke seinen Leib nicht so wie die Schlange bogenweise biegen kann, um nach und nach, bald diesen bald jenen Theil seines Leibes zu stützen, und auf diese Art so wie durch die Gegenwürkung des Bodens fortzukommen; so würde er immer auf einer Stelle liegen bleiben, wenn er sich nicht mit seinem Maul und seinen Händen an dem, was er ergreifen kann, festklammerte. Dieselben braucht er mit so großer Geschicklichkeit, daß er auf ein hohes Ufer, einen Felsen und ein Eisstück, wenn es gleich noch so steil und schlüpfericht f) ist, schnell genug hinauf klettert. Er bewegt sich auch viel geschwinder fort, als man sich vorstellen kann, und oft entrinnt er dem Jäger g) wenn er auch verwundet ist.

Die Phoken leben auch in Gesellschaft, oder halten sich wenigstens in großer Menge beysammen

f) Die Meerkälber haben gar scharfe Zähne, mit welchen sie einen Stock, der so dick als ein Arm ist, durchbeißen können. Ob sie gleich am Hintergeschlepp zu hinken scheinen; so klettern sie doch auf Eisstücke hinauf und schlafen da. — Die Meerkälber, die sich an den Ufern aufhalten, sind fetter, und geben viel mehr Oehl, als die, welche auf dem Eise sind. — Bisweilen findet man Meerkälber auf so hohen und gähen Eisstücken, daß man darüber erstaunen muß, wie sie haben hinauf kommen können, und man siehet ihrer zwanzig bis dreyßig daran hängen. *Description de la pêche de la baleine, par Zorgdrager, page* 193.

g) Ich gab einem Seekalbe verschiedene Hiebe mit einem Degen; dem ungeachtet lief es schneller als ich, und sprang ins Wasser, aus welchem ich es nicht wieder herauskommen sahe. *Recueil des Voyages du Nord, tome* II. *p.* 130.

men an einerley Orten auf. Ihre natürliche Gegend ist Norden, h) obgleich sie auch in den gemäßigten Gegenden und so gar in den heißen leben können; denn man findet einige an den Ufern fast aller europäischen Meere, und sogar im mittländischen, auch findet man welche in den südlichen Meeren von Afrika und Amerika, allein in den nördlichen Meeren von Asien, Europa i) und

h) Es giebt in den nördlichen Ländern von Europa und Amerika, und in den südlichen von Afrika, wie in der Gegend des Vorgebürges der guten Hoffnung und in der magellanischen Meerenge, viele Meerkälber; und ob ich gleich in Westindien sonst keine als in der Campechebay angetroffen habe, so werden doch welche auf der ganzen Küste des südlichen Meeres von Amerika, von Terra del Fuego an bis an den Aequator gefunden, aber auf der nördlichen Seite der Linie habe ich nur welche unter dem ein und zwanzigsten Grad Breite gesehen; in Ost-Indien habe ich auch keine bemerket. *Voyage de Dampier, t.* I. *p.* 118.

i) In mari Bothnico et Finnico maxima vitulorum marinorum sive Phocarum multitudo reperitur. *Olaus Magn. de gentibus Sept. pag.* 163.

Man findet in Grönland auf der Westküste viele Meerkälber, nach Spitzbergen hin nur wenige. — Die größten Meerkälber sind gemeiniglich fünf bis acht Fuß lang, und ihr Fett giebt den schönsten Thran. — Da sie auf dem Eise eben so gerne als auf dem Lande seyn mögen, so sieht man auf einem Eisstück Schaaren von hunderten zusammen. Der Ort, wo man die Meerkälber fängt, ist hauptsächlich zwischen dem vier und siebenzigsten Grade an den westlichen Eisgebürgen. Man fängt auch jährlich viele in der Davidsstraße und bey Nova Zembla. *Description de la pêche de la baleine par*

Amerika sind sie unendlich häufiger und zahlreicher, 6) und in denen Meeren am Südpol, in der ma-

par Corneille Zorgdrager. Nuremb. 1750. *volume* I. *in* 4to, *pag.* 192; *traduit de l'Allemand, par M. le Marquis de Montmirail.*

6) S. Gmelin sagt: „Unter allen vierfüßigen Thieren ist der Seehund das einzige, welches die caspische See ernährt. In derselben aber ist er auch so häufig, daß er, wie bey den Grönländern, ein ansehnliches Nahrungsmittel für viele Menschen abgiebt. Man trift von ihm ungemein viele Spielarten an, die sich aber alle nur in Ansehung der Farbe unterscheiden. Es giebt schwarze, weißlichte, oder vom Weißen ins Gelblichte fallende, Aschgraue, Mausfarbne, und auch solche, die gleich dem Tieger gefleckt. Mit den Vorderfüßen kriechen die Seehunde aus der See nach den Inseln, und daselbst werden sie eine Beute der Fischer, die sie daselbst mit dicken, anderthalb Ellen langen Stöcken ohne alle Mühe erlegen; da inzwischen immer mehrere und mehrere, die den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen scheinen, herbeykommen, und einem gleichen Schicksal nicht entgehen können. Sie haben ein sehr hartnäckiges Leben, daß sie manchmal ohne den Verlust ihres Lebens, dreyßig ihnen gewaltthätig beygebrachte Streiche auszuhalten im Stande sind; ja sie leben öfters noch etliche Tage lang, nachdem ihnen die Prügel auf das äusserste zugesetzt haben. Nichts können sie weniger erdulden, als Rauch und Feuer, bey dem ersten Anblick dessen begeben sie sich vom festen Lande ins Wasser; vor dem Regen und den Winden aber sind sie ganz und gar nicht bange. Sie werden ungemein fett. Das Pfund Seehundsfett wird in Astrachan für 35 Kopeken, das Tausend Felle aber, wann sie noch mit Fett angefüllt sind, für 42 Rubel verkauft. Im Herbst und im Frühjahr fängt man sie am allerhäufigsten. Die Schakallen und Wölfe sind ihre abgesagtesten Feinde,

magellanischen Meerenge, auf der Insel Juan Fernandes, k) findet man sie in eben so großer Menge wieder. Es scheinet bloß, daß die Gattung mannigfaltig ist, und nach der Verschiedenheit der Himmelsstriche, sich in der Größe, in der Farbe und so gar in der Gestalt ändere. 7) Wir haben

de, die ihnen gewiß keine Vergebung ertheilen, wenn sie mit einander in einen Angriff gerathen: deswegen diejenigen, die auf den Seehundfang ausgehen, bey den Inseln beständige Wachen ausstellen, um die Schakallen und Wölfe zu verjagen. Es erscheinen jährlich auf der Caspischen See, von Astrachan aus, einige kleine Boote, hauptsächlich um des Seehundfangs willen." Reise durch Rußl. 3. p. 246.

k) Im Novembermonat begeben sich die Seehunde (Phoca) nach der Insel Juan Fernandes, um da ihre Jungen zu werfen. Alsdenn sind sie so böse, daß sie keinesweges weglaufen, wenn ein Mensch sich ihnen nähert, sondern auf ihn loß springen, und ihn beißen, wenn er gleich einen Stock hat, womit er sich wehren könnte. Das Ufer ist von diesen Thieren bisweilen über eine halbe Meile in der Runde ganz voll. *Voyage de Woodes Rogers, tome* I. *page 206.*

7) Der Herr Oedmann hat in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie, Anmerkungen über die Gattung der Robben in der Ostsee gegeben, welche hier einen Platz verdienen. Er sagt: „Die Gattung der Robben ist noch nicht hinlänglich auseinander gesetzt. Der seel. Archiater von Linné sah alle Robben um den Nordpol, für Abänderungen seines Seehundes an; durch Crantz, Olaffsen, Horebow, Hammer und Andere, haben wir eine Menge Robbenarten kennen gelernt, welche nicht mehr für Abänderungen angesehen werden können. Pennant

einige dieser Thiere lebendig gesehen, und von verschiednen andern hat man uns die Häute geschickt.

Unter

nant hat nachher seine Gattung der Robben ansehnlich vermehrt, und der Seehund, welcher gegen die Natur seiner Gattung den Belkalsen in Siberien bewohnet, ist vielleicht eine eigene Art, so wie der, von den Molauinischen Inseln, als der an mehrern Klippen des Südpols wohnende Seelöwe des Ansons, nicht für einen einzigen Stamm angesehen werden dürfte. Die Farbe muß hierinn etwas entscheiden, wenn sie mit der Lebensart verglichen wird; und in dieser Rücksicht habe ich aus mehrern Briefen, mit welchen mich ein schwedischer Edelmann beehrt hat, folgende Nachrichten gesammlet. Derselbe bewohnt nicht allein die äußerste Seeküste, und beschäftiget sich zu seinem Vergnügen mit Jagd und Fischerey, sondern kann aus eigener Erfahrung die Richtigkeit der Sache bestätigen. Diese Nachrichten sind zwar nicht mit systematischen Charakteren begleitet, welche zur Bestimmung der Art eines Thiers erfordert werden, enthalten aber doch ein und die andere Beobachtung, woraus die Wissenschaft einige Aufklärung über diese Thiere erhalten kann, deren Kenntniß, wenn sie auch als Abänderungen angesehen werden sollen, doch zur vollkommenen Geschichte derselben nothwendig ist. Vom Robbengeschlecht trift man hier fünf Arten an. 1) Die graue Robbe (Groskälar). 2) Die Staats-Robbe (Statskälar). 3) Die graue Strandrobbe (Gro Wikare skälar). 4) Die schwarze Strand-Robbe (Svarte Wikare). 5) Die Morungerobbe (Morungeskälar). Von diesen halten sich die zwey ersten in der offenen See auf, leben von Strömlingen (Strömming), Seekälbern (Sjökalfvar) und (Lakgulor). Im Winter verlassen sie unsere Scheeren, und kommen im Frühling nicht eher wieder, als bis alle Eisberge geschmolzen sind. In der Farbe sind sie aber unterschieden, und auch ihre Jungen sehen verschieden aus. Die graue Robbe ist ganz gelb,

wenn

Unter dieser Anzahl haben wir uns zwey ausgesucht, um sie abzeichnen zu lassen. Der erste ist der

wenn sie um Mathiastage in der strengsten Kälte auf dem bloßen Eise in der See jung wird. So wie sie wächst, verdunkelt sich diese gelbe Farbe und kriegt größere oder kleinere Flammen und Flecken. Diese Robbenart wird sehr groß, und erhält oft die Länge eines großen schonischen Ochsen. Die Staatsrobbe wird hingegen mehr weiß geboren, erhält auch diese hellere Farbe so unveränderlich, daß sie höchstens ins Perlfarbige fällt, wenn sie voll ausgewachsen ist. Sie wird auch nicht so groß als die graue Robbe, und ist scheuer und vorsichtiger. Alles dieses giebt Anleitung, sie für eine besondere Art zu halten. Die Strandrobbe unterscheidet sich von den bereits angeführten dadurch, daß sie aufs Land kriecht, um zu schlafen; dahingegen die andern, welche gemeiniglich Seerobben genannt werden, aufrecht im Wasser stehen, mit dem Kopfe über die Oberfläche des Wassers und so hart schlafen, daß man sich ihnen so sehr nahen kann, um sie mit dem Robbeneisen zu tödten. In Ansehung der Nahrung halten sich diese Strand-Robben vorzüglich an eine Art von Stachelbärsche (Skötspiggen), welche sie im Herbst bis in die seichten Meerbusen verfolgen, wohin diese Fischart alsdenn zu Millionen kömmt. Niemals sieht man, daß die Seerobben an diesen Fischen Theil nehmen. Die Strandrobbe ist auch allezeit fetter, sie schwimmt oft, wenn sie todgeschlagen ist, oben, welches man bey den Seerobben niemals sieht. Von diesen Strandrobben ist ein Theil schwarz, der andere grau. Beyde Arten gehen ins Netz, das man zu ihrem Fange auslegt, und da kein Grund vorhanden ist, diese ungleiche Farbe dem verschiedenen Alter zuzuschreiben, sondern im Gegentheil die graue Strandrobbe graue, und die schwarze, schwarze Junge zur Welt bringt; so kann ich sie nicht als eine Art ansehen. Morungen ist eine kleinere Robbenart,

der **Phoke aus unserm Weltmeer**, wovon es verschiedene Abfälle giebt. Wir haben ein solches Thier

benart, sie ist scheckig und mit Flecken getiegert. Man darf diese Art um so weniger als eine Abänderung von der ersten anführen, da die größten Robbenjäger versichern, daß die Morungen so ausgerottet sind, daß sie seit zwanzig Jahren nicht einen auf den Roslags-Scheeren gesehen haben; eine Sache, welche nicht möglich wäre, wenn die Morungen bloß im Alter von den vorhergehenden unterschieden wären, da unter der Menge von Robben, welche jährlich daselbst fallen, nothwendig in dieser Zeit einige müßten gefunden seyn, welche man an ihren Flecken für Morungen erkennen müßte, wenn sie nicht eine besondre Art ausmachten. Ich füge noch hinzu einige Bemerkungen über diese Seethiere: Man muß glauben, daß die Jungen von Robben, welche man wegen ihrer Dummheit Robbennarren nennt, so wenig unter dem Wasser schwimmen noch leben können, weil sie beständig auf dem Rande des Eises liegen, wohin sie die Mutter gesetzet hat; und wenn sich der Jäger nahet, so ist es lustig zu sehen, wie sie die besorgte Mutter ins Maul nimmt und sie auf eine sichere Eisscholle trägt, wo sie sie hinlegt und um sie herumschwimmt. Obschon alle Robben durch Untertauchen die Flucht nehmen, so bedient sich doch die Mutter dieses Auswegs niemals, wenn sie ihre Jungen führt, auch legt sie sie niemals ins Wasser. Die Art, wie die Robbe auf die glatten und steilen Klippen klettert, ist nicht weniger merkwürdig; sie geht mit der Fluth an die Klippen, wo sie durch die Wellen emporgehoben wird, fußt mit ihren kreuzweis gelegten Vorderfüßen an die Klippen, drückt ihre Schnauze dicht daran, bleibt in dieser Stellung stehen, bis die nächste Welle kommt, deren sie sich bedient, um sich noch höher hinauf zu befestigen; so fährt sie fort, bis sie hoch genug gekommen ist, um ihr schweres und unbehülfliches Hintertheil völ-

lig

Thier gesehen, dessen Verhältnisse des Leibes unterschieden zu seyn schienen; denn es hatte einen kürzern

lig an den bestimmten Ort zu ziehen. Unter dem Wasser streitet die Robbe vermuthlich mit allen andern Seethieren, in Absicht der Stärke sich fortzuschiffen, um die Wette. Es ist zu bewundern, wenn man sie untertauchen und in einigen Augenblicken einige hundert Faden von der Stelle wieder hervorkommen sieht. Man sieht sie zuweilen in der Tiefe des Wassers wie eine dunkele Erscheinung das aufmerksamste Auge täuschen. Die Seerobben scheinen das Eis mehr zu lieben als die Strand-Robben, weil man im Frühling, wenn gleich die Scheeren mit Strömlingen gleichsam überschwemmt sind, doch keine Seerobbe daselbst sieht. Die Arten halten sich alsdenn auf der Höhe des Bothnischen Meeres auf; wovon die Einwohner von Ködlöga, Svertlöga, Kudöra und Sundskärs, welche unter dem Gericht von Stockholm stehen, ansehnliche Vortheile zu ziehen wissen. Sie nehmen daselbst auf mehrere Monate Mundvorrath in ihre kleine Kajütenboote, und segeln um und zwischen den Eisschollen umher. Sobald sie einen Eisberg antreffen, weichen sie demselben anfangs aus, segeln aber nachher auf denselben zu, hängen sich an die hintere Seite fest, und lassen sich so von dem Eisberge mit fortziehen, welcher oft eine halbe Meile lang und 10 bis 12 Ellen hoch über dem Wasser seyn kann. Diese Eisberge bestehen aus vielen großen und kleinern aneinander gewälzten Eisschollen, welche, indem sie zusammengefroren, mehrere Zwischenräume und Höhlen zwischen sich gelassen. In diesen Schlupfwinkeln befinden sich die Seerobben so wohl, daß sie sich eher mit Keulen todschlagen lassen, als ihren angenehmen Wohnort aufzugeben. Die Einwohner obengenannter Dörfer sind die einzigen, welche eigentlich wahre Robbenjäger genannt werden können. Man könnte ihnen den Namen der schwedischen Grönländer geben. Sie wohnen auf

nackten

kürzern Hals, einen längern Leib und größere Klauen, als das, von welchen wir die Figur liefern.

nackten Klippen in der See, wo sie weder Holz noch Acker haben, wenig Weiden und etwas Wachholdergebüsch. Sie kaufen Brennholz und Bauholz. Wenn ihre Häuser alt geworden, so brennen sie aus den Rückbleibseln Kohlen, welche sie nach ihrer eigenen Aussage mit solchem Vortheil verkaufen, daß sie sich damit beynahe neue Baumaterialien verschaffen können. Statt des Strohes brauchen sie bey dem geringen Heuschlage Rennthiermoos zum Futter für ihre Kühe, Pferde werden bey ihnen gar nicht gesehen. Robbenjagd und Fischerey macht ihre einzige Nahrung aus. Sie wagen sich zuweilen bis nach Reval hinüber, um daselbst Korn zu kaufen, vorzüglich wenn die Eisberge sie so weit aus dem Wege führen. Kraft einer Königl. Resolution, besitzen sie die Robbenjagd um den Strand des ganzen Reichs herum. Die Bauern an mehrern Orten des Seeufers, halten diese Leute für geschickte Hexenmeister, und sie bedienen sich dieses Vorurtheils, um in ihren offenen Böten mit Sicherheit fahren zu können. Nachdem die Eisberge verschwunden, suchen sie die Seerobben auf den Klippen auf. Da wo die Robben, Sicherheits halber, nicht hinklettern können, legt sich der Jäger in einem weißen Hemde hin, und macht die Stimme der Robben so natürlich nach, daß sich eine Menge derselben daselbst versammeln, und so wie sie sich aus dem Wasser erheben, schießt er diejenigen, welche sich über einer bekannten Untiefe befinden, wo er den Raub mit Seilen und Angeln wiederkriegen kann; denn aus der Tiefe würde er die niedergesunkenen Robben nicht wieder herausholen können, wodurch eine Kreatur ohne Vortheil verloren gienge, welche einem andern bey einer andern Gelegenheit einmal zu Nutze kommen könnte. Im Winter sieht man diese abgehärteten Jäger wie Grönländer auf dem Eise herumkriechen in Robbenfelle gekleidet. Sie

liefern. Allein diese Ungleichheiten kamen uns nicht so beträchtlich vor, daß wir daraus eine unterschiedene und besondere Gattung machen könnten. Der zweyte ist der **Phoke aus der mittelländischen See** und den südlichen Meeren, und welcher unserer Vermuthung nach der Phoke der Alten ist, scheint von einer andern Art zu seyn, indem er sich von den andern durch die Beschaffenheit und die Farbe des Haars, welches wellenförmig und beynahe schwarz, bey den ersten aber greis und steif ist, unterscheidet. Ferner weichet er auch in Ansehung der Bildung der Zähne und Ohren von denselben ab; denn er hat eine Art von einem sehr kleinen äußeren Ohr, wogegen die anderen bloß einen Gehörgang haben, ohne daß die Muschel zu sehen ist. Ingleichen hat er Schneidezähne mit zweyen Spitzen, da hingegen eben dieselben Schneidezähne bey den andern eben sind, und eine gerade Schärfe haben, wie bey dem Hunde, Wolfe und allen andern vierfüßigen Thieren; endlich hat er niedrige oder mehr nach hinten zu am Leibe liegende Arme, als die übrigen, bey welchen dieselben mehr nach vorne hin liegen. Nichts destoweniger kommen diese Ungleichheiten bloß vom Clima her, und sind keine specificische Unterschiede;[8]) nachdem man an einerley Orten

riechen auch wie Robben, und hintergehen also zu gleicher Zeit die Augen, Ohren und Nasen derselben." Schwed Akadem. neue Abhandl. 1784. *V.* p. 81.

8) Wir werden in der Folge sehen, wie manche Ausnahmen hier statt finden, und daß schon viele gewiß verschiedene Arten bekannt sind.

O.

Orten und vorzüglich an denen, wo es eine große Menge von diesen Thieren giebt, große und kleine, dicke und dünne, und in Ansehung der Farben oder Haare unterschiedene, nach Beschaffenheit des Geschlechts und Alters antrift.1)

Wegen

1) Canities, ut homini et equo, sic quoque vitulo marino accidit. *Olai Magni, de Gent. Sept. p.* 165. — Die Meerkälber sind mit kurzen und von Farbe ungleichen Haaren bedeckt; einige sind schwarz und weiß, andere gelb, noch andere grau, und man findet auch rothe. *Description de la pêche de baleine, par Zorgdrager p.* 191. — Nahe bey Insel St. Matthias und an der magellanischen Meerenge, entdeckten wir zwey Inseln voller Seewölfe. Es war ihrer eine so große Menge, daß wir nicht 2 Stunden gebrauchet hätten, wenn wir damit unsere fünf Schiffe hätten anfüllen wollen. Sie sind so groß wie ein Kalb, und haben verschiedene Farben. *Histoires des Navigations aux terres Australes. Paris* 1746. *in* 4. *tome I. p.* 127. — Der Kopf an den Meerkälbern im Spitzberge ist nicht durchgängig auf gleiche Art gebildet, bey einigen ist er runder, bey andern länger und unter der Schnauze magerer. Sie sind auch der Farbe nach verschieden und gefleckt wie die Tieger; einige sind schwarz und weiß gefleckt, einige gelb, einige grau, und andere roth. Auch der Augapfel ist nicht bey allen von einerley Farbe, bey einigen ist er kristallfarbig, bey andern weiß, bey noch andern gelblich und wieder bey andern röthlich. *Recueil des Voyages du Nord, tome* II. *p.* 118. *et suivantes.* — Die Haut der Seekälber hat glatte Haare von verschiedenen Farben; es giebt unter diesen Thieren welche, die ganz weiß sind, und alle sind es, wenn sie geboren werden. Einige werden so wie sie wachsen schwarz, andere rothbraun, und verschiedene haben alle diese Farben zusammen. *Histoire de la nouvelle France, par Charlevoix, tome III. p.* 147.

V.

Wegen einer Uebereinstimmung, die anfänglich sehr unbeträchtlich zu seyn scheinet, und wegen einiger kaum sichtbaren Aehnlichkeiten sind wir auf die Meinung gekommen, daß der zweyte Phoke der Phoke der Alten wäre. Man hat uns versichert, daß das Individuum, das wir gesehen haben, aus Indien her wäre. Allein es ist, wenn nicht gewiß, wenigstens sehr wahrscheinlich, daß es aus einem levantischen Meere gekommen war. Es war erwachsen, indem es alle seine Zähne hatte; es war um ein fünftel kleiner als die erwachsenen Phoken in unsern Meeren, und um zwey drittel kleiner als die im Eismeer. Ob es gleich alle seine Zähne hatte; so war es doch nur zwey Fuß und drey Zoll lang, da doch derjenige, den Herr Parsons beschrieben und abgezeichnet hat, achtehalb engländische Fuß, das ist ungefähr sieben pariſische in der Länge betrug, da er nur erst einige Zähne hatte. Alle Kennzeichen aber, welche die Alten ihrem Phoke beylegen, bezeichnen kein so großes Thier, sondern sind nur diesen kleinen Phoken anpassend, den sie mehrmalen mit dem Bieber und Fischotter vergleichen, welche viel zu klein sind, mit jenen großen nordischen Phoken verglichen zu werden. Was uns aber völlig davon überzeugt, daß dieser kleine Phoke der Phoke der Alten sey, ist eine Nachricht, die zwar in Absicht der Sache, von welcher sie gegeben worden, falsch ist, aber doch Niemanden hat einfallen mögen, als der den kleinen Phoke, von dem hier die Rede ist, gesehen hätte, und nie auf irgend eine Art von den Phoken unserer Küsten, oder von den großen nordischen Phoken mit

mit Bestande der Wahrheit hat gegeben werden können. Wenn die Alten nämlich vom Phoca reden; so melden sie, sein Haar sey wellenförmig, und folge vermöge einer natürlichen Sympathie, den Bewegungen des Meeres; es lege sich, wenn das Wasser fällt, hinterwärts nieder, und erhebe sich nach vorne hin, wenn die Fluth steigt m) und diese sonderbare Wirkung zeige sich an den Fellen sogar noch lange, nachdem sie von dem Thiere abgezogen worden wären. Diese Nachricht und diese Eigenschaft hat nie in Ansehung der Phoken unserer Küsten oder der nordischen ersonnen werden können, weil das Haar bey beyden kurz und steif ist; sie paßt hingegen gewissermaßen auf den kleinen Phoke, dessen Haar wellenförmig und weit geschmeidiger und länger als der andern ihres ist. Ueberhaupt haben die Phoken in den südlichen Meeren ein viel feineres und weicheres Haar n) als die in den nördlichen Meeren. Ueberdieß versichert Cardan

m) Pellès eorum etiam detractas corpori sensum aequorum retinere tradunt semper aestu maris recedente inhorrescere. *Plin. Hist. nat. lib. IX. cap. XIII.* — Severinus sagt, daß er diese wunderbare Sache gesehen hat, erzählt sie aber mit so vielen Vergrößerungen, daß er deswegen nicht recht glaubwürdig ist. Er sagt, daß, wenn der Nordwind wehete, die Haare, die gegen den Südwind stunden, sich dergestalt niederlegten, daß sie zu verschwinden schienen. *Memoires pour servir à l'histoire des Animaux, partie I. page 193.*

n) Die Meerkälber auf der Insel Fernandes haben ein so feines und kurzes Rauchwerk, daß ich sonst nirgends dergleichen gefunden habe. *Voyage de Dampier, tome I. page 118.*

dan o), daß diese sonst für eine Fabel gehaltene Eigenschaft in Ostindien gegründet befunden worden.

Wenn man dieser Behauptung des Cardan auch nicht zu viel Glauben zustellet; so erhellet doch aus derselben zum wenigsten, daß es der Phoke in Indien sey, an welchen sich diese Würkung äußert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß im Grunde selbige anders nichts als eine elektrische Erscheinung ist, von der die Alten und Neuen die Ursache nicht gewußt, und deswegen die Würkung der Ebbe und Fluth des Meeres zugeschrieben haben.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so sind die Gründe, welche wir angegeben haben, hinreichend, anzunehmem, daß der kleine Phoke der Phoca der Alten ist, und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß es derjenige ist, dem Rondelet p) den Phoca im mittelländischen Meer nennet, und nach seiner Meinung einen längern und nicht so dicken Leib, als der Phoke im Weltmeer hat. Der **große Phoke,**[8*]) von welchem Herr Parsons die Maße und Figur geliefert hat, und welcher wahrscheinlich aus den nördlichen Meeren kam, scheinet von einer von den andern beyden unterschiedenen Gattung zu seyn. Denn er hatte noch fast

o) *Cardan. de subtilitate, lib. X.*

p) *Rondelet. de Piscibus, lib. XVI.*

8*) **Man sehe den Abschnitt Robbe mit weißem Bauche, zwote Art.**

gar keine Zähne und war also nicht ausgewachsen, und doch war er noch mehr als einmal so gros in allen seinen Maßen, und hatte folglich einen Umfang und eine Masse, die zehnmal größer als bey andern waren. Herr Parsons hat, wie Herr Klein q) sehr wohl bemerket, mit wenigen Worten viel von diesem Thier gesagt, und da seine Beobachtungen in engländischer Sprache geschrieben sind, so habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, dieselben hier übersetzt in einem Auszuge beyzufügen. r)

Dieß

q) *Klein de quad. p. 93.*

r) Dieses Meerkalb konnte man in London in Charingcroß im Februarmonat 1742 — 43 zu sehen bekommen. — Die Figuren, welche Aldrovand, Johnston und Andere geliefert nnd von der Seite abgebildet haben, bringen uns zu einem doppelten Irrthum. Der erste besteht darin, daß sie den Arm sehen lassen, der doch bey dem Thier, es mag seyn in welcher Stellung es wolle, nach außen zu nicht sichtbar ist. Der andere Irrthum ist dieser, daß sie die Füße wie zwey Floßfedern vorstellen, da es doch zwey würkliche Füße sind, mit Membranen und 5 Zehen und eben so vielen Nägeln, und die Zehen ihre Glieder haben. Die Nägel an den Vorderfüßen sind sehr groß und breit; diese Füße sind des Maulwurfs seinen sehr ähnlich, sie scheinen zum Kriechen auf der Erde und zum Schwimmen gemacht zu seyn, zwischen allen Zehen ist eine schmale Membrane, allein die Hinterfüße haben viel breitere Häute, und dienen dem Thier nur zum Rudern im Wasser. — Dieses Thier war ein Weibchen, und starb den sechszehnten Februar 1742—3. Es hat rund um die Schnauze herum große durchsichtige und hornartige Haare. Seine Eingeweide waren folgendermaßen beschaffen: die Mägen, die

Ge-

Dieß sind also die drey Arten, die von einander unterschieden zu seyn scheinen. Dem kleinen schwarzen Phoke in Indien und der Levante, dem Seekalbe oder der Phoke in unsern Meeren, und dem großen Phoke in den nordlichen, und der ersten

Gedärme, die Blase, die Nieren, die Harnröhren, das Zwerchfell, die Lungen, die großen Blutgefäße und die äußerlichen Geburtsglieder waren wie bey der Kuh gebildet. Die Milz war zwey Fuß lang, vier Zoll breit, und sehr dünne; die Leber bestand aus sechs Lappen, jeder von denselben war so lang und dünne wie die Milz; die Gallenblase war gar klein; das Herz war lang und in Absicht seiner Textur weich, und hatte ein sehr weites ovales Loch, so wie sehr große fleischigte Säulen. In dem untersten Magen waren ungefähr vier Pfund kleine scharfe und eckigte Kieselsteine, als wenn das Thier sie aufgesammelt hätte, um sein Futter kurz und klein zu zerschlagen. Der Körper der Bärmutter war gegen die beyden Hörner, die sehr dick und groß waren, nur klein. Die Eyerstöcke waren sehr groß, und die Mutterhörner öfneten sich durch ein großes Loch nach den Eyerstöcken hin. Ich füge die Figuren von diesen Theilen sowohl als von dem Thier selbst bey, welches ich selbst mit der größesten Mühe abgezeichnet habe. Dieses Thier wirft lebendige Junge, und säuget sie. Sein Fleisch ist fest und voller Muskeln; es war noch sehr jung, ob es gleich achtehalb Fuß lang war, denn es hatte noch fast gar keine Zähne, und nur erst vier kleine, die regelmäßig wie ein Viereck um den Nabel saßen; dies waren die Spuren von den vier Zähnen, die mit der Zeit zum Vorschein kommen sollten. *Transact. Phil. n. 469. p. 383. et 388.*

v.

Im Suppl. XI. p. 156. rechnet der Verfasser diesen großen Robben des Parson vielmehr zu seiner Phoke mit weißem Bauche.

o.

Gattung von diesen, muß man alles, was die Alten von dem Phoca geschrieben haben, zuschreiben.

Aristoteles kannte dieses Thier ziemlich gut, da er berichtete, daß es eine zweydeutige Natur, und seine Stelle zwischen den Wasser- und Landthieren hätte; daß es ein unvollkommenes und an Armen nnd Beinen verstümmeltes Thier wäre; daß es keine äußere Ohren, sondern bloß sehr sichtbare Löcher zum Hören hätte,9) daß seine Zunge als eine Gabel gespalten wäre, daß es Zitzen und Milch hätte, und sein Schwanz so klein wie am Hirsch wäre. Allein darin scheint er sich geirret zu haben, daß er versichert, dieses Thier habe keine Galle, da so viel gewiß ist, daß es wenigstens die Gallenblase hat. Herr Parsons meldet freylich, die Gallenblase sey bey dem großen Phoke, den er beschrieben hat, sehr klein gewesen. Herr Daubenton aber hat in unserm Phoke, den er zergliedert hat, eine der Größe der Leber gemäße Gallenblase gefunden, und die Herrn der Akademie der Wissenschaften, welche in dem von ihnen beschriebenen Phoke gleichfalls die Gallenblase gefunden haben, sagen nicht, daß sie merklich klein gewesen sey.

Uebrigens konnte Aristoteles gar keine Kenntniß von den großen Phoken in den Eismeeren haben, weil

9) Aus diesem Grunde widerruft der Verfasser in den Supplementen hinter der Beschreibung der Bärenrobbe die Meinung, daß der kleine gehörte Phoke die Phoca der Alten sey.

O.

weil zu seiner Zeit der ganze nördliche Theil von Europa und Asien noch unbekannt war. Die Griechen und auch sogar die Römer sahen Gallien und Germanien als ihr Norden an; die Griechen vornehmlich kannten die Thiere dieser Länder nicht sonderlich. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Aristoteles, wann er von dem Phoca als von einem gewöhnlichen Thiere redet, unter diesem Namen bloß den Phoke im mittelländischen Meer verstanden hat, und daß er die Phoken in unserm Ocean eben so wenig als die großen Phoken in den nördlichen Meeren kannte.

Obgleich diese drey Thiere der Gattung nach unterschieden sind; so haben sie doch viele Eigengenschaften mit einander gemein, und müssen so angesehen werden, als wenn sie einerley Natur haben. Die Weibchen gebähren im Winter, und werfen ihre Jungen auf dem Lande auf einer Sandbank, auf einem Felsen, oder auf einer kleinen Insel nicht recht weit vom festen Lande. Sie sitzen, wenn sie säugen f) und füttern sie auf diese Art, zwölf bis funfzehn Monathe an dem Orte, wo sie gebohren sind, hierauf gehet sie mit ihnen von dannen weg ins Meer, wo sie sie schwimmen und ihren Fraß suchen lehrt, und nimmt sie auf ihren Rücken, wenn sie müde sind. Da sie jedesmal nur zwey bis drey Jungen werfen; so sind ihre Wartungen

f) Wenn die Meerkälber im Meer sind; so gebrauchen sie ihre Hinterfüße, wie einen Schwanz zum Schwimmen, und auf dem Lande gebrauchen sie sie zum Sitz, wenn sie ihre Jungen säugen. *Voyage de Dampier, tom. I. p. 117.*

nicht sehr getheilet, und ihre Erziehung ist bald vollendet. Ueberdies haben diese Thiere von Natur einen ziemlichen Verstand und viele Empfindsamkeit. Sie verstehen sich, helfen sich einander, und kommen sich im Fall der Noth beyderseits zu Hülfe. Die Jungen kennen ihre Mutter mitten unter einer zahlreichen Schaar, sie verstehen ihre Stimme, und so bald sie sie ruft, so kommen sie zu ihr, ohne sich zu versehen.t) Wir wissen nicht wie lange ihre Trächtigkeit dauert; aber nach der Zeit des Wachsthums, nach der Dauer des Lebens, und auch nach der Größe des Thiers zu urtheilen, müssen dem Anschein nach verschiedene Monathe dazu erfordert werden, und da sie einige Jahre wachsen, so müssen sie auch ziemlich lange leben. Ich bin so gar sehr geneigt zu glauben, daß diese Thiere ihre Lebenszeit höher bringen, als man bemerken können, vielleicht werden sie hundert Jahre und darüber alt; denn man weiß, daß die Wallfischarten überhaupt viel länger leben als die vierfüßigen Thiere, und da der Phoke eine Schattirung zwischen beyden macht, so muß er von der Natur der ersteren etwas an sich haben, und mithin länger als die letztern leben.

Man kann die Stimme des Phoke mit dem Bellen eines heisern Hundes vergleichen; wenn er noch ganz jung ist, so schreyet er heller und beynahe so wie eine Katze mauet. Die Jungen, welche man ihrer Mutter raubt, mauen beständig, und hungern bisweilen lieber zu Tode, als daß sie die Nahrung, die man ihnen anbietet, annehmen.

t) *Voyage de Dampier, tom. I. p. 219.*

nehmen. Die alten Phoken bellen diejenigen an, welche sie schlagen, und wenden alle ihre Kräfte an, um zu beißen und sich zu rächen. Ueberhaupt sind diese Thiere nicht recht furchtsam, sondern sogar sehr muthig.

Man hat bemerkt, daß die Strahlen des Blitzes und das Getöse des Donners, sie gar nicht erschrecken, sondern sie zu ergötzen scheinen; sie kommen beym Gewitter aus dem Wasser heraus, und begeben sich alsdenn sogar von ihren Eisschollen weg, damit sie nicht von den Wellen gestoßen werden; und kommen ans Land, um sich über das Ungewitter zu erlustigen, und den Regen, der ihnen sehr angenehm ist, aufzufangen. Sie haben von Natur einen häßlichen Geruch, den man sehr weit riecht, wenn ihrer viele sind. Oft, wenn man sie verfolgt, lassen sie ihre Excremente fallen, welche gelb sind, und abscheulich stinken. Sie haben ungemein viel Blut, und mehr als zu viel Fett, weshalb sie von Natur plump und schwerfällig sind. Sie schlafen viel und sehr feste, u) sie schlafen gerne an der Sonne auf Eisstücken oder Felsen, und man kann nahe an sie kommen, ohne daß sie erwachen; auf diese Art fängt man sie gemeiniglich. Selten schießt man sie mit Feuergewehren, weil sie nicht gleich sterben, wenn ihnen auch die

u) Nullum animal graviore somno premitur. Pinnis, quibus in mari utuntur, humi quoque pedum vice serpunt; sursum deorsumque claudicantium more se moventes. Capitur dormiens vitulus marinus praesertim humano mucrone quia profundissime dormit. *Olai Magni de Gent. sept. p. 165.*

Kugel in dem Kopf sitzt, sondern springen ins Wasser und sind für den Jäger verloren. Da man ihnen aber ganz nahe kommen kann, wenn sie eingeschlafen oder vom Meere entfernet sind, indem sie nur sehr langsam fliehen können; so schägt man sie mit Staken oder Stangen zu Tode. Sie haben aber ein hartes und zähes Leben. „Sie sterben nicht leicht, sagt ein Augenzeuge, denn wenn sie gleich tödtlich verwundet worden, beynahe all ihr Blut verloren haben, und sogar geschunden sind; so leben sie doch noch immer fort, und es sieht abscheulich aus, wenn sie sich in ihrem Blute wälzen. Dieses beobachteten wir an demjenigen, den wir tödteten, und der acht Fuß lang war. Denn nachdem man ihm die Haut abgezogen und sogar den größten Theil seines Fettes abgeschnitten hatte; so wollte er doch, ungeachtet aller Schläge, die man ihm auf den Kopf und die Schnauze gegeben hatte, noch immer beißen, und packte auch sogar eine halbe Pique, die man ihm vorhielt, mit solcher Gewalt an, als wenn er gar nicht verwundet gewesen wäre. Hiernächst stießen wir ihm eine halbe Pique mitten durch das Herz und die Leber, und es lief noch so viel Blut heraus, als von einem jungen Ochsen.“ *Recueil des Voyages du Nord, tome II. page 117. et suiv.*

Uebrigens ist die Jagd, oder wenn man will, der Fang dieser Thiere nicht schwer, und dabey sehr vortheilhaft; denn ihr Fleisch ist kein schlechtes Essen, x) ihr

x) Die zweyte Art von Seewölfen (Phoke) ist viel kleiner, als die erste (Rosmar oder Seekuh). Sie jun-

ihr Fell y) ist ein gutes Pelzwerk; die Amerikaner ver-

jungen gleichfalls auf den Inseln, auf dem Sande, auf Felsen und aller Orten, wo sich Buchten befinden. — Die Wilden stellen ihnen nach, ihr Fleisch ist ein gutes Essen, sie bekommen von denenselben ein Oel, welches auf allen Gastmahlen vorgesetzet wird. Diese Seewölfe kommen in allen Jahreszeiten ans Ufer, und entfernen sich nicht weit vom Lande. Wenn es schönes Wetter ist, so trift man sie auf einer Sandbank, oder auch auf Felsen an, wo sie im Sonnenschein schlafen. Es giebt Oerter, wo ihrer zwey- bis dreyhundert in einer Reihe liegen. Sie sind leicht ums Leben zu bringen. Alles Oel, das sie geben können, macht ungefähr ihre Blase voll, in welcher die Wilden es auch verwahren, wenn sie es geschmolzen haben. Wenn dieses Oel frisch ist, so ist es gut zu genießen, und Fische damit zu braten; es ist ferner vortreflich zum Brennen, weil es eben so wenig als Baumöl riecht oder dampft, und im Faß läßt es auf dem Boden weder Unrath noch Hefen nach. *Description de l'Amerique septentrionale, par Denis. tome II. p. 255.*

y) Das Meerkalb hat außer seinem Fett, eine Haut, welche für drey, vier bis fünf Schillinge verkauft wird, je nachdem sie schön oder groß ist. *Description de la pêche de la baleine, par Zorgdrager. page 196.* — Ehedem brauchte man sehr viele Seewolfsfelle zu Muffen, die man davon machte; diese Mode ist abgekommen, indem man heut zu Tage mit diesen Fellen, Felleisen und Kuffer häufig überzieht. Wenn sie gegerbet sind, so sind sie fast eben so narbicht, als das Corduanleder, sie sind aber nicht so fein, schaben sich nicht so leicht ab, und behalten auch länger ihre völlige frische Farbe. Auch macht man aus denselben sehr gute Schuhe und Halbstiefeln, wodurch kein Wasser schlägt; man überzieht auch Stühle damit, und dieser Ueberzug dauret länger als das Holz. *Histoire de la Nouvelle France, par le P. Charlevoix. tome III. p. 147.*

verfertigen daraus Schläuche, z) welche sie mit Luft anfüllen, und als Flösse gebrauchen; man bekömmt von ihrem Fett ein Oel, das klarer ist und keinen so übeln Geschmack hat, als das Oel vom Meerschwein oder von andern Arten von Wallfischen.

Zu den dreyen Arten von Phoken, von denen wir geredet haben, muß man vielleicht, wie wir bereits gesagt, noch die vierte hinzusetzen, welche von dem Verfasser der Reise Ansons unter dem Namen Meerlöwe in einer Figur und Beschreibung geliefert ist. Diese Art befindet sich an den Küsten der Länder an der magellanischen Meerenge in der Südsee auf der Insel Juan Fernandes in großer Menge. Diese Meerlöwen gleichen den Phoken oder Seekälbern, welche an diesen Gestaden gleichfalls sehr häufig sind; aber sie sind viel größer. Wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht haben, so sind sie wohl 11 bis 18 Fuß lang, und ihr Umfang beträgt 7 oder 8 und wohl gar 11 Fuß. Sie sind so fett, daß wenn man die Haut, die einen Zoll dick ist, durchgeschnitten hat, man wenigstens einen Fuß Fett findet, ehe man ans Fleisch kömmt. Man bekömmt von einem einzigen solchen Thier an fünfhundert Kannen (Pintes) Thran pariſischer Maße; sie sind dabey sehr blutreich; wenn man sie tief und an verschiedenen Stellen verwundet, so sieht man das Blut mit vieler Gewalt herausspritzen. Ein einziges von diesen Thieren,

z) Aus ihrer Haut macht man Schläuche, die man mit Luft anfüllet, und als kleine Schiffe gebrauchet. *Voyage de Frézier, p. 71.*

ren, dem man den Hals abschnitt und dessen Blut man auffieng, gab außer dem Blut, das in den Gefäßen seines Leibes blieb, zwey Orhofte (barriques) voll. Ihre Haut ist mit kurzen hellbraunen Haaren bedeckt, ihr Schwanz und ihre Füße aber sind schwärzlich. Ihre Zehen sind in einer Haut eingeschlossen, die nicht ganz bis zu ihrem Ende geht; an der Spitze einer jeden Zehe ist ein Nagel. Sie unterscheiden sich nicht nur durch die Größe und Dicke, sondern auch durch andere Charaktere von den Phoken. Die männlichen Meerlöwen haben eine Art von dickem Kamm oder Rüssel, welcher ihnen unter dem obern Kinnbacken 5 bis 6 Zoll lang hinunter hängt. Dieses befindet sich nicht bey den Weibchen, und dadurch unterscheidet man dieselben gleich beym ersten Anblick von den Männchen, ausser daß jene auch viel kleiner als diese sind. Die stärksten Männchen halten sich eine Menge Weibchen, und geben nicht zu, daß andere Männchens denenselben nahe kommen. Diese Thiere sind wirkliche Amphibien; den ganzen Sommer halten sie sich im Meer und den ganzen Winter auf dem Lande auf; und in der letzteren Jahreszeit jungen die Weibchen. Sie werfen nicht mehrere als ein oder zwey Junge, welche sie säugen: und die, wenn sie geboren werden, eben so groß sind, als ein erwachsenes Meerkalb.

Die Meerkälber leben, so lange sie auf dem Lande sind, von dem Grase, das an den Ufern der frischen Wasserbäche wächst, und wann sie nicht weiden, so schlafen sie im Koth; sie scheinen sehr schläfrig von Natur zu seyn, und man kann sie nicht leicht aufwecken. Allein sie wenden die Vor-

sicht

ficht an, daß sie um die Gegend herum, wo sie schlafen, Männchen auf die Schildwache stellen, und diese Schildwachen sind, wie man sagt, sehr aufmerksam, und wecken sie gleich auf, wenn man ihnen nahe kömmt. Ihr Geschrey ist sehr laut und hat verschiedene Töne, und bisweilen wiehern sie wie Pferde. Sie kämpfen oft mit einander, vornemlich die Männchens, die sich um die Weibchens streiten, und sich große Wunden mit den Zähnen beybringen. Das Fleisch dieser Thiere ist kein schlechtes Essen; die Zunge besonders schmeckt so gut als eine Ochsenzunge. Sie lassen sich leicht tödten, denn sie können sich weder wehren noch weglaufen; sie sind so schwerfällig, daß es ihnen Mühe kostet sich zu regen, und noch mehrere, sich umzukehren. Nur vor ihren Zähnen muß man sich in Acht nehmen, die sehr stark sind, und womit sie einen fassen würden, wenn man gerade auf sie zu und ihnen zu nahe käme. a) Wegen anderer Beobachtungen, die wir gegen diese gehalten haben, und einiger Aehnlichkeiten, welche wir daraus herleiten und angeben wollen, kömmt es uns so vor, als wenn diese Meerlöwen, welche sich an der Spitze von Südamerika finden, auch an den nördlichen Küsten eben dieses Welttheils, einige

a) *Voyage autour du Monde, par Anson. p. 100.* (teutsch S. 115. Tab. 13), wo man die Figur von dem Männchen und Weibchen sieht.

Wie ein Bootsman einem jungen Seelöwen unbesorgt das Fell abzog, überfiel ihn die Alte, und verwundete ihn so stark im Kopfe, daß er in wenigen Tagen sterben mußte. O.

einige kleine Abfälle ausgenommen, gefunden werden. Die großen Phoken in den Meeren von Canada, deren Denis unter dem Namen See-Wölfe erwähnet, und die er von den kleinen gewöhnlichen Meerkälbern unterscheidet, mögen wohl von eben derselben Gattung seyn, von welcher die Meerlöwen in den magellanischen Ländern sind. Ihre Jungen, sagt dieser ziemlich genaue Schriftsteller, sind, wann sie gebohren werden, größer als das größte Schwein, und dabey länger. Es ist aber gewiß, daß die Phoken oder Meerkälber in unserm Weltmeer nie diese Größe haben, wann sie auch schon völlig ausgewachsen sind; der Phoke im mittelländischen Meer, nemlich der Phoca der Alten ist noch kleiner, und nur der vom Herrn Parsons beschriebene Phoke kömmt mit denen von Denis b) erwähnten in der Größe überein. Herr Parsons zeigt nicht an, aus welchem Meer dieser große Phoke gekommen sey, er mag aber aus dem Nordmeer von Europa oder aus dem von Amerika gekommen seyn, so würde er doch mit dem See-Wolf des Denis, wie auch mit dem Seelöwen des Anson einerley seyn können; denn er hatte eben dieselbe Größe, weil er schon 7 Fuß lang war, wiewohl er noch lange nicht seinen völligen Wachsthum erreichet hatte.

Außer-

b) Dem Zeugniß des Denis, kann man noch das von dem Pater Christian Leclerq beyfügen: „an den Küsten von Nordamerika, sagt dieser Schriftsteller, werden Seewölfe gefunden, von welchen einige so groß und dick als Pferde und Ochsen sind; diese Seewölfe heißen Uaspus.“ *Relation de la Gaspesie, page 430.*

Außerdem besteht der sichtbarste Unterscheid zwischen dem Meerlöwen und Seekalbe, nächst der Größe darinn, daß das Männchen, nicht von der Art der Meerlöwen, aber das Weibchen einen großen Kamm auf dem obern Kinnbacken hat. Herr Parsons, der das Männchen nicht gesehen, hat bloß das Weibchen beschrieben, welches wirklich keinen Kamm hatte, und völlig dem Meerlöwen gleichet. Man setze zu allen diesen Uebereinstimmungen eine noch genauere Gleichheit hinzu, nämlich diese, daß Hr. Parsons meldet, daß sein großer Phoke Mägen und Gedärme wie eine Kuh hätte, und daß der Verfasser der Reise von Ansons berichtet, der Meerlöwe fresse anders nichts, als Gras. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß diese beyden Thiere gleiche Bildung haben, oder vielmehr, daß sie einerley Thiere und von den übrigen Phoken, die nur einen Magen haben, und von Fischen leben, sehr unterschieden sind.

Woodes Rogers hat diesen Meerlöwen in den magellanischen Ländern schon vor dem Verfasser der Reise Ansons erwähnet, und beschreibt sie etwas anders. „Der Meerlöwe, sagt er, ist ein sehr seltsames und ungemein großes Geschöpf. Man hat welche gesehen, die zwanzig Fuß und darüber lang waren, und nicht viel weniger als viertausend Pfund wiegen konnten. Ich habe selbst verschiedene von 16 Fuß gesehen, welche etwa zweytausend Pfund wiegen mochten, dem ungeachtet wundere ich mich, daß man so viel Oel aus dem Speck dieser Thiere bekommen kann. Die Bildung ihres Leibes kömmt der Seekälber ihrer ziemlich nahe; sie haben aber eine dickere Haut als ein Ochs, kurze

und

und steife Haare, einen nach Verhältniß viel größern Kopf, einen sehr großen Rachen, ungeheuer große Augen, ein Maul beynahe wie ein Löwe, und einen erschrecklichen Knäbelbart, an welchem die Haare so steif sind, daß man Zahnstöcher daraus verfertigen könnte. Diese Thiere gehen gegen das Ende des Junius nach der Insel (Juan Fernandes), gebähren da ihre Jungen und werfen sie einen Flintenschuß weit vom Ufer des Meers. Hier halten sie sich bis zum Ende des Septembers auf, ohne von der Stelle zu gehen, und ohne den geringsten Fraß zu sich zu nehmen, wenigstens sieht man sie nicht fressen. Ich habe selbst einige beobachtet, die acht volle Tage in ihrem Lager waren, und es nicht würden verlassen haben, wenn wir sie nicht erschrecket hätten. Wir sahen auch einige Meerlöwen und noch vielmehr Seekälber auf der Insel Lobos de la Mar auf der Küste von Peru und in der Südsee." c)

Diese Beobachtungen des Woodes Rogers, welche mit des Verfassers der Reise Ansons übereinkommen, scheinen auch zu beweisen, daß diese Thiere vom Grase leben, wenn sie auf dem Lande sind; denn es ist nicht recht wahrscheinlich, daß sie sich ein ganzes Vierteljahr und vornemlich wann sie ihre Jungen säugen, ohne allen Fraß behelfen. In der Sammlung der Seefahrten nach den südlichen Ländern findet man viele Dinge, die auf diese Thiere

c) *Voyage autour du Monde, de Woodes Rogers, tome I. p. 207 et 223.*

Thiere Beziehung haben; allein es kommen uns weder die Beschreibungen noch die angeführten Umstände als richtig vor. Zum Beyspiel, es wird daselbst berichtet, daß an der Küste des Fuchshafens in der magellanischen Meerenge so große Meerwölfe gefunden würden, daß ihre ausgebreitete Haut sechs und dreyßig Fuß breit wäre; d) welches zuverläßig vergrößert ist. Danächst wird daselbst gemeldet: auf den beyden Inseln des Port defiré im magellanischen Lande glichen diese Thiere in Ansehung des vordern Theils ihres Leibes den Löwen, indem ihr Kopf, ihr Hals und ihre Schultern mit einer sehr langen und dicken Mähne versehen wäre e), welches noch mehr vergrößert ist, denn diese Thiere haben um den Hals herum etwas mehr Haare an den übrigen Theilen ihres Leibes, diese Haare sind aber nicht über einen Finger lang. f) Endlich wird daselbst noch gesagt, daß es von diesen Thieren einige gäbe, welche über achtzehn Fuß lang wären; daß derjenigen, welche nur vierzehn Fuß lang sind, sich tausende fänden, daß aber die mehresten nur fünf Fuß lang wären. g) Hierdurch könnte man verleitet werden, zu glauben, daß es zweyerley Gattungen von diesen Thieren gäbe, und die eine viel größer als die andere wäre, weil der Verfasser nicht sagt, daß dieser Unterschied von dem ungleichen Alter herrühre, welches doch

d) *Navigations aux terres Australes, Paris 1756. tome I. page 168.*

e) *Idem, ibidem, p. 221.*

f) *Histoire du Paraguai, par le Charlevoix. t. VI. p. 181.*

g) *Navigations aux terres Australes, tome II. p. 11.*

doch nothwendig hätte gesagt werden müssen, wenn einem Irrthum hätte vorgebeuget werden sollen. „Diese Thiere, sagt Coreal h) sperren immer ihren Rachen offen; zwey Leute müssen viele Mühe anwenden, wenn sie eines mit einem Spieße todt machen wollen, welches das beste Gewehr dazu ist. Ein Weibchen säuget vier bis fünf Junge, und jägt die andern Jungen weg, wenn sie zu ihr kommen wollen; woraus ich schließe, daß sie vier bis fünf Junge auf einmal werfen.“ Diese Vermuthung ist ziemlich gegründet, denn der vom Herrn Parson beschriebene große Phoke hatte vier Zitzen, die so saßen, daß sie ein Viereck ausmachten, in welchem der Nabel mitten innen lag. Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, alle Umstände, welche auf diese wenige bekannten Thiere Bezug haben, zu sammlen und hier anzuführen. Es wäre zu wünschen, daß ein geschickter Reisender, uns eine Beschreibung davon und vornemlich von den innerlichen Theilen, vom Magen, von den Gedärmen u. s. w. geben möchte, denn nach den Nachrichten, die die Reisebeschreiber davon geben, sollte man glauben, daß die Meerlöwen zur Classe der wiederkauenden Thiere gehören, verschiedene Mägen haben, und mithin von einer von den Phoken oder Seekälbern sehr unterschiedenen Gattung sind, welche nämlich gewiß nur einen Magen haben, und unter die Zahl der fleischfressenden Thiere gesetzet werden müssen.

Der Phoke (Taf. XLV.) ist behaart, und gleicht den übrigen vierfüßigen Thieren in der Gestalt

h) *Voyage de Coreal, tome II. p. 180.*

stalt des Kopfes, des Schwanzes (A. Taf. XLVI.) und verschiedener anderer Theile des Leibes; allein in der Bildung der Beine und Füße geht er weit von ihnen ab. Der Vordertheil des Kopfes hat viel Aehnliches von dem Kopfe eines Fischotters, indem die Schnauze breit und platt ist, und die Nase nur wenig hervorragt. Die Ohren sieht man kaum; sie werden bloß durch einen kleinen Knollen merklich, der sich an dem Vorderrande ihrer Oeffnungen erhebt; diese finden sich beynahe in der Mitte von der Länge des Kopfs; die Augen liegen näher bey den Ohren, als bey der Spitze der Schnauze. Bey diesem Thiere ist der Hintertheil des Kopfes sehr groß, und die Scheitel ist platt, von der Spitze der Nase bis an den Hinterkopf, welcher rund ist. Der Hals ist kurz, und war bey demjenigen Individuo, nach welchem diese Beschreibung gemacht ist, von dem Kopfe und den Schultern wohl unterschieden. Die Brust ist weit dicker, als der Bauch; weder Hüften noch Schenkel sind auswärts sichtbar; am Ende des Leibes sieht man zu beyden Seiten eine Erhöhung, die durch das Knie gemacht wird; die Beine strekken sich hinterwärts unter der Haut fort, und die Ferse finden sich zu beyden Seiten des Afters und des Anfangs vom Schwanze. der Leib ist in dieser Gegend am allerdünnsten, und hat überhaupt eine kegelförmige Figur, indem er von der Brust bis zum After immer in der Dicke abnimmt. Der Schwanz ist kurz, und am Ende oben und unten platt.

Der Arm und Vorarm sind kurz, und liegen unter dem Felle, das die Brust bedeckt, verborgen; das

das Faustgelenk kömmt auswärts zum Vorschein; die Zehen sind von einer Haut umschlossen, die zur Floßfeder dienet, und man erkennet sie bloß an den langen Nägeln, die beynahe walzenförmig und auf der Außenfläche schwarz, auf der innern Seite aber grau sind. Dieser Zehen sind fünfe; der erste ist der längste, und die übrigen nehmen in der Kürze, einer nach dem andern ab, bis auf den letzten, der der kleinste vor allen ist. Die Fußwurzel (DE, Taf. XLVI.) und der Mittelfuß sind dick und länglicht und beynahe walzenförmig. Die Hinterfüße haben fünf Zehen, so wie die Vorderfüße; diese Zehen sind aber größer und von der Haut, die die Zehen umschließt, mit eingefaßt; folglich ist diese Haut länger, als an den Vorderfüßen. Der erste Zehe an den Hinterfüßen ist der längste und dickste; der fünfte ist ein wenig kürzer; der zweyte und der vierte sind kürzer als der fünfte, und länger als der dritte, der von den fünfen der kleinste ist. Die Nägel unterscheiden sich von denen an den Vorderfüßen bloß darin, daß sie kleiner sind. Die Schwimmhäute der Vorderfüße haben, wenn sie ausgespannt sind, vier und einen halben Zoll in der Breite, und die von den Hinterfüßen zehntehalb Zoll. Die Haare sind kurz, fein, steif, und nach hinten zu gelagert. Die Haare von demjenigen Thiere dieser Art, das wir bey dieser Beschreibung vor uns gehabt haben, klebten vermittelst einer Art von Schleim oder Kleister an einander. Indessen waren sie trocken und glänzend. Sie hatten eine braune oder schwärzlichte Farbe in dem größten Theile ihrer Länge, von der Wurzel an bis zur Spitze, welche gelblicht grau war. Diese Farbe schien allein an

allen Theilen des Körpers, ausgenommen auf dem Hinterkopfe und längst der Oberfläche des Halses und des Rückens, wo man auch etwas Schwarzes sahe.

Zu beyden Seiten der Schnauze fand sich ein Knäbelbart, der vorn an der Schnauze theils aus schwarzen theils aus halbweißen und halbschwarzen Borsthaaren bestand. Ueber diesen Borsthaaren fanden sich andere weit dickere und längere, die völlig weiß waren. Diese waren platt und so zu reden knoticht, wie die Fühlhörner der Insekten, die man Capricornen nennt. Eben solche Borsthaare fanden sich auch über dem Vorderwinkel des Auges. Die längsten dieser Barthaare hatten viertehalb Zoll in der Länge. Die Länge des ganzen Leibes von der Schnauze bis zum After betrug zwey Fuß acht Zoll, und bis ans Ende der Hinterfüße drey Fuß, drey Zoll und sechs Linien. Dieser Phoke wog sechs und zwanzig Pfund. Das Gehirn war sehr groß, wog sechs Unzen und drittehalb Drachmen, das kleine Gehirn war nach Verhältniß noch größer, und wog eine und zwey Drachmen. Die Zunge war am Ende beynahe gespalten. Der Pulsadergang zwischen der Lungenschlagader und der Aorte war sehr deutlich und im Durchschnitte drittehalb Linien dick. Der ganze Darmgang war fünf und funfzig Fuß und sieben Zoll lang. Der Phoke kömmt den übrigen vierfüßigen Thieren seinem Gerippe nach näher, als nach der äußern Bildung seines ganzen Leibes. Er hat vier und dreyßig Zähne, sechs Schneidezähne, zween Hundszähne und zehn Backenzähne in dem obern Kinnbacken, und vier Schneide-

Schneidezähne, zwey Hundszähne, und zehn Backenzähne in dem Unterkinnbacken. Ein andrer Phoke, vielleicht von einer Art, aber verschiedenen Race war von dem vorigen etwas verschieden. Er war nicht so lang und hatte einen kürzern, dickeren Hals und längere Nägel, die über die Ränder der Haut zwischen den Zehen hervorgiengen. Er schien mit dem Phoke aus dem Ocean des Rondelet überein zu kommen.

In dem Cabinette des Königs ist ein **kleiner Phoke** aus Ostindien (Pl. LIII) vorhanden; der beynahe von gleicher Bildung ist, als die an unsern Küsten sind. Allein er ist von einer ganz andern Gattung, und hat sehr deutliche Abzeichen in der Größe des Leibes, in Ansehung der Ohren, in der Farbe und Beschaffenheit des Haars, in der Bildung der Zähne, der Füße u. s. w. Von zween Häuten dieser Art schien das größte dieser ausgestopften Thiere erwachsen zu seyn, und doch hatte es vom Ende der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes nur zween Schuh und drittehalb Zoll in der Länge, folglich war es fast um ein Fünftel kürzer, als der Phoke; es hatte einen längern Hals und einen kürzern Leib; die Vorderbeine saßen in der Mitte der Länge des ganzen Körpers; dieses Thier hatte eine kleine Muschel an den Ohren; das Haar war länger und weicher als an den übrigen Phoken; es war fast einen Zoll lang, glänzend, welligt, und an einigen Stellen so gar kraus. Auf dem Obertheile des Kopfs, des Halses, und des Leibes war es schwarz, und an dem Untertheile und an den Füßen braunschwärzlich. Wenn man die Haare von einander bog, so sahe man, daß

sie nach der Wurzel zu eine blaßgelbe Farbe hatten. Die Haut an den Fußsohlen war kahl, und von brauner Farbe, und hatte dabey länglichte Falten oder Striche, die sehr ins Auge fielen. Die Nägel waren sehr klein, und die Haut, die die Zehen verband, streckte sich unter den Nägeln fort, verlängerte sich weit über dieselben hinaus, und endigte sich mit einem abgestutzten Rande, und der hervorragende Theil derselben hatte eine verhältnißmäßige Größe zu der Größe der Zehe zu welcher sie gehörete: folglich finden sich bey diesem Phoke die Flossen nicht allein zwischen den Zehen, sondern auch am Ende der Füße, und die Abschnitte ihrer Ränder stellen die Zehen vor. Man sieht auch unter den Nägeln der andern Phoken eine Verlängerung der Flossen; allein diese Nägel sind groß und strecken sich über die Schwimmhäute hinaus. Die Fußsohle dieser Phoken ist, wie der übrige Leib, mit Haaren bekleidet.

Der Ostindische Phoke hatte sechs Schneidezähne in dem Oberkinnbacken, vier in dem unteren, und vier Hundszähne in jedem Kinnbacken, wie die andern Phoken, allein die Schneidezähne waren ganz verschieden. Die vier mittleren in dem Oberkinnbacken waren dick und gabelförmig; sie hatten jeder zween Aeste, einen vorn und den andern hinten. Diese Art von Gabel habe ich sonst nie an Schneidezähnen irgend eines anderen Thieres wahrgenommen. Der letzte an jeder Seite war sehr dünne und walzenförmig. Die mittleren beyden Schneidezähne des Unterkinnbackens saßen gegen einander, waren so dick, als die größesten oberen, sie endigten sich jeder mit dreyen kleinen Stücken;

der

der äußere Schneidezahn an jeder Seite war kurz und zugespitzt. Man hatte in den Häuten von Ostindischen Phoken, die man bey dieser Beschreibung vor sich gehabt, die Kinnbacken nur zum Theil sitzen lassen; folglich habe ich nur die ersten Backenzähne gesehen, und diese sahen nach meinem Bedünken anders aus, als die Backenzähne der übrigen Phoken; sie waren nach Verhältniß kürzer und kleiner, hatten nur eine Spitze, und waren viel weiter von einander entfernt. **Büffon a. a. O.** p. 228. *)

*) In den Supplementen hält der Herr von Büffon diese kleine Phoke für einerley Art mit der Bären-Robbe, und hängt ihre Beschreibung dieser ihrer an; welcher ich noch eine beyfügen, sie aber von der Bärenrobbe unterscheiden werde.

Anhang
zu dem Abschnitt von den Robben oder Phoken.

Vol. XIII. p. 330.

Als ich vor mehr als zwanzig Jahren von den Robben schrieb, so kannte man damals nur zwey bis drey Arten; abere neuere Reisende haben noch verschiedene andere kennen gelernt, und wir sind jetzt im Stande sie zu unterscheiden, und ihnen ihre Benennungen und eigenthümlichen Kennzeichen zu gebeu. Ich werde daher das, was ich über diese Thiere gesagt, in einigen Punkten berichtigen, indem ich hier das Neue, was ich davon habe sammlen können, hinzusetze.

Ich werde zuerst einen Unterschied, der sich auf die Natur und auf ein sehr einleuchtendes Kennzeichen gründet, festsetzen, indem ich das ganze Geschlecht der Robben in zwey Theile theile, nämlich in die, die äussere Ohren haben, und in die, die nur kleine Gehörlöcher ohne einer äussern Gehörmuschel haben. Dieser Unterschied ist nicht nur sehr deutlich, sondern scheint auch eine wesentliche Eigenschaft auszumachen, da der Mangel der äussern Ohren eins von den Stücken ist, wodurch diese Amphibien sich den walfischartigen Thieren nähern, auf deren Körper die Natur jede Art von Höcker

und

und Hervorragung weggelassen zu haben scheint, die die Haut weniger glatt und zum Fortschlüpfen im Wasser weniger geschickt gemacht hätten; da inzwischen die äussere und erhabene Gehörmuschel, die Robben die mit diesem äussern Theile versehen sind, das keinem Landthier fehlt, den vierfüßigen Thieren näher zu bringen scheint.

Wir kennen nur zwey recht bestimmte Arten von Robben mit Ohren; die erste ist der Seelöwe, der durch die gelbe Mähne, die er um seinen Hals trägt, sehr merkwürdig ist; und die zweyte, die die Reisenden unter dem Namen Seebär bezeichnet haben, und der aus zwey durch ihre Größe von einander sehr verschiedenen Abarten besteht; wir wollen also zu dieser Art den **kleinen Robben mit dem schwarzen Haar** hinzufügen, wovon ich (*Vol. XIII.*) eine Beschreibung und ein Kupfer gegeben, und der, da er äussere Ohren hat, in der Seebären-Art nur eine Varietät ausmacht. [10]) Aus sehr wahrscheinlichen Vermuthungen hielt ich damals diesen kleinen Seebären für den Phoca der Alten. [11]) Da aber Aristoteles, indem er von diesem Phoca spricht, ausdrücklich sagt, daß er **keine äussere Ohren und nur Gehörlöcher hat**; so sehe ich, daß man diesen Phoca der Alten, unter einer von der Robbenart ohne Ohren suchen muß, die wir jetzt nach einander anführen wollen.

10) Ich kann ihn nicht für eine bloße Abart, sondern für eine von der Bärenrobbe verschiedne Art ansehen.

G.

11) Man sehe oben die Anmerkung 9.

Die

Die Robben ohne Ohren, oder eigentliche Robben.

Wir kennen neun oder zehn bestimmte Arten oder Varietäten in dem Geschlecht der Robben ohne Ohren, und wir wollen sie hier nach der Ordnung ihrer Größe anzeigen, und nach den Kennzeichen, welche die Reisebeschreiber gewählt haben, um sie zu benennen und von einander zu unterscheiden. [12])

12) Mit gleichem Rechte, als diese zehn Robben wie verschiedene Arten angesehen werden, kann man noch einige hinzusetzen, und diese sollen nach den hier benannten zehn Arten folgen.

Nämlich die Mönchsrobbe des Hrn. Herrmann, die Hasenrobbe des Lepechin, die bandirte des Pallas, und die falklandische Robbe des Pennant.

O.

Der grosse Robbe mit runzlichter Schnauze.

S. 125.

Büff. Thiere XVI Th. Schrebs Saugt. T. 83. das Männchen.

Der grosse Robbe das Weibchen.

S. 125.

Büff. Thiere XVI. Th. Ansons Reisen Tab. 15. F. b

Der große Robbe mit runzelichter Schnauze. [1])

Erste Art.

Ansons Reisen *p. 115. Tab. 13. a M. b W.*

Die größte Robbenart ist die **mit der runzelichten Schnauze**, von dem wir schon (Vol. XIII. 351. u. f.) unter dem Namen Seelöwe ge-

1) Phoca (leonina) capite antice cristato, corpore fusco. *Erxleben Syst. Mammal. p. 581.*

Le Lion marin. *Dampier voy. I. p. 118.*

La Manate de Sainte Helene. *Dampier voy.* II. *p. 268.*

Sea-lyon. *Anson voy. p. 122.* Ansons Reise um die Welt. *p. 115. Tab. 13.* (Abbildung des männlichen und weiblichen).

Les Loups marins. *Ulloa voy. II. p. 24.*

Phoca maior, dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, posterioribus latis bifidis Parsons. *Philos. transact. XLVII. p. 121.*

Phoca (leonina) capite antice cristato. *Linn. Syst. Nat.* 10. I. *p. 37. n. 2.*

Lion Marin. *Dict. anim. II. p. 691.*

gesprochen haben, weil verschiedene Reisende und besonders die Sammler der Ansonschen Reise ihn mit dieser Benennung bezeichnet hatten, aber ganz unrecht, weil der wahre Seelöwe eine Mähne hat, die diesem fehlt, und weil sie noch durch den Wuchs und durch die Gestalt der verschiedenen Theile des Körpers von einander verschieden sind, so daß der Robbe mit dem runzelichten Maule, mit dem wahren Seelöwen nur das gemein hat, daß er die Küsten und wüsten Inseln bewohnt und wie dieser sich in den Meeren der beyden Halbkugeln findet.

Man

Zee Leeuw: Rob met een Kam van vooren aan den Kop. *Houtt. naturh. II. p. 5.*

Le Lion marin. *Buff. hist. nat. XIII. p. 333. 351.* Meerlöwe. Allgem. Hist. d. Nat. VII. I. p. 133. *Buffon quadr. ed. in 12. Tom. VI. p. 297. Suppl. Tom. XI. p. 113. n. 1.* Le Grand Phoque a museau ride.

Lion marin. *Bom. Dict.* II. *p. 703.*

Phoca (Leonina) capite antice cristato. *Linn. syst. nat. 12. I. p. 55. n. 2.*

Loups marins. *Pernetty voy.* II. *p. 40. tab. 9. fig. 1.*

The leonine Seal. *Penn. Syn. quadr. p. 348. n. 272.*

Der Seelöwe. *Müller Naturſyſt. I. p. 197.*

Der glatte Seelöwe. Phoca leonina. *Schreb. Säugth.* III. *p. 297. n. 2. tab. 83.* Abbild. nach Anson.

Der glatte Seelöwe. Phoca leonina. Zimmerm. geogr. Zool. *II. p. 420. n. 376. Linne Syst. nat. ed. XIII. I. p. 63. n. 2.*

Phoca elephantina. Molina Naturg. v. Chili. *p. 248. n. 3.?*

O.

Man muß sich hier also an das wieder erinnern, was wir von dem großen Robben mit der runzelichten Schnauze unter dem ihm übel beygelegten Namen Seelöwe gesagt haben. Dampier und Biron haben, so wie Anson, diesen Robben auf der Insel Juan Fernandes a) und der abendländischen Küste des magellanischen landes gefunden. Herr Bougainville, Dom. Pernetti und Bernard Penrose haben ihn auf der östlichen Küste dieses festen landes und auf der Malouinischen oder Falklands Inseln 2) getroffen. Die Herren Forsters sahen

a) Der Seelöwe (Robbe mit der runzelichten Schnauze) ist ein großes Thier von 12 bis 14 Fuß lang, und an dem größten Theil des Körpers so groß wie ein Ochs. Es hat die Gestalt eines Seekalbes, ist aber 6mal so groß. Sein Kopf ist wie ein Löwenkopf gebauet, sein Gesicht ist breit und an den Lippen hat er verschiedene lange Haare wie eine Katze. Seine Augen sind groß wie Ochsenaugen; seine Zähne 3 Zoll lang und ohngefähr so dick wie der dicke Finger eines Menschen. — Er ist außerordentlich fett. Ein Seelöwe, wenn er zerhauen und ausgekocht ist, giebt ein Oxhoft Fett, das sehr angenehm und gut zu braten ist; das magre ist schwarz und grobkörnig, und hat einen sehr übeln Geschmack. Dies Thier hält sich zuweilen ganze Wochen in der Erde auf, wenn es nicht daraus verjagt wird; wenn sie ihrer drey oder vier in Gesellschaft dahin kommen, so legen sie sich einer bey den andern und grunzen wie die Schweine, indem sie einen fürchterlichen Lerm machen; sie essen Fische, und ich glaube, daß es ihre gewöhnliche Nahrung ist. Dampiers Reise. Rouen 1715. *Tom.* I. *p.* 118. 119. V.

2) Sie haben ihren Aufenthalt in dem dortigen starken aus einer Art Schwertel bestehenden Röhrig, wo

sahen auch 2 Weibchens dieser Art auf einer Insel, der Capitain Cook den Namen **Neu-Georgien** b) gegeben, und die im 54 Grad der südlichen Breite im atlantischen Meer liegt. Diese beyden Weibchens waren am Ufer eingeschlafen, und man tödtete sie im Schlaf; auf der andern Seite sahe und beschrieb Herr Steller c) 3) eben den großen Robben mit

wo sie meistens die Nacht, und einen Theil des Tages auf den trocknen Schwertelblättern schlafend zubringen. Gemeiniglich liegen ihrer 2 bis 3 beysammen. Wenn sie im Meere sind, so stecken sie bisweilen den Kopf und einen Theil des Halses aus dem Wasser heraus, und bleiben eine Zeitlang in dieser Stellung, als wenn sie sehen wollten was vorgienge. Kopf und Hals können sie mit ungemeiner Geschwindigkeit von einer Seite zur andern drehen. Ihr Gang ist zwar schleppend, doch in Verhältniß ihrer Schwere hurtig genug. Wenn sie sich auf dem Lande befinden, und jemand auf sich zukommen sehen, so richten sie sich auf die Vorderfüße und öfnen den Rachen, welcher so groß ist, daß eine Kugel von einem Fuß im Durchschnitt bequem hineingehet. Zugleich blasen sie den Kamm auf, und brüllen. Uebrigens sind sie träge, und rühren sich nicht von ihren Lagern, wenn gleich neben ihnen welche todtgeschossen werden. Sie fressen Gras, Fische und andere Thiere, wenn sie sie haben können; einer verschlang einmal einen über drittehalb Fuß langen Penguin. Schreber a. a. O.

b) Diese Insel war im vorigen Jahrhundert von Anton de la Roche entdeckt, und im Jahr 1756 von Duclos Guyot auf dem Spanischen Schiffe Lyon, der sie die Insel St. Pierre genannt, von neuem besucht.

c) Man sehe seine Abhandlung von den Seethieren.

3) Der von Steller beschriebne Seelöwe, Kurilisch Si-

mit der runzelichten Schnauze auf der Berings-Insel und nahe an den Küsten vom Kamtschatka. Es findet sich also diese große Art auf gleiche Weise auf beyden Halbkugeln, und wahrscheinlich unter jeder Breite.

Wir nennen dies Thier jetzt den Robben mit der runzelichten Schnauze, weil er eine runzelichte und bewegliche Haut auf der Nase hat, die sich mit Luft anfüllen, oder aufblasen kann, wenn das Thier von einer Leidenschaft in Bewegung gebracht ist: wir müssen aber bemerken, daß diese Haut in der Zeichnung, die der Sammler der Ansonschen Reise geliefert hat, in der Gestalt eines Kamms ungeheur vergrößert und der Natur nach würklich viel kleiner ist.

Dies große und dicke Thier hat ein sehr unempfindliches Naturel, und scheint unter allen Robben ungeachtet seines starken Körperbaues am wenigsten furchtbar. Penrose sagt, daß seine Matrosen sich die Lust gemacht, auf diese Robben wie auf Pferde zu reiten, und daß sie, wenn sie nicht schnell genug gegangen wären, ihre Schritte dadurch beschleunigt, daß sie mit Dolch- und Messer-Stichen sie gestochen und ihnen sogar Einschnitte in die Haut gemacht hätten.

In-

Sineutscha, ist doch der männlichte Seelöwe (Phoca iubata Erxl.) *Steller N. Comment. petrop.* II. *p.* 360. und also nicht dieser Seelöwe mit runzelichter Schnauze. G.

Inzwischen sagt Herr Clayton, der in den Philosophical Transactions dieser Robben erwähnt, daß die männlichen Thiere, so wie die übrigen Robben, in ihrer Brunstzeit sehr böse sind.

Dieser Robbe ist mit rauhen, sehr kurzen und glänzenden Haaren bedeckt, die aschfarbig und zuweilen mit einer kleinen Schattirung von Oliven-Farbe vermischt sind. 4) Sein Körper, der gewöhnlich 15 bis 18 englische Fuß, und zuweilen 24 bis 25 Fuß lang ist, ist bey den Schultern ziemlich dick, und wird bis nach dem Schwanz hin immer dünner. Ein Weibchen, das Herr Forster getödtet, war nur 13 Fuß lang, und sollte man es für ein erwachsenes halten, so wäre unter den Männchens und Weibchens dieser Art in der Größe ein großer Unterschied. 5) Die Oberlippe ragt sehr über die Unterlippe hervor, deren Haut beweglich, runzlicht und längst der Schnauze aufgeblasen ist; und man kann diese Haut, die das Thier nach Gefallen aufschwellen kann, der Gestalt nach mit dem Fleischlappen eines Kalekutschen Hahns vergleichen; und um dieses Kennzeichens willen hat man

4) Pernetty beschreibt das Haar dieser Thiere bräunlich wie das Haar einer Hirschkuh und kurz wie Kuhhaar. Die meisten hätten Haare von der Farbe der Biberhaare; doch gebe es auch bräunliche und ganz weiße darunter. a. a. O. und Schreb. a. a. O.

5) Bey den Bärenrobben ist das Männchen viel größer, nach Steller, als das Weibchen. Anson behauptet solches auch von diesem glatten Seelöwen. Aber Pernetty hält die kleinen für eine besondere Art. Schreb. a. a. O.

O.

man es auch mit dem Namen **Robbe mit der runzelichten Schnauze** benannt. In dem Kopf sind nur zwey kleine Gehörlöcher und gar keine äussere Ohren; die Vorderfüße haben die Gestalt wie bey dem gemeinen Robben, die Hinterfüße aber sind ganz anders und wie Schwimmfüße gestaltet; so daß dies Thier, das weit stärker und größer ist, als unser Robbe, sich nicht so sehr bewegen kann, und an den Hintertheilen noch viel unvollkommener gebildet ist; wahrscheinlich scheint es daher unempfindlich und so wenig furchtbar.

Herr Clayton hat einen Robben erwähnt, der sich in der südlichen Halbkugel aufhält; er sagt, man nenne ihn **Funsal** oder den **dickhaarigten Robben**, weil sein Haar weit dichter als bey den übrigen Robben, obgleich seine Haut dünner ist. Aus so geringen Kennzeichen können wir nicht beurtheilen, ob dieser dickhaarigte Robbe an die Robbenart mit der runzelichten Schnauze gränzt, der ihn Herr Clayton zur Seite gestellt hat, oder an dem Seebären, dessen Haare in der That weit dichter sind, als die Haare der übrigen Robben. *Suppl.* 6)

6) Molina sagt: sein Lamé (Phoca elephantina) sey des Ansons Seelöwe: er sey an zwey und zwanzig Fuß lang, und unter der Brust funfzehn Fuß im Umfange. Unter der Nase hat er einen Kamm oder glandulöse Hervorragung von fünf Zoll hoch, die sich von der Stirn bis jenseit der Spitze der obern Lippe erstreckt. Dieses vergleicht er nachher sehr uneigentlich mit dem Rüßel eines Elephanten, und setzt hinzu: Seine vier Füße haben jeder fünf wohl abgetheilte und mit krummen Klauen bewafnete Zehen,

hen, die halb mit einer lederartigen und am Ende ausgeschnittenen Haut bedeckt sind. Die Ohren scheinen beym ersten Anblick abgestumpft, aber wenn man sie näher betrachtet, siehet man, daß sie sich vier oder fünf Linien über das Haar erheben und beynahe wie die Ohren des Hundes gestaltet sind. Seine ganze Haut ist nur mit einer Art Haar bedeckt, das bald kastanienbraun, bald dunkelbraun, bald weißlicht, und obgleich kurz und ziemlich dicht, doch weich ist. Das Weibchen ist ein wenig kleiner, feiner gebauet, und hat nur eine geringe Spur von Rüßel auf der Nase. Chili, *p.* 248. *n.* 3.

Wegen der Ohren scheint Molina dieses Thier auch mit dem eigentlichen Löwenrobbe (Phoca iubata) verwechselt zu haben. Man kann sich aber auf seine Beschreibung nicht genug verlassen.

O.

Der

Die Robbe mit weissen Bauche. S. 133.

Büff. Thiere XVII Th. Büff. Suppl. VI. T. 44.

Der grosse Parson. S133.

Büff. Thiere XVI Th. Büffl. uppl. XI. T. 45.

Der Robbe mit dem weißen Bauche. 1)

Zwote Art.

a) *Buffon Suppl. in 12. Tom. XI. pl. 44.*

b) — — — — — — 45. Parsons große Phoke.

Wir geben hier (Taf. XLIV.) eine Zeichnung von diesem großen Robben mit dem weißen Bauch, den wir im December 1778 lebendig ge-

1) La Phoque a ventre blanc. Esp. 2. *Buffon quadr. Suppl. ed. in 12. Tom. XI. p. 140. pl. 44. Suppl. VI. p. 310. t. 44.*

Hr. Zimmerman vermuthet, es sey der Mönchs-Robbe, den wir unten finden werden. Zimmerm. geogr. Zool. III. p. 278.

Der Verfasser vermuthet, daß Parsons große Robbe und der grönländische Urksuk zu dieser Art gehöreten. Es würden also folgende Stellen des Erxleben dahin gerechnet werden müssen.

Phoca (barbata) capite laevi inauriculato, corpore nigricante. *Erxleb. Mammal. p. 590. n. 8.*

The Phoca: Vitulus marinus or Sea-Calf. *Parsons Philos. Transact. n. 469. p. 383. tab. 1. fig. 1.*

ſehen haben, und der zu einer ganz andern Art gehört als der Robbe mit der runzelichten Schnauze.

Wir

Phoca maxima. *Steller Nov. comm. petrop.* II. *p.* 290. *Lachtak*?

Phoca maior, dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, posterioribus latis ordinariis, corpore longiore: the long-bodied Seal. *Parsons Philos. transact. XLVII. p.* 111.

Seehunde von der gröſſern Art, die in Kamtſchatka Lachtak genannt werden. *Müller Samml.* III. *p.* 250.

Le grand Phoque. *Büff. hiſt. nat.* XIII. *p.* 333. 343.

Urkſuk. *Cranz Groenl. p.* 165.

The great Seal. *Penn. ſyn. quadr. p.* 341. *n.* 266. (382)

Der groſſe Seehund. *Schreb. Säugth.* III. *p.* 313. *n.* 8.

Die große Robbe. Zimmerm. geogr. Zool. II. *p.* 423. *n.* 383.

Phoca barbata. *Müll. Dan. prodr. p.* VIII.

Boeddart Elench. p. 171. *Erxleb. l. c.*

Der große Seehund. Kamtſchatkaiſche Lachtak. Naturg. d. nördl. Polarl. II. *p.* 154.

Vtſelur, Wetrarſelur. Olafs Isl. I. *p.* 260.

Den kamtſchatkiſchen Lachtak trennt doch der Verfaſſer, und macht daraus ſeine ſechste Art. *Suppl.* XI. p. 170.

Graenſeler oder Gramſelar. *Torfaeus Finnmark Lapp.* 87. Olaſſen Isl. 532.

Haar-ert. *Leem. 66.* 3.

Vrkſuk Takkamuyak; jung Terkigluk. *Fabricii Fauna groenl. p.* 15. *n.* 9.

O.

Wir wollen auch von den Bemerkungen einen Bericht geben, die wir über diesen Robben gemacht haben, wozu wir noch einige Thatsachen, die uns seine Führer angegeben, hinzufügen werden.

Der Blick dieses Thiers ist sanft, und seine Gemüthsart gar nicht wild; seine Augen sind aufmerksam und scheinen Verstandeskraft anzukündigen; wenigstens drücken sie Empfindung der Zuneigung und Anhänglichkeit an seinen Herrn aus, dem er mit aller Gefälligkeit gehorcht. Nach seiner Stimme sahen wir ihn sich beugen, sich wälzen, drehen, ihm eine von seinen vordern Schwimm-Füßen zureichen, sich aufrichten, indem er seine Brust, das heist seinen ganzen Vorderleib, aus dem Kasten voll Wasser erhob, worin man ihn eingesperrt hielt; er antwortete auf seine Stimme oder auf seine Zeichen mit einem heisern Ton, der unten aus der Kehle zu kommen schien, und den man mit dem heisern Brüllen eines jungen Ochsen vergleichen könnte; das Thier scheint diesen Ton eben so gut hervorzubringen, wenn es die Luft von sich stößt, als wenn es dieselbe einhaucht, nur ist er bey dem Einhauchen etwas heller, und bey dem Aushauchen rauher.

Ehe sein Lehrer ihn abgerichtet, biß er sehr stark, wenn man ihn zwingen wollte, einige Bewegungen zu machen; aber sobald er zahm gemacht war, wurde er so sanftmüthig, daß man ihn anrühren, ihm die Hand in das Maul stecken, und sich ohne Furcht bey ihm niedersetzen und den Arm oder den Kopf auf den seinigen legen konnte; rief ihn sein Herr, so antwortete er ihm, wenn er auch

noch so weit entfernt war; wenn er ihn nicht sahe, schien er ihn mit den Augen zu suchen, und sobald er ihn nach der Abwesenheit von einigen Augenblicken gewahr ward, so unterließ er nicht, durch eine Art von starken Brummen, ihm seine Freude zu bezeugen.

Wenn dies Thier, das ein männliches war, den Reiz zur Liebe fühlte, der sich beynahe von Monat zu Monat bey ihm fand, so veränderte sich seine gewöhnliche Sanftmuth in eine Art von Wuth, die ihn fürchterlich machte; sein Feuer zeigte sich dann durch Brüllen, das mit einer starken Erection begleitet war, er wandte und ängstigte sich in seinem Behältniß, machte ungestüme und unruhige Bewegungen und brüllte so einige Stunden hinter einander, durch ein beynahe ähnliches Geschrey drückte er die Empfindung des Schmerzens aus, wenn man ihn mißhandelte; aber er hatte noch andere sanftere sehr ausdrucksvolle und fast artikulirte Töne, um seine Freude und Vergnügen zu zeigen.

Bey diesem Anfall der verliebten Wuth, die ein Bedürfniß bey diesem Thier erregte, das es nicht ganz stillen konnte, und die acht bis zehn Tage daurete, sahe man es aus seinem Kasten herausgehen, den es zerbrochen hatte, und in diesem Augenblick war es sehr gefährlich und sogar wild; denn es kannte niemand, folgte auch nicht mehr der Stimme seines Herrn, und er durfte sich ihm nur nähern, wenn man ihn einige Stunden sich erst wieder zu beruhigen gelassen hatte. Einmal packte er ihn bey dem Ermel, und man hatte viele Mühe

mit

mit ihm, daß er seine Beute wieder fahren ließ, indem man ihm das Maul mit einem Instrument öfnete; ein andermal fiel er einen ziemlich großen Hund an, zerquetschte ihm den Kopf mit den Zähnen, und so ließ er an alle Gegenstände, die er traf, seine Wuth aus. Dieser Anfall von Liebe erhitzte ihn sehr, sein Körper überzog sich mit Krätze, er ward mager und starb endlich im August 1779.

Dies Thier schien uns einen langen Athem zu haben, denn es behielt die Luft ziemlich lange bey sich, und schöpfte nur nach einiger Zwischenzeit neue, unter welcher seine Nasenlöcher ganz verschlossen waren, und in diesem Zustande sahe man sie nur wie zwey große Striche, die an der Spitze der Schnauze länglicht gezogen waren; es öfnet sie nur, um durch ein starkes Athemholen die Luft von sich zu geben und dann wieder einzuziehen, nachher schließt es dieselben wie vorher wieder zu, und es gehen oft zwischen jedem Athemzug zwey Minuten hin. Die Luft verursacht bey dieser Bewegung des Athemholens einen Schall, der einem starken Schnauben ähnlich ist. Aus den Nasenlöchern fließt fast beständig eine Art von weißem Schleim, der einen sehr unangenehmen Geruch hat.

Dieser große Robbe wurde, wie alle Thiere dieser Art, verschiedene mahl des Tages schläfrig und schlief ein; man hörte ihn von weiten schnarchen, und wenn er eingeschlafen war, weckte man ihn mit Mühe auf. Es war schon hinreichend, ihn zum Einschlafen zu bringen, wenn sein Herr sich nicht leicht dabey hören ließ, und man konnte ihn nur aus seinem Schlaf bringen, wenn man ihm

nahe vor der Nase einige Fische hielt, sogleich fing er sich an zu bewegen und sogar lebhaft zu werden; er hob den Kopf und den Vordertheil seines Leibes in die Höhe, indem er sich auf seine beyden Vorderhände bis zu der Höhe der Hand, worin man ihm den Fisch vorhielt, erhob; denn mit andern Nahrungsmitteln nährte man ihn nicht, besonders waren dies Karpfen und Aale, die er noch lieber als Karpfen mochte: man gab sich die Mühe, sie ihm zuzurichten, ob sie gleich roh waren, indem man sie im Salz umkehrte; er mußte auf 24 Stunden ohngefähr 30 Pfund von diesen lebendigen und mit Salz bestreuten Fischen haben; er schluckte die Aale und auch die ersten Karpfen, die man ihm anbot, sehr begierig ganz und gar hinunter, aber sobald er zwey bis drey von diesen Karpfen ganz herunter geschluckt, so suchte er die folgenden, ehe er sie aß, auszunehmen, zu dieser Absicht nahm er sie zuerst beym Kopf, den er mit seinen Zähnen zerquetschte, dann ließ er sie fallen, machte ihnen den Bauch auf, um die Leber mit dem was daran hängt heraus zu nehmen, und zuletzt nahm er sie wieder bey dem Kopf, um sie herunterzuschlucken.

Sein Auswurf gab einen sehr stinkenden Geruch, er hatte eine gelbliche und zuweilen eine blaue Farbe, und wenn er hart war, hatte er die Gestalt einer Kugel. Die Führer dieses Thiers versicherten uns, es könnte verschiedene Tage, ja länger als einen Monat leben, ohne daß es im Wasser seyn dürfte, wenn man es dann nur alle Abend mit reinem Wasser wüsche und ihm klares und salziges Wasser zu trinken gäbe, denn wenn er süßes und besonders wenn er trübes Wasser trank, so befand er sich immer nicht wohl dabey.

Der

Der Körper dieses Robben hat, wie fast alle Thiere dieser Art, eine beynahe walzenförmige Gestalt, doch verliert er näher nach dem Schwanz seine Dicke, wiewohl nicht seine Ründe. Seine ganze Schwere konnte sechs- bis siebenhundert Pfund betragen. Seine Länge war von der Spitze der Schnauze bis zum äussersten Ende der hintern Schwimmfüße achtehalb Fuß. An der dicksten Stelle seines Körpers hatte er beynahe fünf Fuß im Umfang, am Anfang des Schwanzes aber nur einen Fuß, neun Zoll im Umfang. Seine Haut ist mit kurzen sehr dünnen Haaren bedeckt, die glänzend, braunfarbig und mit einer graulichen Farbe vermischt sind, besonders am Halse und Kopf, wo er als getiegert scheint. Das Haar ist auf dem Rücken und an den Seiten des Körpers dicker als unter dem Bauch, wo man einen großen weißen Flecken bemerkt, der am Ende spitz wird, indem er sich an den Seiten verlängert, und wir glaubten, daß wir ihn durch dies Kennzeichen bezeichnen müßten, indem wir ihn den großen Robbe mit dem weißen Bauche nannten.

Die Nasenlöcher sind weder krumm, noch haben sie, wie bey den vierfüßigen Landthieren, eine horizontale Lage, aber sie sind an der Spitze der Schnauze senkrecht ausgedehnt, sie sind drey bis vier Zoll lang und gehen von der Spitze der Schnauze bis einen Finger breit über der Oberlippe. Diese Nasenlöcher oder Nasenöfnungen sind ohngefähr fünf Zoll eines von dem andern entfernt, und wenn sie offen sind, ist jedes beynahe zwey Zoll weit, und sie gleichen dann zwey kleinen eyrunden Figuren, die am Ende abgestutzt sind.

Die

Die Augen sind groß, wohl geöfnet, braunfarbig und den Ochsenaugen ziemlich ähnlich; sie liegen von der Spitze der Nase fünf Zoll entfernt, und die Entfernung zwischen ihren innern Winkeln ist ohngefähr vier Zoll. Wenn das Thier lange nicht im Wasser gewesen ist, so wird sein Blut warm, und das Weiße in den Augen, besonders bey den Augenwinkeln, wird roth.

Das Maul ist ziemlich groß, und mit großen Borsten oder Knebelbarthaaren umgeben, die beynahe Fischgräten ähnlich sind. Die Kinnladen waren mit zwey und dreyßig Zähnen versehen, die sehr gelb waren und abgenutzt schienen. Wir zählten acht Backenzähne, acht Schneidezähne [2]) und vier Hundszähne.

Die Ohren sind nur zwey kleine Löcher, die in der Haut beynahe verborgen liegen [3]); sie liegen ohngefähr drey Zoll von den Augen und acht bis neun Zoll von der Spitze der Nase, und obgleich die Oefnung nur in einer Linie besteht, so scheint das Thier doch ein sehr feines Gehör zu haben, weil es immer der Stimme seines Herrn sogar von weitem gehorcht und antwortet.

Die Vorderfüße oder die vordern Schwimm-Füße, sind, von dem Ort an gemessen wo sie aus dem

2) Wie bey der Mönchsrobbe. G.

3) Dieses Thier wird sie wohl verengern können als die Kalbsrobbe. G.

dem Körper herauskommen, bis an ihrer Spitze, ohngefähr fünf Zoll lang, und wenn sie ganz ausgebreitet sind, eben so breit. Sie haben jeder fünf schwarze etwas gekrümmte Nägel, und sind so gebildet, daß der mittlere Zehe der kürzeste und die beyden Seitenzehen die längsten sind.

Die hintern Schwimmfüße haben die Gestalt der vordern an dem Ende, das heißt, der Mittel-Zehe ist auch kürzer als die Seitenzehen. Sie gehen mit dem Schwanze gleich, und sind zwölf bis dreyzehn Zoll lang, und ohngefähr siebenzehn Zoll breit, wenn die Schwimmhaut ganz ausgedehnt ist; sie sind an den Seiten dick und fleischigt, in der Mitte dünn und am Rande in Festons ausgeschnitten. Es waren an diesen hinteren Schwimmfüßen keine sichtbare Nägel, aber ohne Zweifel fehlten sie nur zufällig, weil sich das Thier viel hin und her warf, und diese hintern Schwimmfüße stark gegen den Boden des Behältnisses rieb, selbst die Haut dieser Schwimmfüße, war durch das Reiben abgenutzt und an verschiedenen Orten zerrissen.

Der Schwanz, der zwischen den beyden Schwimmfüßen liegt, ist nur vier Zoll lang und drey Zoll breit, er hat eine beynahe dreyeckigte Gestalt, am Anfang breit und am Ende rund gespitzt; er ist nicht sehr dick und scheint in seinem ganzen Umfange platt.

Dieser große Robbe wurde am 28ten Octbr. 1777 in dem Adriatischen Meerbusen nahe an der Küste von Dalmatien auf der kleinen Insel Guc[illegible]nero, 200 Meilen von Venedig, gefangen; man

hatte

hatte verschiedene mahl ohne Erfolg Jagd auf ihn gemacht, und er war schon fünf- bis sechsmal entwischt, indem er die Fischernetze zerrissen. Er war nach dem Bericht alter Fischer an dieser Küste seit mehr als sechszig Jahr bekannt, sie hatten ihn oft verfolgt, und glaubten, daß man seinem hohen Alter seinen großen Wuchs zuschreiben müsse, und was diese Muthmaßung zu bestätigen scheint, ist, daß seine Zähne sehr gelb und abgenutzt waren, daß sein Haar in seinen Farben dunkler als bey den meisten uns bekannten Robben, und sein Knebel-Bart lang, weiß und starr war.

Es sind inzwischen einige andere Robben von eben der Größe in demselben Adriatischen Meerbusen gefangen, und seit dem Jahr 1760 so wie dieser in Frankreich und Deutschland herumgeführt worden. Ihre Führer, denen es daran gelegen war, sie lebendig zu erhalten, haben ein Mittel erfunden, sie von einigen Krankheiten, die bey ihrem gezwungenen leben und der Gefangenschaft zustoßen, zu heilen, die sie in ihrem Stande der Freyheit wahrscheinlich nicht fühlen; z. B. wenn sie aufhören zu essen und keine Fische mögen, so ziehn sie sie aus dem Wasser und lassen sie Milch mit Theriak vermischt einnehmen; sie halten sie warm, indem sie sie in einer Decke einhüllen, und behandeln sie auf diese Art so lange, bis das Thier wieder Appetit bekommen hat, und seine gewöhnliche Nahrung mit Vergnügen zu sich nimmt. Es trift sich oft, daß diese Thiere nach den ersten fünf bis sechs Tagen, wenn sie gefangen sind, aller Nahrungsmittel sich weigern, und die Fischer versichern, daß man sie vor Erschöpfung hätte umkommen sehen, wenn

man sie nicht gezwungen hätte, eine Portion Theriak mit Milch herunterzuschlucken.

Wir setzen hier noch einige Bemerkungen hinzu, die Herr Sabarot de la Verniere, Doctor der medicinischen Facultät zu Montpellier, über einen großen **weiblichen Robben** gemacht hat, der uns mit dem eben beschriebenen Männchen von einer Art zu seyn scheint.

„Dieses Amphibium, sagt er, erschien zu Nimes im Herbst 1777; es war in einem Küfen voll Wasser, und war mehr als 6 Fuß lang; seine glatte und etwas getiegerte Haut, gab dem Auge und dem Gefühl eine angenehme Empfindung; sein Kopf, der dicker als ein Kalbskopf war, hatte beynahe die Gestalt desselben, und seine großen hervorstehenden und feurigen Augen nahmen die Zuschauer ein; sein sehr schlanker Hals krümmte sich ziemlich leicht; und seine Kinnladen die mit spitzigen und schneidenden Zähnen bewafnet waren, gaben ihm ein fürchterliches Ansehen; man sahe an ihm 2 Gehörlöcher ohne äußere Ohren, 4) er hatte ein korallenrothes Maul, und trug einen sehr großen Knebelbart; zwey Schwimmfüße, die wie Hände gestaltet waren, saßen an den Seiten der Brust, und der Leib des Thiers endigte sich in einem Schwanz der mit zween Schwimmfüßen an den

4) Bey diesem Thiere mögen sich die Ohren vielleicht eben so unter dem Wasser schließen können, als ich es an der gemeinen Robbe oft beobachtet habe, allein man scheinet hier nicht darauf geachtet zu haben.

den Seiten, die die Stelle der Füße bey ihm vertraten, verbunden war; dieser Robbe der der Stimme seines Führers sehr folgsam war, wählte immer die Stellung die er ihm vorschrieb; er hob sich aus dem Wasser heraus um ihn zu schmeicheln und zu lecken; er löschte mit dem Hauch aus seinen Nasenlöchern, die in der Mitte ihres Umfangs eine kleine Spalte hatten, ein licht aus. Seine Stimme war ein dunkles Brüllen, das zuweilen mit Seufzen vermischt war: sein Führer legte sich bey ihm hin, wenn er auf dem Trocknen war. Das Wasser in seinem Küfen war salzigt, und wenn er sich darin untertauchte, so hob er von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe um Athem zu holen; er lebte von Aalen die er im Wasser verzehrte. Er starb zu Nimes an einer Krankheit, die dem Pferderoz ähnlich war. Inwendig schien er mir wie das Seekalb gebildet zu seyn, wovon Sie, mein Herr (Tome XI. 12. p. 288) geredet haben. Von folgenden hat mich die Zergliederung dieses Thiers belehrt; das eyförmige Loch, wovon sie sagten, daß es bey diesen Amphibienarten immer offen wäre, 5) wodurch eine durchschimmernde dünne Haut völlig verschlossen, die die Lage eines halbmondförmigen Beutels hatte; den Kanal der Pulsader konnte ich nicht finden, sein Magen war sehr stark, und die fleischigte Haut schien marmorirt, die Leber war aus 5 Lappen zusammengesetzt, so wie die Nieren die 11 Zoll hoch waren; ihre rindichte Substanz war eine Menge von fünfwinklichten Körpern die voller Gefäße und

5) Die erste Anmerkung bey den Phoken.

G.

und durch ein cellulöses sehr weiches Gewebe untereinander verbunden waren, die 4 Darmhäute trennten sich bey der Erweichung von einander, und wir konnten die Häute, die zelligte, fleischigte, die flechsigte, und die flockigte sehr gut sehen, so wie die spiralförmige Lage, die durch Oefnungen unterbrochen war, welche zum Durchgang der Blutgefäße, die durch diese Häute gingen, bestimmt waren, ohne daß sie durch das peristaltische Zusammenziehen hätten verletzt werden können: der üble Geruch der sich bey feuchter Witterung verbreitete, verhinderte uns mit der Zergliederung dieses Thiers noch weiter zu gehen; und ich habe die Ehre, mein Herr, Ihnen den ganzen Magen dieses Robben, den ich gut erhalten habe, anzubieten. e)

Da ich dem Herrn de la Verniere geantwortet hatte, daß er mir ein Vergnügen erzeigen würde, wenn er mir diesen Magen oder eine genaue Beschreibung davon schickte, und daß es mir wahrscheinlich schien, daß das eyförmige Loch im Herzen, das bey diesen im Meer wohnenden Thieren gewöhnlich offen ist, sich nur durch die Veränderung der Gewohnheiten und des Aufenthalts in der Luft zugeschlossen hätte, so antwortete er mir vom 20ten Januar 1780 folgendes: daß der Magen dieses Robben nicht eingespritzt sey, sondern es wäre nur vom bloßen Aufblasen. Dies Eingeweide, sagt er, schien mir einige Körner zu enthalten, die durch die

e) Schreiben des Herrn Sabarot de la Verniere. Nimes, den 3ten Jan. 1780.

die leichteste Bewegung ein Geräusch machten; und was die dünne Haut betrift, die die eyförmige Oefnung verschloß, so war sie halb mondförmig und lag wie eine Tasche. Das Segment das am Ende des hohlen Randes des halben Mondes war, schien härter; die Blätter woraus diese Tasche bestand, ob sie gleich durchsichtig waren, waren doch organisirt, oder aus regelmäßigen Fasern zusammengewebt; inzwischen sahe ich keine Blutgefäße, sie schlüpften mir bey dem Druck der Finger einer über den andern weg, und schienen von einem sehnigten Gewebe zu seyn: Ich weiß nicht, ob die veränderten Gewohnheiten, die dies Thier angenommen hatte, eine Haut von dieser Structur hat bilden können, die Möglichkeit aber die Sie davon behaupten, ist bey mir schon hinreichend, mit Ihnen einerley Meinung zu seyn. Uebrigens versichert Herr Montagnon, der diesen Robben mit mir zergliederte, er hätte bemerkt, daß derselbe in dem Speisekanal mehrere Bauchungen hatte, die ihm vier Magens zu seyn schienen; ich habe dies Thier nicht wiederkäuen sehen, und auch nicht erzählen hören, daß es wiederkäuet.

Herr de la Verniere brachte im letzten November-Monat 1780 diesen Magen nach Paris, und ich bemerkte, daß er nur die Gestalt eines einzelnen Darms mit Taschen oder Anhängen hatte, und keine vier Magens wie die wiederkäuenden Thiere.

Ich habe (Vol. XIII. pag. 333) am Ende der Note r. 6. gesagt, daß der große Robbe, wovon

Herr

Herr Parson in den Philosophical Transactions N. 469 eine Beschreibung und Abbildung geliefert, mit Ansons Seelöwen einerley seyn könnte. Jetzt da dies letzte Thier bekannter und unter dem Namen der **Robbe mit der runzelichten Schnauze** gut bezeichnet ist, sehen wir, daß des Herrn Parsons großer Robbe sich zu den eben beschriebenen Robben mit einem weißen Bauch besser paßt, obgleich der letztere kleiner ist; aber von dem was dieser gelehrte Arzt über den innern Bau dieses Thiers und besonders des Magens bemerkt zu haben scheint, bin ich noch nicht überzeugt. Herr Parson schrieb mir vor verschiedenen Jahren: dieser Robbe, den er in den Philosophical Transactions beschrieben, wäre ganz wesentlich in seiner innern Bauart von den übrigen Robben eben so verschieden als es eine Kuh von einem Pferde ist, und er setzte hinzu, er hätte nicht bloß diesen großen Robben anatomirt; sondern auch zwey kleine Robben von verschiedenen Arten, und hätte gefunden, daß diese beyden kleine Robben auch untereinander in der Bildung der innern Theile verschieden wären, indem der eine von diesen kleinen Robben 2 Magen und der andere nur einen gehabt, er machte in diesem Briefe noch die Bemerkung, daß die Arten dieses Geschlechts sehr zahlreich wären; daß der große Robbe, den er anatomirt, einen großen Beutel (*marsupium*) voll Fische gehabt, und einen andern der mit diesem zusammenhing, der voll kleiner eckigter Steine gewesen, und ferner zwo andere kleinere Taschen, die eine weiße und flüßige Materie enthielten, die in das Duodenum ging, und daß dieser große Robbe gewiß in aller Rücksicht ein wiederkäuendes Thier

gewesen.f) Obgleich Herr Parson ein berühmter Arzt war, und sogar selbst in der Physik gute Schriften herausgegeben, so haben wir doch immer an den eben gelesenen Umständen gezweifelt, da man auf sein bloßes Zeugniß nicht glauben kann, daß ein Thier von der Robbenart ein wiederkäuendes seyn sollte, noch daß ihre Magens wie Kuhmagen gebildet gewesen; es scheint mir daß der Magen bey einigen von diesen Thieren, so wie das was Herr de la Verniere anatomirt hat, durch verschiedene Zusammenziehungen getheilt ist, so wie dies bey verschiedenen Beuteln sich findet, dies ist aber noch nicht hinreichend, die Robben unter die Zahl der wiederkäuenden Thiere zu setzen; sie leben auch sonst nur von Fischen; und man weiß, daß alle Thiere, die sich nur vom Raube nähren, nicht wiederkäuen. Man kann daher mit Grunde voraussetzen, daß die Thiere von den Robbenarten eben so wenig das Vermögen wiederzukäuen haben, wie die Ottern und andere Amphibien, die auf der Erde und im Wasser leben.

Uebrigens haben wir die Abbildung dieses Robben des Herrn Parson (Taf. XLV.) copiren lassen, ob sie gleich auf der Kupfertafel in den Philosophical Transactions sehr unvollkommen gerathen ist, um sie mit der Abbildung von unserm Robben mit dem weißen Bauch zu vergleichen (Taf. XLIV).

Mir

f) Schreiben des Herrn Parson an den Herrn von Büffon. London den 10. May 1765.

Mir scheint auch, daß der große Robbe, wovon Herr Cranz g) unter dem Namen des **Utsuk** oder **Urksuk** h) geredet, mit des Herrn Parsons seinem wohl von einer Art seyn könnte, ob er gleich größer ist, weil Hr. Cranz sagt, es fänden sich Utsuk Robben, die bis auf 20 Fuß lang wären, und 800 Pfund wögen.

Der große Robbe wovon der Pater **Charlevoix** spricht, i) und von dem er sagt, daß er sich an den Küsten von Akadien fände, könnte auch noch wohl mit diesem von einerley Art seyn; inzwischen bemerkt er, daß diese Akadischen Robben, eine spitzigere Nase als die übrigen haben, und er setzt nach Herrn Denys hinzu, sie wären so groß, „daß ihre Jungen mehr körperliche Größe hätten, als unsere größten Schweine, daß der Vater und die Mutter sie kurz nach ihrer Geburt ins Wasser führen, und sie von Zeit zu Zeit wieder aufs Land bringen, um ihnen zu saugen zu geben, daß der Fang im Februarmonat geschieht, damit man die Jungen bekömmt, die um diese Zeit nicht ins Wasser gehen; daß die beyderseitigen Alten bey dem er-

g) Allgemeine Geschichte der Reisen, XIX. Band. (Crantz Grönl. I. p. 165).

h) Urksuk species phocarum maioris molis quarum pellibus Groenlandi utuntur ad contexendos funes capturae balaenarum et phocarum inservientes. *Egede Dict. Groenl. Coppenhague 1750.* (Phoca barbata. *Linné Syst. XIII. I. p. 65. n. 9).*

i) Description de la nouvelle France T. III. p. 143. et suiv.

k) Idem, ibidem.

sten Geräusch die Flucht ergreifen, und zu schreyen anfangen, um die Jungen zu erinnern, daß sie ihnen folgen, daß man aber eine große Menge von ihnen tödtete, ehe sie ins Wasser kommen könnten.

Ich gestehe daß diese Kennzeichen nicht bestimmt genug sind, um über die Einerleyheit oder Verschiedenheit dieser jetzt genannten Robbenarten ein Urtheil zu fällen; wir führen sie hier nur an, damit sie den Reisenden die sich im Stande befinden sie kennen zu lernen, und die uns besseren Unterricht geben können, zur weiteren Belehrung dienen könnten.

Anhang
zum Urksuk. *)

Cranzens **Urksuk**, und seine bärtige Robbe, beschreibt Hr. Fabricius folgendermaßen. „Diese Robbe ist von allen die größeste, da sie oft Fuß lang wird; ein zweyjähriges Junges das ich sahe, war sechs Fuß und neun Zoll lang, und zwey und zwanzig Zoll breit. Es hatte wie der gemeine Robbe vier und dreyßig Zähne. Der Kopf ist glatt, lang, die Nase breit, die Lefzen sind schlaff. Die Bartborsten sind zahlreich, stark, hornartig, biegsam, etwas zusammengedruckt, rundlich, glatt, durchsichtig und fallen aus. Sie hat weitere Ohren als die übrigen dieser Gattung; doch ohne merkliche äußere Ohrlappen. Die Augen sind groß, und stehen nicht sehr hervor, die Sehe ist schwarz und rundlicht (anstatt sie bey den vorhergehenden, [der Bärenrobbe, der Klappmütze, der Kalbsrobbe, der grönländischen, der stinkenden, oder Neitsek] linienförmig ist;) die Regenbogenhaut ist braun. Sie hat besondere lange Vorder-

*) Phoca (barbata) pedibus anticis manus hominis referentibus pollice breviore vibrissis longis albis integris, apice curvis. *Fabr. l. c, n. 9.*

füße, an welchen der mittelste Zehe der längste, da auf folgt der linke, dann der rechte, und der äußerste ist so lang als der innerste; durch dieses Kennzeichen kann man diese Art am besten von den übrigen unterscheiden. Der Leib ist lang, stark und hat einen aufgetriebenen Rücken. Die Zunge und Hinterbeine sind wie bey dem vorgehenden beschaffen. Sie hat ein sehr dickes Fell; welches bey den Jungen ziemlich harigt von niederhangenden weichen Haaren, und am Grunde kaum wolligt ist. Die Haut der Alten aber, hat sparsamere ausfallende Haare, und wird im höchsten Alter beynahe nackt. Die Farbe ist nach dem Alter veränderlich: bey den ganz jungen gelb, mit weißem Bauche, darauf ganz schwärzlich; darauf wird der Rücken blasser, und im höchsten Alter wird sie fast ganz schwarz. Sie hat dickes Speck, ist aber nicht sehr reich an Thran. Das Fleisch ist weißlicht wie Kalbfleisch.

Ihr Aufenthalt ist im hohen Meere von Grönland, besonders zwischen den Eisschollen; zur Frühlings-Zeit kommt sie auch näher an das Land, und wird so wohl am südlichen als nördlichen Theile zwischen den Inseln, besonders in der Gegend die man Irsortok nennet, öfterer gesehen. Sie hat gleiche Nahrung mit der Klappmütze.

Sie wirft zu Anfange des Frühlings, ohngefähr im Merz, ein einzelnes Junges auf großen Eisstücken, auf hohem Meere.

Sie ist furchtsam, unbesorgt, steigt auf das bewegliche, aber nicht auf das feste Eis des Meeres,

res, nicht aufs Land. Die Alten von ansehnlicher Größe schwimmen langsam.

Man braucht das Fleisch, das Blut, die Gedärme und Sehnen wie von der Klappmütze. Das Speck wird am häufigsten gegessen, wird von den Grönländern am wohlschmeckensten gehalten, und selten verbrannt. Die dicke Haut der Alten wird zu Riemen geschnitten, und so vielfach gebraucht, wie Jagdriemen, Bänder zu Kähnen, Kleider u. dgl. wie Fischerstricke (daher ist diese Robbe den Grönländern am nothwendigsten;) das rauhe Fell der Jungen wird zu Bettdecken, selten zu Kleidern gebraucht. die Kaufleute bekommen von dieser Art selten das Speck und das Fell.

Ihr Fang geschieht entweder von einzelnen Grönländern, oder von mehreren in Gesellschaft, mit Harpunen, Lanzen, und Wurfspießen. **Fabr. a. a. O.**

Herr Pennant hielt den grönländischen Urksuk, den Kamtschatkaischen Lakktak, und den großen Seehund auch für eine Art, und sagt von seinem großen Seehund: „Die langen weißen Bartborsten sind durchscheinend und mit krausen Spitzen; der Rücken gebogen, die Haare schwarz, fallen leicht aus, und sind auf der dicken Haut; welche im Sommer beynahe nackt ist, dünne zerstreut; die Zähne wie beym gemeinen Seehunde; die Vorderfüße einer Menschenhand ähnlich. Die mittlere Zehe ist die längste; der Daum kurz, die Länge über zwölf Fuß.

Die Grönländer schneiden zur Seehundsfischerey aus dem Felle dieser Art fingerdicke Riemen und Stricke. Sein weißes Fleisch gleicht dem Kalbfleische, und wird für das schmackhafteste von allen übrigen gehalten. Er hat eine große Menge Speck, welcher aber wenig Thran giebt. Die Felle der Jungen werden oft zum Lager gebraucht.

Er bewohnet das hohe Meer um Grönland, ist furchtsam und liegt gewöhnlich auf dem Flöß-Eise, selten aber auf dem festen; wirft im Anfange des Frühlings oder im Monat März ein einziges Junges auf dem Eise, meistens zwischen den Inseln, denn in dieser Jahreszeit kommt er dem Lande etwas näher. Die großen Alten schwimmen sehr langsam.

In dem Meere des nördlichen Schottlandes wurde ein zwölf Fuß langer gefangen. Einer meiner Bekannten schoß einen andern von eben der Größe an den Küsten von Sutherland, machte aber keine vorzügliche Bemerkungen daran. Ein junges Thier von sieben und einen halben Fuß Länge, wurde in London vor einigen Jahren gezeigt. Es hatte noch nicht das gehörige Alter, um selbst kaum einige Zähne zu haben, da doch der gemeine Seehund sie alle bey einer Länge von sechs Fuß, als seinem äussersten Wachsthume erhält.

Eine Art, welche größer als ein Ochse ist, und im Kamtschatkischen Meere vom 56 bis 64° N. Br. gefangen wird, heißt bey den Eingebornen Lachtak.

Sie wogen achthundert Pfund, und wurden von dem Beeringsschiffvolke gegessen. Ihr Fleisch war sehr eckelhaft. Die Jungen sind ganz schwarz.

Steller hat Nachrichten von noch andern Seehunden, welche in diesen stürmischen Meeren gefunden werden, hinterlassen; seine Beschreibungen sind aber so unvollkommen, daß es unmöglich ist, die Arten daraus zu bestimmen. So spricht er in seinen Manuscripten von einer Art mittlerer Größe, welche über den ganzen Körper sehr schön gefleckt ist; eine andere Art ist schwarz mit braunen Flecken, hat einen gelblich weißen Bauch, und die Größe eines jährigen Stiers; bey einer dritten Art, von schwarzer Farbe, sind die Hinterfüße auf eine sonderbare Art gebildet. Und eine vierte gelbliche Art, hat einen großen kirschfarbigen Kreis. **Naturg. d. nördl. Polarl.** II. p. 154. n. 92.

Der Robbe mit der Kappe. 1)

Dritte Art.

Die dritte Art der großen Robben, ist die, welche die Grönländer Neitser-Soak 1) nennen; dies Thier hat zum Unterscheidungsmerkmahl

1) Phoca (cristata) capite antice cristato, corpore griseo. *Erxleb. Syst. Mammal. p. 590. n. 7.*

Le Klap-myssen. *Egede Groenl. p. 62.*

Klapmüts. Egede *Groenl. fig. 62.*

Seehund mit einer Haube. *Ellis. Hudſ. tab. 7.*

Neitserſoak. *Cranz Groenl. p. 164.*

The hooded Seal. *Penn. ſyn. quadr. p. 342. n. 268.* (n. 384.)

Die Klappmütze. *Schreb. Säugth.* III. *p.* 312. *n.* 7.

Blaudruſelur. Olaffen Isl. *p.* 283. Torfäus Grönl. 88.

Die Klappmütze. Zimmerman geogr. Zool. *p.* 423. *n.* 382. Naturgeſch. d. nördl. Polarl. 2. *p.* 157. *n.* 95.

Phoca criſtata. *Linné Syſtem. Nat. per. Gmel. ed.* XIII. I. *p. 64. n. 8.*

Qaaido. *Leem Finmark Lappl.* 214.

Grönl.

Der Robbe mit der Kappe.

S. 156.

Büff. Thiere XVI. Th. Ellis R. nach Hut. Meerbu. T. 7.

mahl eine Kappe von Haut, worin es seinen Kopf bis an die Augen stecken kann. Die Dänen und Deutschen haben es Klap-mütze, das heißt eine heruntergeschlagene Mütze, genannt. Dieser Robbe, sagt Herr Cranz m), ist wegen der schwarzen Wolle, die die Haut unter einem weißen Haar bekleidet, merkwürdig, so daß er daher eine sehr schöne graue Farbe zu haben scheint; das Kennzeichen aber, was ihn von den übrigen Robben unterscheidet, ist die aus einer dicken und haarigten Haut bestehende Kappe, er trägt sie über der Stirne, und sie heißt die Maske, weil das Thier diese Haut über die Augen schlagen kann, um sich gegen die Sand- und Schneewirbel, die der Wind ihm heftig entgegenwirft, zu sichern.

Gewöhnlich machen diese Robben zwey Reisen aufs Jahr; sie sind in der Meerenge Davis sehr zahlreich, und halten sich hier vom September bis zum Märzmonat auf; dann gehn sie von da weg, um auf dem Lande ihre Jungen zu werfen, und kommen mit ihnen im Junius sehr mager und erschöpft zurück; im Julius gehn sie zum zweyten mahl

Grönl. *Neitsersoak*; das Männchen *Nesaursalik*; ein zweyjähriges Junges *Kakortak*: Phoca (leonina) capite antice cristato. *Fabricii Fauna groenl. p. 7. n. 5.* (Hr. Fabricius hielt ihn auch für Anons Seelöwen.)

O.

l) Phoca majoris generis cujus caput cute crassiori mobili tegitur quâ faciem contrà ictus tuetur. Egede, ubi supra.

m) Allgemeine Geschichte der Reisen. T. XIX. p. 61.

mahl von dort, um weiter nach Norden zu ziehen, wo sie wahrscheinlich mehr Nahrung finden, denn sie kommen im Septembermonat sehr fett zurück. Ihre Magerkeit im May und Junius scheint anzuzeigen, daß dann ihre Brunstzeit einfällt, daß sie dann das Essen vergessen und wie die Seelöwen und Seebären fasten.

2) Herr Pennant sagt: „Die Klappmütze hat sowohl oben als unten vier Schneidezähne; die Vorderfüße gleichen den menschlichen; der Daum lang; die membranösen Häute an den Hinterfüßen reichen über die Klauen hinaus. Das Männchen hat an dem Vorderkopfe eine dicke, gefaltete, halb aufrecht stehende Haut, welche es zum Schutz seiner Augen gegen Stürme, Wellen, Sand und Steine, wie eine Kappe aufblasen und wieder niederlegen kann. Die Weiber und Jungen haben nur einen Ansatz von dieser Schutzwehr. Zweyerley Haare, wovon die längsten weiß, die kürzern aber dick, schwarz und wollig sind, geben dem Thiere eine schöne graue Farbe. Es erreicht eine Länge von acht Fuß. Die Grönländer nennen es Neitsek, Soack, oder den großen Neitsek. Es bewohnet nur das hohe Meer in den südlichen Gegenden ihres Landes, kommt aber im April, May und Junius den Ufern näher, lebt in der Polygamie, begattet sich mit aufrechtstehendem Körper, und wirft im April ein Junges auf dem Eise; hält sich viel auf den großen Eisblöcken auf, und schläft ohne Hüter; beißt scharf, bellt, und bringt klägliche weinerliche Töne hervor, wird sehr wüthend bey Verwundungen, weint aber wenn es von den Jägern überfallen wird. Sie streiten unter sich, und versetzen einander tiefe Wunden; fressen alle Arten große Fische. Die Jungen verschaffen durch ihre Felle den Weibern die schönsten Kleidungen, und die Alten den Männern Bedeckungen für ihre großen Boote; so decken sie auch ihre Häuser damit, und machen, wenn sie alt werden, Säcke daraus. Mit den Zähnen

nen spitzen sie ihre Jagdspeere, und machen See-Habite aus den Gedärmen und dem Schlunde; der Magen dient zu schwimmenden Fischerzeugen oder Bogen.

Es wird auch in Neuland gefangen. Unsre Seehundsjäger nennen es den gekappten Seehund, und geben vor, sie könnten es nicht eher tödten, bis sie ihm jenes häutige Integument genommen hätten. Die Deutschen geben ihm den Namen Klappmütze, weil es sein Gesicht wie mit einer Mütze bedeckt. Phoca cucullata.

Sein furchtbarster Feind in Grönland ist der Physeter Microps. Sobald es ihn erblickt, gehet es an das Eis und erwartet ruhig sein Schicksal.

Die Grönländer verabscheuen daher diesen Wallfisch, nicht nur wegen der Niederlage, welche er unter den Seehunden anrichtet, sondern weil er sie auch aus ihren Bayen verscheucht.

Dieses Thier ist sowohl von dem Seebären (Phoca jubata), als von der sogenannten Flaschen-Nase (Phoca leonina), in der Südsee, ganz verschieden. Naturgesch. der nördl. Polarl. II. p. 157. n. 95.

Anhang
zu der Robbe mit der Kappe.

Herr Fabricius giebt von Cranzens Neitsersoak, oder der Klappmütze, folgende Beschreibung; „Sie ist bisweilen acht Fuß lang, und gehöret also zu den großen Robben. Das Thier, welches ich hatte, und noch nicht völlig erwachsen war, war sieben und einen halben Fuß lang, und neunzehn und einen halben Zoll zwischen den Vorderfüßen, aber zwischen den Hinterfüßen nur acht Zoll breit. Sie hatte 32 Zähne, nemlich vier Vorderzähne, so wohl oben als unten,[3]) von welchen die äußersten am größten waren, an jeder Seite einen Eckzahn, und an jeder Seite fünf Backenzähne oben und unten. (Einmal sahe ich unten sechs Backenzähne, aber niemals sechs obere Vorderzähne,) der Kopf ist vorn mit einem Höcker der sich wie eine Blase aufblasen läßt, auf der Stirne bedeckt, in der Mitte kehlförmig; doch haben die Weibchen und Jungen diesen Höcker nicht, obgleich die Leiste als eine Spur desselben da ist. Außer den wahren Nasen-

3) Hierin käme dieses Thier also mit der Mönchs-Robbe und der mit weißem Bauche (2. Anm. 2.) überein.

O.

Nasenlöchern haben die Männchen in dem Höcker oder der Erhabenheit, nach dem Alter bald ein, bald zwey Afternasenlöcher. Die Bartborsten sind groß, fast rund, blaßfarbig geringelt, an der Spitze zusammengedruckt und stumpf. Die großen Augen haben eine braune Regenbogenhaut. Die Zunge ist zweyspaltig. Die Ohrenöffnung ist klein ohne äußerem Ohre. Der Leib lang, stark, beynahe kegelförmig, mit ziemlich langen fast aufgerichteten, dichten, weichen und am wolligten Grunde mit verworrenen Haaren bedeckt. Die Vorderfüße stellen einen menschlichen Fuß vor, mit längerem Daume; die Hinterbeine sind gleichlaufend mit dem kurzen Schwanze, die Zehe sind daran durch eine weite Haut verbunden, und die äußersten davon am längsten.

Die Farbe ist verschieden nach dem Alter, bey den Alten dunkler am Kopfe, Schwanze und den Beinen schwarz, übrigens schwarz mit grauen Flecken, doch dunkeler auf dem Rücken; die Jungen sind weißer: im ersten Jahre weiß, oben auf dem Rücken graulich; im zweyten Jahre mehr schneeweiß, mit einem schmäleren fast braunen Streif auf dem Rücken. Das Speck ist gut, bisweilen drey Zoll dick und das Fleisch ist das schwärzeste unter allen Arten.

Der Auffenthalt dieser Robbe ist im hohen Meere besonders des südlichen Grönlands. In den Monaten April, May und Junius kommt sie am nächsten an das Land.

Sie frißt alle große Fische; besonders Heilbutte, Hundszunge, Kabeljaue, Dorsche und den norwegischen Barsch.

Dieser Seehund hat viele Weibchen, begattet sich aufgerichtet. Wirft ohngefähr im April auf dem Eise ein einzelnes Junge.

Sie steigt oft zum Vergnügen auf Eisschollen und schläft da unbesorgt; sie ist beißig, und bellet und heulet wie ein Hund. Verwundet ist sie grausam; wenn sie aber unversehens den Jäger nahe kommen sieht, weint sie nicht selten mit thränenden Augen. Untereinander streiten sie mit Zähnen und Krallen, daher ihr Fell oft zerrissen ist.

Man nützt das Fleisch, das Speck und die Sehnen. Das Fell der Jungen wird schön zu Weiberkleidung gehalten, das der Alten zu Bettdecken, das haarlose zum Ueberziehen der großen Kähne, von den Kähnen gezogen, wird es zur äußeren Bedeckung der Zelte genommen, von da zu der obern Decke der Häuser, und endlich veraltet zum Sacke gemacht, auch sogar von Hungrigen gegessen. Die Zähne dienen zu Wurfspießen der Jäger. Aus dem Schlunde und den Gedärmen werden Fenster und Seekleider der Männer genähet. Der Magen dient bisweilen zur Jägerflasche.

Kaufmannsware geben das Speck und selten das Fell ab.

Der Fang geschieht mit Harpunen, lanzen und Wurfspießen von Gesellschaften, die im Rudern den kleinaugigen Kachelot (Physeter microps) ihren grausamsten Feind nachahmen, bey welchem Anblick sie voller Erwartung auf dem Eise ruhig bleiben. Fabr. l. c.

Der Robbe mit dem Mond.

S. 163.

Buff. Thiere XVI. Th. act acad. Petrop. P. Prior. T. I. t. VII.

Der Robbe mit den Mont.

S. 163.

Buff. Thiere XVI. Th. act. acad. Petrop. P. Prior. T. I. t. VI.

Der Robbe mit dem Mond. 1)

Vierte Art.

Die vierte Art der großen Robben ohne äussere Ohren heißt Attarsoak n) bey den Grönländern; er ist durch einige Merkmale vom vorherge-

1) Phoca (groenlandica) capite laevi inauriculato, corpore griseo, lateribus lana nigra. *Erxleb. Mammal. p. 588. n. 5.*

Suartsüde. *Egede Groenl. fig. p. 62.*

Seehund mit einer schwarzen Seite. *Ellis Hudſ. taf. 7.*

Attarsoak. *Cranz Groenl. p. 163. (169.)*

The harp Seal. *Penn. syn. quadr. p. 342. n. 289. (n. 385.) II. Tab. 51.*

Die andere Sorte. *Stell. Kamtsch. p. 107.*

Der schwarzseitige Seehund. *Schreb. Säugth. III. p. 310. n. 5.*

Phoca Groenlandica. *Müll. Dan. prodrom. p. VIII.*

Hafselr, Vadluselr, Flekuselr und Oppnuselr. *Torfaei Lapp. 87.*

Vadesael, Harsael. Olaffen Isl. 531.

Groenland Sele. *Horreb. 269.*

henden verschieden, und verändert in der Grönländischen Sprache seinen Namen, so wie das Haar verschiedene Farben annimmt. Der ungeborne, der ganz weiß und mit wolligten Haaren bedeckt ist, heißt **Iblau**; im ersten Jahre ist das Haar nicht voll so weiß, und das Thier heißt **Attarak**; im zwoten Jahr wird es grau, und hat den Namen **Atreitsiak**; im dritten Jahr verändert es sich noch mehr, und dann nennet man es **Aglektok**; im vierten Jahr ist es gefleckt, und daher giebt man ihm

Daelja. *Leem* 214. Davok und Aine? *ib.* 212.

Robbe. *Adelung* 372. *t.* XV. *f.* 4.

Grönländisch *Atak*; und nach dem Alter *Atectsiak*, *Vtokaitsiak*, *Aglektok*, *Aglektorsoak* und *Atarsoak*. Phoca (groenlandica) capite laevi, naso longo, corpore depresso conico; vibrissis vndulatis, medulla rubra, apice subcurvis. *Fabric. Fauna groenl. p.* 11 *n.* 7.

Phoca groenlandica. *Linne syst. nat. XIII. I. p. 64. n. 6.*

Die schwarzseitige Robbe. Zimmerm. geogr. Zool. II. *p.* 422. *n.* 380. III. *p.* 278.

Nach Pennant gehören noch folgende Stellen hieher:

Phoca (semilunaris) capite acutiore, corpore crasso griseo, maculis lunaribus atris in lateribus. *Boddart Elench. p.* 170.

Phoca oceanica, Krylatca rußisch. *Lepechin Act. acad. Petrop. P.* I. *p.* 259. *Tab.* VI. VII.

Der mit halben Mond bezeichnete Seehund. Penn. Naturg. d. nördl. Polarl. II. *p.* 158. *n.* 96.

O.

a) Phoca nigri lateris Egede, Dict. Groenl. Coppenhague, 1750.

ihm den Namen **Milektok**; und nur erst im fünften Jahr hat das Haar eine weißgraue Farbe, und auf dem Rücken hat er zween schwarze Monde, wovon die Spitzen gegen einander stehen; der Robbe hat dann seine völlige Stärke, und führt den Namen **Attarsoak**. o) Ich glaubte, daß ich alle diese verschiedenen Namen anführen müßte, damit Reisende, die künftig die Grönländischen Küsten besuchen, diese Thiere kennen können.

Die Haut dieser Robben mit dem Mond ist mit einem steifen und starken Haar bekleidet. Seinen Körper umgiebt ein dickes Fett, woraus man Thran macht, der in Absicht des Geschmacks, des

o) Ausser diesen Namen, die die Arten oder veränderte Gestalten des Robben bezeichnen, hat die Grönländische Sprache noch andere, die sich auf verschiedene besondere Umstände in der Geschichte beziehen; Amiam ist der Robbenzug; spielt der Robbe auf der Oberfläche des Wassers und schwimmt verkehrt, so heißt er Nulloarpok; schwimmt er auf dem Wasser und ist von Hitze schläfrig, so heißt er Terlikpok; liegt er auf dem Eise, oder bemüht er sich durch die Spalten desselben durchzukommen, so heißt er Outok; das Loch, was sich der Robbe mit den Nägeln öfnet, wenn er unter dem Eise eingeschlossen sitzt, um Athem zu holen, heißt Aglo; der kurze Wurfspieß, womit man ihn wirft, heißt Iperak; und der Mann, der auf dem Bauch kriecht, um ihn zu holen, Aunarpak; der Jäger in seinem Nachen, der sie verfolgt, heißt Outturliatok; ihre abgezogene Haut Erisak, und der aus ihrem Fett gemachte Thran, Igunak. Von Hrn. Abt Beron aus der Lectüre des Grönländischen Wörterbuchs gesammlet.

Geruchs und der Farbe ziemlich dem alten Oliven-Oel gleich kömmt. p) 2)

Uebri-

p) Allgemeine Geschichte der Reisen. T. XIX. p. 61.

2) Der mit halben Monden bezeichnete Seehund. Sein Kopf ist rund, die Stirn erhaben, die Nase kurz, die grossen Augen schwarz, der Knebelbart besteht aus zehn Reihen Haare. In der obern Kinnlade vier Schneidezähne, von welchen die beyden mittlern bey weitem die längsten; vier aber nicht so scharfe in der untern; zwey Hundszähne in jeder Kinnlade; sechs, in drey Spitzen auslaufende Backenzähne, oben und unten; die Haare kurz, das Fell dick und stark. Kopf, Nase und Kinn von einer kastanienbraunen, beynahe schwarzen Farbe, der übrige Körper schmutzig weiß, oder weißgrau. Zwischen den Schultern ist ein großer Fleck von der ersten Farbe, wovon der Anfang gleich getheilt ist, und jeder Theil längst den Seiten auf die Hälfte des Körpers herunter läuft. Dieses Zeichen ist bleibend. Bey den Alten findet man auch ausser diesem noch wohl einige andre irreguläre zufällige Flecke. Das Weibchen hat nur zwey Säugwärzen, welche es zurückziehen und ausstrecken kann, und wirft nur ein Junges auf einmal. Die Jungen sind im ersten Jahr von einer glänzenden Aschfarbe, unten weißlich, aller Orten aber mit einer Menge kleiner schwarzer Flecken bezeichnet. Sie werden dann von den Russen weiße Seehunde genannt. Im folgenden Jahr erhalten sie zuerst die Flecken; Die Weibchen verändern von dieser Zeit an die Farbe nicht. Die Männchen erhalten, wenn sie völlig ausgewachsen sind, welches Herr Cranz ins fünfte Jahr setzt, ihren charakteristischen Fleck und werden von den Grönländern Attarsoak, von den Russen Krylatka, d. i. geflügelt, genannt.

Diese Art bewohnt mit dem rauhen und dem haasenhaarigen Seehunde einerley Länder, sucht aber die kältesten Plätze der Küste. Sie bleiben das

ganze

Uebrigens scheint es mir, daß man zu diesem

ganze Jahr hindurch auf dem freyen Eise um Nova Zembla, und werden nur im Winter in der weißen See auf dem aus den nördlichen Meeren kommenden Flußeise gesehen. Es wirft zu Ende Aprils, und geht, nachdem es seine Jungen eine ziemliche Zeit gesäugt hat, ins Eismeer zurück. Die Jungen aber bleiben noch einige Zeit, und folgen dann ihren Eltern mit dem Eise, welches sich von den Küsten losreißt. Dieses Thier findet sich häufig in Grönland und um Spitzbergen, vorzüglich in den tiefen Bayen, wandert zweymal des Jahrs in Grönland, das erstemal im März und kehrt im May zurück, das anderemal im Junius und kommt im September wieder. Die Begattung geschieht im Julius, und zu Ende Märzes oder Anfangs Aprils wirft es eines, selten zwey Junge, welche es weit vom Lande auf Eisblöcken säugt. Es kommt niemals auf das feste Eis, sondern lebt und schläft Heerdenweise auf den heruntertreibenden Eisinseln. Es schwimmt in großen Heeren, und hat einen Anführer, welcher für die Sicherheit aller zu wachen scheint. Es frißt seinen Raub mit dem Kopfe ausser dem Wasser, schwimmt auf verschiedene Art auf dem Bauche, Rücken und Seiten; oft drehet es sich im Wasser herum, als ob es lustig wäre, schläft oft auf der Oberfläche des Wassers, und ist sehr unvorsichtig. Sein furchtbarster Feind ist der Physeter Microps, welcher es gegen das Ufer treibt. Es wird von den Jägern umzingelt, selbst auf das Land getrieben, und dann leicht getödtet. Es wird auch um Kamtschatka angetroffen, und ist die dritte von Steller angeführte Art. Es erreicht eine Länge von neun Fuß. Das vom Herrn Lepechin beschriebene Maaß von einem dieser Thiere ist folgendes: Die Länge von der Nase bis zum Schwanz-Ende sechs Fuß; die des Schwanzes selbst fünf Zoll drey Linien; der Umfang am dicksten Theile des Körpers vier Fuß acht Zoll. Mit dem Felle werden Koffer

Thier die dritte vom Herrn **Kracheninnikow**'q) angeführte Robbenart rechnen kann, die, wie er sagt, auf dem gelblichen Rauchwerk, große kirschfarbige Zirkel hat, und sich in der Ostsee findet. Herr Pallas rechnet noch zu dieser Art einen Robben, den man zuweilen in den Mündungen des Lena, Obi und Jenisei findet, und den die Russen **Meerhasen** *(Morskoizaëtz)* wegen seiner weißen Farbe nennen, da die Hasen in diesem Lande im Winter alle weiß sind. r) Sollte dies letzte Thier in der That

bezogen; das Fell der bey der Insel Solovki auf der Westseite des weißen Meeres gefangenen Jungen dient zu Stiefeln, welche vortreflich Wasser halten. Die Grönländer kratzen bey der Zubereitung des Felles das Haar ab, und lassen, damit sie dicker werden, etwas Fett an der innern Seite sitzen. Mit diesen überziehen sie ihre Boote, und mit den rohen Fellen die Häuser; wenn sie nichts anders haben, so müssen sie auch zu Kleidungen dienen. Der Thran aus dem Specke dieses Seehundes ist bey weitem der vorzüglichste, süß, läßt wenige Grieven zurück, und giebt daher eine weit größere Menge als jede andere Art. Das Fleisch ist schwarz. Die Seehundsjäger auf Neuland nennen dieses Thier die Leyer oder das Herz (Heart Seal) und seine Zeichnung an den Seiten den Sattel. Sie sprachen auch von noch einer braunen Art, welche sie Bedlemer nennen, und für die Jungen des vorigen halten. Naturg. der nördl. Polarl. II. p. 158. n. 96.

q) Idem, ibidem. p. 256.

(Kraschenninnikow Kamtschatka v. Köhler. p. 141. n. 3.)

O.

r) Es giebt im Eismeere mehr als eine Art von Seehunden,

That eben das seyn, was der Attorsoack des Herrn Cranz, und der Robbe des Herrn Krascheninnikow ist, so sieht man daß er sich nicht nur in der Meerenge Davis und um Grönland herum, sondern auch an den Küsten von Siberien, und bis nach Kamtschatka findet. Da übrigens das Haar dieses Robben mit dem Monde, nach dem Alter verschiedene Schattirungen in der Farbe annimmt, so könnten die grauen gefleckten, getigerten, und mit einem Zirkel gezeichneten Robben, wovon die in Norden Reisenden reden, ja einerley Thiere seyn, und alle zu der Robbenart mit dem Monde gehören, die man in verschiedenem Alter gesehen, s)

Hunden, wenigstens sind diejenigen, welche man am Ob, Jenisey und Lenastrom unter dem rußischen Namen Morskoi Saez (Seehase: Attarsuk, Cranz Gr. 163.) kennt, von der gemeinen Art völlig verschieden. Die jungen Seehaasen, wovon ich Felle gehabt habe, sind schneeweiß, glänzend wie Silber, und haben ein längeres, wolligteres Haar, als andere Seehunde, so daß man sie, wenn nicht der Kopf und die Füße daran sind, leicht vor Felle von jungen Seebären halten kann. Pallas Reis. 3. p. 91.

s) Nach dem zu urtheilen, was Hr. Charlevoix (Histoire de la nouvelle France, Tome III. p. 143) davon sagt, so scheint dieser Robbe mit dem Monde sich auch in den Meeren nahe bey den östlichen Küsten von Nordamerika zu finden. „Diese Thiere, sagt er, haben ein Haar von verschiedenen Farben; einige sind ganz weiß, und wenn sie geboren werden, sind sie es alle. So wie sie alt werden, werden einige schwarz, andere roth und noch andere bekommen alle diese Farben zusammen.“ Diese Stelle ist, wie man sieht, dem was wir vom Robben

und in diesem Fall hätten wir Ursache noch eine andere Robenart zu diesem zu rechnen, der nach Herrn Kracheninnikow einen gelblich weißen Bauch hat, wo die übrige Haut mit vielen Flecken wie bey den Leoparden bedeckt ist, und dessen Junge wenn sie eben gebohren sind, so weiß wie der Schnee aussehen. 3)

ben mit dem Monde gesagt haben, ziemlich ähnlich, und wir glauben, daß wir sie hier anwenden müssen.

V.

3) Dieses ist Kraschenninikows zweyte Art, die er so groß als ein jähriges Stier angiebt. Kamtschatka p. 141.

Anhang
zum Attarsoak.

Herr Fabricius sagt: Die Schriftsteller verwechseln diese Art sehr mit der gemeinen Robbe, obgleich sie ganz verschieden davon ist; diese grönländische Robbe ist sechs Fuß lang, und beträgt im größten Umfange vier Fuß. Sie hat 38 Zähne, nemlich Vorderzähne oben sechs, unten vier; Eckzähne vier, (5 ist ein Druckfehler) und Backenzähne an jeder Seite unten und oben sechs. Der Kopf ist lang, niedergedruckt, die Schnauze macht die Hälfte des Kopfs aus, der Hinterkopf steht mehr hervor. Die Bartborsten sind grau, etwas zusammengedruckt, mitten gewellt, an dem Ende etwas spitz. Die Augen, die Ohren, die Zunge und Beine sind wie an der gemeinen Robbe. Der Leib ist etwas niedergedruckt, hinten dünn. Die Haare stehen dünn, sind kurz, glänzend, dick, rauh, am Grunde sparsam wolligt. Die Farbe der Alten ist weißlich, die Stirn und ein großer mondförmiger Flecken der Seite schwarz, (bey andern grauweißlich,) und die Füße fast braun; die Jüngeren sind weißlich, mit sehr vielen schwarzen streifigten Flecken; die ganz Jungen fast braun, mit weißem Bauche und schwärzlichen Flecken; die ungebohrnen sind ganz weiß, und haben eine

weiche

weiche Wolle. Das Speck von dieser Art ist das beste, dick, und sehr thranreich. Das Fleisch ist schwarz. Es giebt unter ihnen folgende Abänderungen, erstlich solche, welche die Flecken der Jungen, und zugleich eine schwarze Stirn haben, diese nennen die Grönländer **Kanatis**; zweytens giebt es welche, die, obgleich sie ausgewachsen sind, doch ganz schwarz sind, diese heißen **Kernektät.**

Er hält sich allerorten in den Einbuchten auf, und zieht zweymal im Jahre fort, nemlich zuerst im Merz, und kommt im May zurück; zweytens im Julius und kommt im September zurück.

Seine Nahrung besteht überhaupt in Fischen, besonders in Meerschorp (Cottus Scorpius) und in dem Polarlachs (Salmo arcticus); Oft werden auch Sardellen (Clupea Encrasicolus), Garnelen und andere Krebse in ihrem Magen gefunden.

Sie begatten sich im Julius, und werfen ein, selten zwey Junge am Ende des Merz oder Anfange des Aprils auf Eisschollen weit vom Lande.

Man siehet dieses Thier niemals auf festes Eis, aufs Land oder Klippen steigen, wenn es nicht dazu genöthigt ist; Aber auf den Eisstücken die nicht ans Land kommen, liegt es sehr gern, schläft darauf Heerdenweise, und findet daran so viel Vergnügen, daß es oft aus Mangel an Futter mager wird, und dieselben nicht verlassen will. Gewöhnlich schwimmen sie in Schaaren, so daß einer anführt und umhersiehet, und die übrigen sicher folgen. Wenn es athmen will, steckt es

nur

nur den Kopf aus dem Wasser, und taucht wieder unter, ohne die Stelle zu verändern. Selten schwimmet es allein auf dem Wasser, aber unter demselben schwimmt und fischet es; oben verzehrt es mit ausgestreckten Kopfe die große Beute. Es hat verschiedene Arten zu schwimmen, auf dem Rücken, auf dem Bauche, auf den Seiten, und wälzend gleichsam zur Lust; bisweilen schläft es auch auf dem Wasser (in Aqua.) Es ist unvorsichtiger als die gemeine Robbe, am meisten auf dem Eise.

Man nutzet sie wie die vorigen Arten, verkauft auch das Speck und das Fell. Es ist für die Grönländer fast alles in allen, ohne welches sie nicht glücklich leben; auch ziehen die nach Grönland und Spizbergen segeln großen Gewinn daraus. Einzelne Menschen fangen sie mit Harpunen, und lanzen; selten Gesellschaften mit Wurfspießen. Wenn es vor dem kleinaugigen Cachelot eiligst bis an das Ufer fliehet, wird es auch von dem Menschen umgeben, gezwungen auf das Land zu steigen und daselbst durchbort. Wenn sie bey ihren Zügen in Meerengen kommen, werden sie auch wohl geschossen. Fabr. l. c.

Der Robbe Neitsoak. [1])

Fünfte Art.

Schreber. *Tab.* 86.

Die fünfte Art der Robben ohne äußere Ohren, heißt Neitsoak bey den Grönländern; er ist kleiner als die vorigen; sein Haar ist mit braunen Bor-

1) Phoca (hispida) capite laevi inauriculato, corpore pallide fusco pilis surrectis hispido. *Erxleb. Mammal. p. 589. n. 6.*

Phoca minor, dentibus caninis tectis, cervice longiore, capite lutrae caput referente, palmis anterioribus latis non digitatis, posterioribus latis ordinariis: the long-neckd Seal. *Parsons: Philos. transact.* XLVII. p. 110. tab. 6.

Neitlek. *Cranz Groenl.* p. 164. n. 154. Neitsitlek p. 158.

The rough Seal. *Penn. syn. quadr.* p. 341. n. 267. (n. 383.)

Der rauhe Seehund. Phoca hispida. *Schreb. Säugth.* III. p. 312. n. 6. tab 86. (Eigne Abb.)

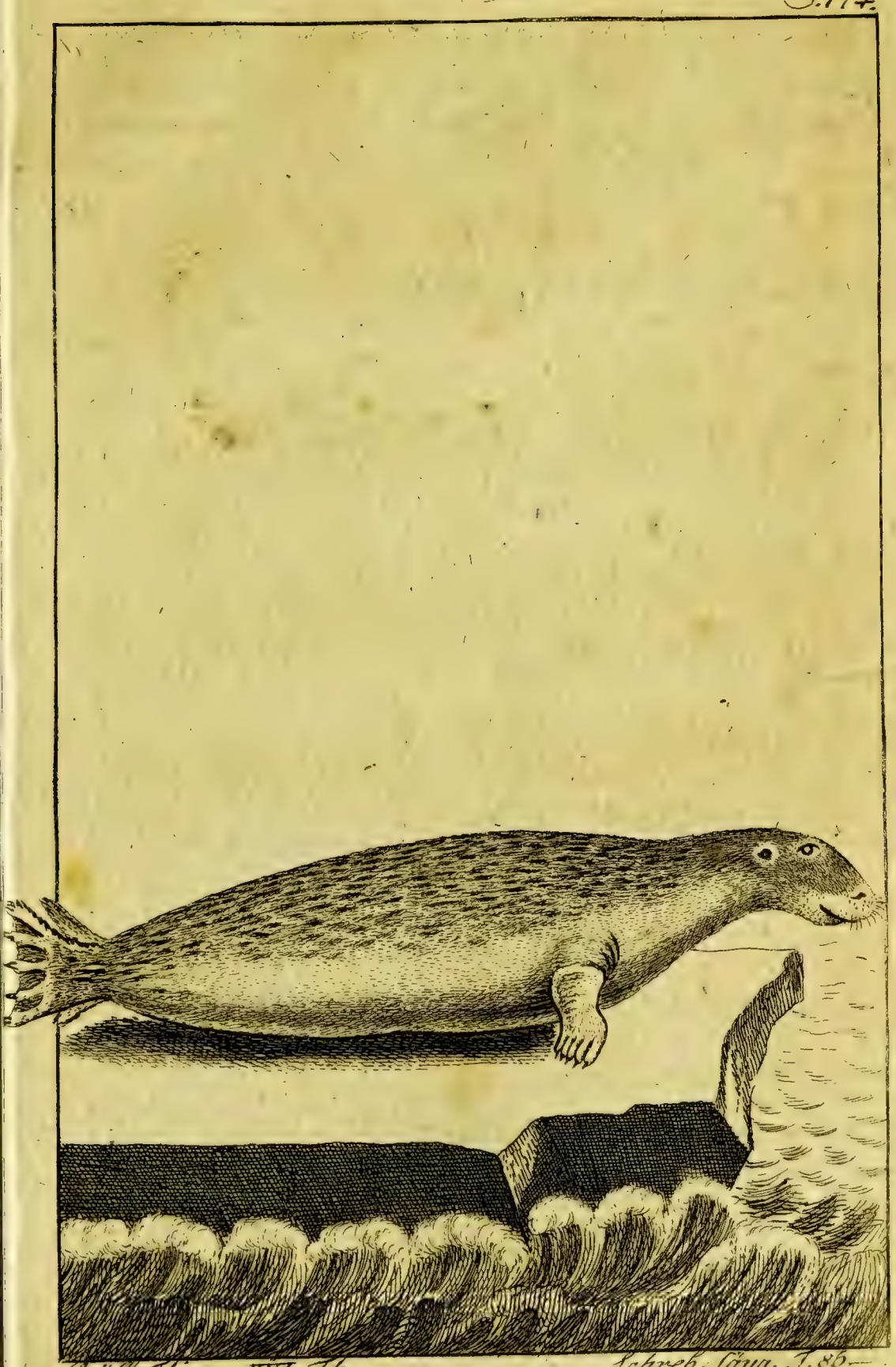
Der rauhe Seehund. *Müll. Naturs.* Supplem. p. 26.

Phoca foetida. *Müll. Dan. prodr.* p. VIII.

Skem-

Der Robbe Neitsoak.

S. 174.



Büff. Thiere. XVI. Th. Schreb. Säug. T. 86.

Borſten vermiſcht, die eben ſo ſteif ſind wie Schweinsborſten, die Farbe deſſelben wird durch einige große Flecken bunt, und es iſt rauh wie bey den Seebären 1)2).

Skemming, Selakong. *Torfaei Lapp.* 88. *Leem. Not.* 66. 2. pullus?

Vtſelar, Vetruſelar. *Olaff.* 529. Oe Sael. *Horreb.* 269. alter?

Grönländiſch, Neitſek. Alt, beſonders das Männchen, Neidſidlek; jünger, Millaktorſoak, Millaktok, Neitſitſiak, Neitſingrak; und ganz jung, Neitſiak. Phoca (foetida) capite laevi, naſo brevi, corpore fere elliptico, vibriſſis vndulatis, medulla lucida. *Fabricii Fauna groenl. p. 13. n. 8.*

Die rauhe Robbe. Zimmerman geogr. Zool. II. p. 422. n. 381.

Phoca hiſpida. *Linne Syſt. Nat.* XIII. I. p. 64. n. 7.

Phoca (hiſpida) capite laevi inauriculato, corpore pallide fuſco, pilis ſurrectis hiſpido. *Bodd. Elench.* p. 171.

Der rauhe Seehund. Pennant Naturg. der nördl. Polarl. II. p. 155. n. 93.

Le Phoque Neitſoak. *Buffon quadr. Suppl. ed. in 12. Tom.* XI. p. 169. n. 5.

O.

1) Phoca majoris generis, maculis majoribus diſtincta (item veſtis hirſuta e pellibus phocarum confecta) *Neitſikſiak.* — Phoca minor ſpeciei ſupra memoratae, *Atak.* — Species Phocae cum maculis majoribus *Ateitſiak*, minor ejusdem ſpeciei, *Atarak*; catulus generis ſuperioris, *Ateſtak. Diction. Groenl. Copenhague.* 1750.

V.

2) Der rauhe Seehund. Der runde Kopf und die Naſe

Nase kurz; Zähne wie bey dem gemeinen Seehunde; der beynahe bis zu den Hinterfüßen mit Speck umgebene Körper, von einer ellyptischen Gestalt; die weichen, langen, etwas aufrecht stehenden Haare dicht neben einander und mit krauser Wolle untermischt; Farbe dunkelbraun und weiß gestreift; sie variirt auch zuweilen in die weiße mit einer dunkelbraunen Rückenlinie.

Er erreicht nicht über vier Fuß Länge. Er geht niemals in das hohe Meer, sondern hält sich beständig auf dem festen Eise in den abgelegenen Bayen neben dem gefrornen Lande, und verläßt, wenn er alt wird, niemals seine Wohnung. Die Begattung geschieht im Junius: er wirft im Januar auf dem festen Eise, als seinem Elemente. In diesem hat das Thier ein Loch, um die Fische besser fangen zu können, und bleibt bey demselben einsam, selten paarweise. Es ist sehr unvorsichtig, schläft oft auf der Oberfläche des Wassers, und überläßt sich so den Adlern zur Beute; es frißt keine Fische, Krabben und dergleichen. Die Haut, Senen und der Speck, dienen zu den nämlichen Absichten, wozu man sie von andern Seehunden gebraucht.

Das Fleisch ist roth, und vorzüglich das der männlichen, so stinkend, daß es selbst den Grönländern Eckel verursacht.

Die Seehundsjäger auf Neuland haben eine größere Art, welche 500 Pfund wiegen soll, und von ihnen Square Phipper genannt wird. Sein Fell gleicht dem des Budels, so daß es, wegen der Länge des Haars, zu diesem zu gehören scheint; der große Unterschied, in Ansehung der Größe, leidet es aber nicht, daß wir es für die nämliche Art ausgeben. Naturg. d. nördl. Polarl. II. p. 155. n. 93.

Anhang
zum Neitsoak.

Von diesem Thiere giebt Herr Fabricius folgende Beschreibung: Dieses ist von allen die kleinste Art, welche nicht leicht über vier und einen halben Fuß lang ist, nemlich im höchsten Alter wenn er Neitsidlek genannt wird, aber gewöhnlich ist er nur vier Fuß lang und zehn Zoll breit. Die Zahl der Zähne ist wie bey der gemeinen Robbe. Der Kopf ist ungeöhret, kurz, rund, da die Schnauze kaum den dritten Theil der Kopfslänge ausmacht. Die Bartborsten sind hell, gar nicht schwarz, spitz, zusammen gedruckt, und nur am Rande wellenförmig. Die Augen sind klein, die Sehe weißlich, die Regenbogenhaut braun, übrigens wie bey der gemeinen Robbe, wie auch die Ohren, die Zunge, die Füße und der Schwanz. Der Leib hat beynahe eine elliptische Gestalt, das Speck des Leibes bedeckt fast die Ferse der Hinterbeine, der Rücken ist erhabner, der Bauch mehr flach, besonders bey den Vorderbeinen. Die Haare stehen sehr dicht, beynahe aufgerichtet, sind weich,

weich, lang, dünn, und am wolligten Grunde mit vielen Haaren durchwebt. Das Speck ist dünn, aber ziemlich voller Thran. Das Fleisch ist roth, aber stinkender als bey den übrigen. Die Farbe ist fast braun, mit weißen Flammen, am weißen Bauch mit sparsamen braunen Flecken; bey den Jungen fast ohne Flammen auf dem gelbweißlichen Rücken und mit weißem Bauche; an den Alten ist die Farbe mehr Hammigt, die Nase beynahe nackt, und die Haare fallen bey diesen aus. Die alten Männchen stinken selbst den Grönländern bis zum Eckel zu.

Es giebt hiervon eine ganze weiße Abart mit dunklerem Striche auf dem Rücken, welche man **Ukalleriak** nennt.

Sie hält sich in den entlegensten Meerbusen nahe an dem Eislande auf, welche Gegend sie im erwachsenen Alter nicht leicht verläßt, im mittlerem Alter kommt sie bisweilen an das Ufer, und geht nie in die hohe See. Am öftersten kömmt sie in der Meerenge Disco vor.

Sie ernähret sich mit allerley kleinen Fischen, dem Schellfische, bärtigen Dorsch u. s. w., aber besonders mit Seekrebsen und dergleichen. Sie begatten sich ohngefähr im Junius, und werfen im Februar auf dem festen Eise der Einwicken: daher kommen viele Jungen in der traurigen Witterung um, die man oft findet.

Das

Das feste Eis ist gleichsam ihr Element, darin sie ein kleines Loch zum Athemholen haben; unter dem Eise fischen sie, und wenn sie satt sind, steigen sie durch ein anderes größeres Loch in die Höhe, wobey sie einzeln, selten ein Paar, schlafen oder sich an der Sonne ergötzen, und so werden sie oft mager, und nicht selten kann man sie tödten ohne daß sie das geringste im Magen haben. Im Wasser hat sie ohngefähr die Sitten der grönländischen Robbe oder des Atersak; wird aber doch nicht in Schaaren schwimmend gesehen. Sie ist von allen die unvorsichtigste sowohl im Wasser als auf dem Eise. Oft wird sie wenn sie auf dem Wasser schläft, von dem Adler geschlagen und an das Ufer gezogen. Verwundet fällt sie beißend an, ist aber doch wegen ihrer Kleinheit wenig zu fürchten, und wird mit einem Schlage auf die Stirn leicht getödtet.

Man braucht das Fleisch, das Speck, die Sehnen und die Gedärme wie von den übrigen. Das stinkenste Fleisch der Alten wollen doch die wenigsten essen. Aus den Gedärmen werden auch Nähefäden geschnitten. Das Fell besonders wenn es aushaaret, wird mit dem Speck gegessen, ist sonst zu allen Kleidungen der Grönländer das gewöhnlichste, dienet auch ganz zu Jägerblasen.

Das Speck und Fell kommen im Handel. Der Fang ist auf die bey den andern gebräuchliche Art; außerdem aber noch auf zweyerley, bey diesen fast allein gebräuchlichen Weise; nämlich erstlich geht der Jäger, wenn sie auf dem Eise liegen,

da er sie nachahmt, auf sie zu und belauert sie oft unversehens mit seiner Harpune; zweytens wird er, wenn er zu dem kleinen Loch kommt, um Athem zu holen, oft von den Menschen mit einer Harpune an der Schnauze durchbohrt, und dann durch das große Loch herausgezogen. Fabr. l. c.

Der

Der Robbe Laktak aus Kamtschatka.

Sechste Art.

Die sechste Art ist die, welche die Einwohner von Kamtschatka **Lakhtak** nennen u); man trift ihn nicht über den 56 Grad der Breite, sowohl im Penginischen als im Ostmeer; und er scheint eine von den größten Robbenarten zu seyn.

u) Krachenninikow; Allgem. Geschichte der Reisen. Tome XIX. p. 260. Krascheninnikof Kamtschatka. p. 141. n. 1. *Buffon quadr. Suppl. in 12.* Tome XI. p. 170. n. 6.

Anhang.

Von diesem Lachtak sagt Steller blos: es sey die größte Art größer als ein Ochs, komme nur im östlichen Meere vom 56 bis 59 Grade nördlicher Breite vor, und werde von den Kamtschatkischen Einwohnern Lachtak genannt. *Nov. Comment. petrop. II. p.* 290 Krascheninikof hat blos dieses angeführt, giebt aber die Erstreckung bis zum 64 Grad an. Herr Müller setzt hinzu: daß das Stück wohl 800 Pfund wiege. Wir haben schon bey des Verfassers zweyten Art gesehen, daß Herr Erxleben, Zimmermann, Pennant, J. F. Gmelin u. a. diesen Lachtak zu der großen Robbe (Phoca barbata) rechnen.

Der Robbe Kassigiak. [1]

Siebente Art.

Die siebente Art der Robben ohne äußere Ohren, nennt man bey den Grönländern **Kassigiak**; die Haut der Jungen ist auf dem Rücken schwarz, und unter dem Bauch weiß, und bey den Alten ist sie gewöhnlich getiegert. Diese Art zieht nicht auf Reisen, und hält sich das ganze Jahr zu **Balsriver**.

1) Kassigiak. Cranz Histor. v. Grönland. 163. 169.

Diesen Kaßigiak rechnen doch Erxleben, Schreber, Fabricius, Pennant u. a. zu dem gemeinen Robben, dem Kalbsrobben; bey dem wir diese Stellen angeführt finden werden.

G.

Der gemeine Robbe. 1)

Achte Art.

Abart. *Buffon quadr. Suppl. in 12. XI. pl. 46.*

Die achte Art ist der gemeine Europäische Robbe, x) von dem wir Vol. XIII. Taf. XLV) eine Beschreibung und Abbildung geliefert, und den

1) Phoca (vitulina) capite laevi inauriculato, corpore fusco. *Erxleb. Mammal. p. 583. n. 4.*

Vitulus maris oceani. *Rondel. pisc. p. 458.*

Vitulus marinus Ol. *Magn. Sept. p. 701.*

Phoca seu vitulus maris Oceani, Rondeletius *Gesn. aquat. 829. f. p. 830.*

Phoca seu vitulus marinus. *Aldrov. pisc. p. 722. f. p. 724.*

Phoca seu vitulus marinus. *Jonst. pisc. p. 221. tab. 44.*

Phoca. *Mus. Wormian. p. 289.*

Le veau marin. *Perr. anim. I. p. 187. tab. 27.*

Seehund, den man auch Rubbe oder Salhund nennet. *Mart. Spitzb. p. 75. tab. P.*

Phoca. *Charlet. exerc. pisc. p. 48.*

Phoca

Die gemeine Robbe. S. 185.

Büff. Thiere XVI Th. Büff. Suppl. XI T. 46.

den man fast ohne Unterschied das Seekalb, Seewolf und Seehund nennt; man giebt auch einigen

Phoca sive vitulus marinus. *Sibb. Scot. an. p. 10.*

Phoca seu vitulus marinus. *Rai syn. quadr. f. 189.*

Phoca seu vitulus marinus. *Rzacz. Polon. auct. f. 244.*

Chiens marins. *Egede Groenl. p. 62.*

Phoca dentibus caninis inclusis. *Linn. Syst. nat. 2. p. 44.*

Le Loup Marin. *Charlev. nouv. Fr. III. p. 143.*

Seehunde. *Linn. Gothland. R. p. 270.*

Phoca dentibus caninis tectis. *Linn. Faun. suec. I. p. 4. n. 11.*

Seehunde. *Linn. Westgoth. R. p. 191.*

Der Seehund. *Anderf. Island. p. 260.*

Phoca dentibus caninis tectis. *Linn. syst. nat. 6. p. 6. n. 1.*

Phoca Oceanica. *Steller. nov. comment. petrop. II. p. 290. n. 3.*

Phoca minor, dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, posterioribus latis ordinariis, ungulis teretibus donatis: the common Seal. *Parsons. Philos. transact. XLVII. p. 120. tab. 6.*

Phoca. Robbe. *Klein quadr. pag. 53.* teutsch *p. 279.*

Phoca dentibus caninis tectis. The Phoca, with the canine teeth covered: the Sea-calf. *Hill. anim. p. 554. tab. 27.*

Phoca (communis) dentibus caninis tectis. *Linn. Mus. Ad. Frid. I. p. 5.*

gen andern vorher genannten Robben eben dieſe Namen. Dieſe Art findet ſich nicht nur in der Oſtſee

Le Phocas ou Veau marin. Phoca ſeu vitulus marinus. *Briſſ. regn. an. p.* 230. *n.* 1.

Das Seekalb. Robbe. *Hall. vierf. p.* 579.

Das graue Seekalb, Skäl. Kneiff. Schwed. Akad. Abh 1757 p. 171. 1753. p. 203. Fang. 1755 p 127.

Phoca (vitulina) dentibus laniariis tectis. *Linn. ſyſt. nat. 10. 1. p. 38. n. 4.*

Seehunde. *Müll. Samml.* III. *p.* 559.

Phocas. *Dict. anim.* III. *p.* 416.

Veau marin. *Dict. anim.* IV. *p.* 452.

Rob met de Hoektanden in den Bek beſlooten. Rob of Zee Hond. *Houtt. nat. hiſt.* II. *p.* 14. *tab.* II. *fig.* 6.

Phoca (vitulina) dentibus caninis tectis. *Linn. Faun. ſvec.* 2. *p.* 2. *n.* 4.

Phoca pedibus anticis digitatis, unguiculatis: poſterioribus latis: unguibus teretibus. *Gronov. Zooph.* I. *p.* 7. *n.* 28.

The Seal. *Penn. brit. Zool. p.* 34.

Loup marin. *Bom. dict.* II. *p.* 723.

Phocas. *Bom. dict.* III. *p.* 442.

Le Phoque de nôtre ocean. *Buffon hiſt. nat.* XIII. p. 333. 339. teutſch p. 187.

Le Phoque. *Buff. hiſt. nat.* XIII. p. 395. t. 45.

Der Phoke oder das Seekalb. Büff. Allgem. Hiſt. d. Nat. VII. I. p. 217. tab. 45—52.

Kaſſigiak. *Cranz Groenl.* I. *p.* 163.

Bnff, Suppl. quadr. ed. in 12. Tom. XI. *p.* 171. *n.* 7.

Phoca

Oſtſee und in dem ganzen Weltmeer von Grönland bis nach den canariſchen Inſeln, und bis an das

Phoca (vitulina) capite laevi inauriculato. *Linn ſyſt. nat.* 12. I. p. 56. n. 3.

Seehund. *Knorr del.* II. tab. H. 3.

Der Seehund. *Fermin Surin.* II. p. 107.

The common Seal. *Penn. ſyn. quadr.* p. 339. n. 265. (n. 375.)

Vitello marino grande. *Aleſſ. quadr.* IV. tab. 171. fig. *Buff.*

Der Robbe oder Seehund. *Müll. Naturſyſt.* I. p. 198.

Eine andere Art eines Seehundes. *Müll. Naturſ.* I. p. 201. tab. 11. fig 6. *(a. Heutt.)*

Die dritte. *Stell. Kamtſch. p.* 108.

Der gemeine Seehund. Phoca vitulina. *Schreb. Säugth.* III. p. 303. n. 4. tab. 84. (Büff. Abb.)

Phoca (vitulina) capite laevi inauriculato. *Müll. Dan. prodr.* p. 1. n. 3.

Spragled Sael. *Egede gamle Groenl. Kiobenh.* 1741. p. 46. fig.

Lutrſelr. *Torfaei Groenl. antiq.* 88.

Robbe. *Pontopp.* II. p. 203.

Sael. *Bom.* III. 13.

Meerkalb. *Adel.* Tab. XIX.

Lundſelur oder Vorſelur. Olaff. 529. tab. 32. gut.

Lundſele. *Horreb.* 269.

Steenkobbe. *Debes* 151.

Nuorrſh. *Leem.* 213.

Phoca (vitulina) capite laevi, cervice retu-

ſus-

das Vorgebürge der guten Hoffnung, sondern auch in dem mittelländischen und schwarzen Meer. Herr Kracheninnikow und Herr Pallas sagen, y) daß es auch im kaspischen Meer und im See

fiuscula, naso mediocri, corpore subcilindrico, vibrissis vndulatis medulla concolori. Grönländisch Kassigiak, und nach dem verschiednen Alter Kassigiectsiak, Kassiginak, Kassigiarsoak, auch in gewissem Alter Ermik, Ermitsiak, Akutheenak, Akunnektok. *Fabricius Faun groenl.* p. 9. n. 6.

Der gemeine Robbe. Zimmerman geograph. Zool II. p. 421. n. 378.

Der gemeine Seehund. Naturg. d. nördl. Polarl. II. p. 147. n. 91.

Phoca vitulina. Blumenbach Naturg. 3. p. 141. n 1.

Linne Syst. nat. ed. XIII. I. p. 63. n 3.

β botnica. γ. sibirica colore argenteo. δ. caspica colore vario. Oedman Schwed. Abh. 1784 1. n. 10. p. 81. Gattung der Robben in der Ostsee.

Le Phoque commun. *Buffon quadr. Suppl. ed.* 12. Tom. XI. p. 172. n. 8. pl. 46.

O.

x) Die französischen Seeleute nennen ihn Seekalb, oder Seelöwe; die Engländer *common seal*, d. heißt gemeiner Robbe; die Spanier und Portugisen *lobo de mer*. Note des Herrn Forster; aber diese Namen, Seelöwe und Seekalb, werden allen Robben auf gleiche Art beygelegt.

V.

y) Viel wunderbarer ist im Baikal die Gegenwart der Seehunde, welche sich sonst nie so sehr weit vom Ocean in die Flüsse zu entfernen pflegen, auch zu unsern Zeiten im Jenisei und der untern Angara nicht

See Baikal einige gäbe, wo das Wasser süß und nicht salzigt ist, so wie in Rußland in dem Onega und Ladoga See; das zu beweisen scheint, daß diese Art fast allgemein verbreitet ist, und eben so wohl im Meer als in dem süßen Wasser, der kalten und gemäßigten Himmelsgegenden leben kann. Wir liefern hier (Taf. XLVI) die Abbildung von einem dieser Robben, den wir nach dem Leben haben abzeichnen lassen, und der wohl in dieser Art des

nicht bemerkt werden; also entweder durch eine wichtige Veränderung der Fläche des Erdbodens, oder durch ausserordentliche und seltne Zufälle bis hieher gekommen seyn müssen. Pallas Reisen. 3. p. 290.

Im Winter kommen die Seehunde aus dem Meere zuweilen bis in den Jaik herauf, und werden sowohl hier, als an den Seeufern und Inseln auf dem Eise häufig geschlagen. Diese Thiere haben im caspischen Meer eben die Größe und Farbe wie in der Ostsee; allein nie habe ich feistere See-Hunde gesehen, als die caspischen, besonders im Herbst sind. Sie sehen mehr einem Schlauch voll Thran als einem Thier ähnlich, indem der Kopf und die Vorderfüße fast mit Speck verwachsen sind. Man pflegt hier die Felle mit dem daran hängenden Fett an Astrakanische Kaufleute wohlfeil zu verkaufen; und von Astrakan wird ziemlich viel See-Hundsthran in den rußischen Handel geliefert und zum Juchtenbereiten, besonders in den Kasanischen Savoden, verbraucht. Man macht daraus auch in Astrakan mit Pottasche eine graue Seife, welche zum Walken und Reinigen des Wollenzeuges unvergleichlich seyn soll, und unter dem Namen der Astrakanischen oder Tatarischen Seife in kleinen, platten und weichen Kuchen verkauft wird. Pallas Reise. 3. p. 431.

des gemeinen Robben eine Varietät seyn könnte, da nur in der Gestalt des Körpers und den Farben des Haars mit dem Robben (Vol. XII. Taf. XLV) einige unbeträchtliche Verschiedenheiten sich finden.

Der Reisebeschreiber Denis spricht von einer Robbenart von mittlerer Taille, die sich an den Acadischen Küsten findet, und der Pater Dutertre erzählt ihm nach, daß diese kleinen Robben sich niemals weit vom Ufer entfernen. „Wenn sie auf dem Lande sind, sagt er, so ist immer einer der Schildwach steht, und bey dem ersten Zeichen das er giebt, stürzen sie sich alle ins Meer: nach Verlauf einiger Zeit nähern sie sich dem Lande, und richten sich auf ihren Hinterfüßen in die Höhe, um zu sehen ob etwas zu fürchten ist; dem ohngeachtet fängt man auf dem Lande eine große Anzahl, und es ist fast nicht möglich sie anders zu bekommen. Gehen aber diese Robben mit der Fluth in die Meerbusen, so kann man sie leicht in großer Menge fangen. Man versperrt die Oeffnung desselben mit Netzen und Pfählen, und läßt nur einen sehr kleinen Platz offen, wodurch die Robben gehen so lange es Fluth ist, ist aber das Meer zurückgegangen, so verstopft man diese Oeffnung; bleiben diese Thiere dann auf dem trocknen Lande zurück, so braucht man weiter nichts als sie todtzuschlagen. Man verfolgt sie in einem Kahn nach solche Oerter, wo es ihrer viele giebt, und wenn sie den Kopf aus dem Wasser herausstrecken um Luft zu holen, so zielt man auf sie; sind sie nur verwundet, so bekömmt man sie ohne Mühe, sind sie aber plötzlich getödtet, so gehen sie zu Grunde, da

dann

dann große zu dieser Jagd abgerichtete Hunde sie 7 bis 8 Klafter tief heraus fischen." z) 2)

Diese

z) Description de la nouvelle France. Tom. III. p. 143. et suiv.

2) Die Samojeden lauren den Seehunden am meisten zur Frühlingszeit auf, wenn sich diese Thiere an den Flußmündungen durch Oefnungen, welche sie mit ihrem Othem im Eise unterhalten, aus dem Wasser begeben. Da legen die Samojeden bey den Oefnungen Bretter hin, an welchem ein Seil befestigt ist, und verbergen sich hinter einer Eisscholle, bis der Seehund aufs Eis kommt, da sie denn das Brett über die Oefnung ziehn, und das Thier, welchem der Rückzug versperrt ist, so gut sie können, niedermachen. Pall. Reis 3. p. 91.

Der Seehundsfang ist auf den Baikal besonders verpachtet. — Der Fang ist am meisten im April. Die Seehunde, welche sich des Winters zu solchen Stellen des Ufers am häufigsten versammlen, wo schnelle Bäche, oder warme Quellen, Oefnungen im Eise unterhalten, begeben sich um diese Zeit häufig aufs Eis, um der Sonne zu genießen und zu schlafen. Solche Gegenden sind den Schützen bekannt, welche sich mit kleinen Schlitten, vor welchen ein schneeweißes Segel ausgespannt ist, dem Seehunde, der das Segel vor eine Eisscholle ansieht, nähern, und ihn mit Kugeln tödten. Pall. Reis. 3. p. 101.

Die Seehunde oder Kalbsrobben schaden sehr bey der Strömlingsfischerey, fressen viel vor den Netzen weg, beschädigen diese, und verjagen die Fische. So sind sie Zeichen eines glücklichen Sik-Fanges, wenn sie vor den Netzen sind; kommen sie näher in denselben an das Land, so ist es ein Zeichen, wie Gisler in den Schwed. Abh. Th. 15. lehrt, daß in der See nicht viel Sik sind. Herr Knutberg schlägt desfalls vor, bey den Steinen, darauf die

Rob-

Diese acht oder neun Robbenarten, wovon wir die Kennzeichen angeben, finden sich größtentheils um den Gegenden herum, die am weitesten nach Norden liegen, in den Europäischen, Asiatischen und Amerikanischen Meeren, da man indessen den Seelöwen, Seebären und sogar den Robben mit der runzeligten Schnauze auf den beyden Halbkugeln gleich stark ausgebreitet findet. Alle diese Thiere, den Robben mit der runzeligten Schnauze und den mit dem weißen Bauch ausgenommen, sind bey den Russen und andern nördlichen Völkern unter dem Namen Seehund und Seekalb bekannt; a) eben so isis in Kamtschatka, auf den Kurilischen Inseln und bey den Koriaken, wo man sie **Kolkha Berarkar** und **Memel** nennt, das in den dreyen Sprachen eben das bedeutet; Sie haben alle eine feste und haarigte Haut,

Robben kommen, Selbstgeschosse, von einem eisernen Spieß mit einer Spiralfeder anzul gen; oder von Steinen und Balken, Kisten mit Fallthüren für sie zu bauen. Schwed. Abh. 1755. a. a. O.

Herr J. D. Kneiff gab ausführliche und gute Nachrichten von dem Seekälberfange in Ostbothnien. Schwed. Abh. 1759. Band XIX. p. 171 bis 189.

a) Die Franzosen nennen sie auch Seekälber und zuweilen Seewölfe, und die Kanadischen Fischer nennen einige Brauer, weil sie das Wasser bewegen und im Kreise herumwirbeln, andere Schiff, und einem andern haben sie den Namen Dickkopf gegeben; man muß sie aber nicht mit dem Seebär verwechseln, den verschiedene Reisende Seekalb und Seewolf genannt haben, ob er sich gleich durch die Ohren wesentlich unterscheidet, weil er äusserliche und hervorragende hat.

Haut, wie die vierfüßigen Landthiere, ausgenommen, sagt Herr Cranz, daß das Haar dick, kurz, und bey den meisten glatt ist, als wenn es mit Oehl bestrichen wäre. Bey diesen Thieren sind die beyden Vorderfüße zum Gehen, und die Hinterfüße zum Schwimmen eingerichtet. An jedem Fuß hat es 5 Zehen, wovon jeder 4 Gelenke hat, sie sind mit Nägeln versehen, um auf die Felsen zu klettern, oder sich auf dem Eise festzuhalten; ihre Hinterfüße haben Zehen, die wie bey den Gänsefüßen zusammenhängen, so daß sie sich, wenn sie schwimmen, wie ein Fächer von einander breiten; sie sind eine Art von Amphibien, das Meer ist ihr Element und die Fische ihre Nahrung, auf dem lande legen sie sich schlafen, und selbst in der Sonne schnarchen sie so stark, daß man sie leicht überfallen kann, sie laufen mit den Vorderfüßen, und springen oder werfen sich mit den Hinterfüßen in die Höhe, aber so schnell daß ein Mensch sie mit Mühe einholen kann; sie haben Schneidezähne, und Haare auf der Schnauze, die so stark wie Eberborsten sind . . . ihr Körper ist in der Mitte dick, und endigt sich an den beyden Enden wie ein Kegel, welches ihnen sehr zum schwimmen hilft." b)

Diese Thiere paaren sich auf den Felsen und zuweilen auf dem Eise, wo die Mütter auch ihre Jungen werfen, c) sie säugen sie im Wasser, aber wohl

b) Histoire generale des Voyages. T. XIX. p. 60. 61.

c) Charlevoix description de la nouvelle France. Tome III. p. 143. et suiv.

wohl weit mehr auf dem Lande; sie lassen sie von Zeit zu Zeit ins Meer gehen, führen sie dann nach das Land wieder zurück, und üben sie auf die Art, bis sie schwimmend die weitesten Reisen zurücklegen können.

Nicht bloß Kleidung und Nahrungsmittel liefern den Grönländern diese Thiere, sondern ihre Häute werden auch gebraucht, um ihre Zelte und Kähne damit zu überziehen, sie machen auch Thran daraus für ihre Lampen und brauchen die sehnigten Fasern um ihre Kleider zu nähen, die Gedärme wenn sie gut abgeputzt und dünne gemacht sind, werden statt Glas zu ihren Fenstern gebraucht, und die Blase dieser Thiere dient ihnen zum Gefäß um ihr Oehl darin aufzubewahren; ihr Fleisch lassen sie trocknen, um es sich auf die Zeit zu sparen, wo sie weder jagen noch fischen können, kurz die Robben machen den Hauptnahrungszweig der Grönländer aus, und deswegen üben sie sich auch frühe auf der Jagd dieser Thiere, und wer darin am glücklichsten ist, erwirbt sich daher eben so viel Ruhm, als wenn er sich in einer Schlacht ausgezeichnet hätte.

Herr

d) Die Russen und Einwohner von Kamtschatka haben von der Robbenjagd vielen Vortheil; sie machen aus ihrem Fett Licht, welches die Einwohner des Landes allem andern Fett, ihre Speisen zu würzen, vorziehen; sie essen auch ihr Fleisch, und lassen es, um es zu der Zeit, wo sie nicht fischen können, aufzuheben, an der Sonne trocknen; aus ihren Häuten macht man Schuhsohlen, und die Koräken, Olutoren und die Tschukotschen machen Kähne daraus. Histoire de Kamtschatka par Mr. Kracheninnikow. T. I. p. 277. (teutsch p. 143.)

Herr Kracheninnikow, der diese Thiere auf Kamtschatka gesehen hat, sagt, daß sie zuweilen in solcher Menge in die Flüsse kommen, daß die kleinen zerstreuten oder an den Küsten liegenden Inseln des Meers damit bedeckt sind: e) überhaupt entfernen sie sich nicht weiter als 20 bis 30 Meilen von den Küsten oder Inseln, ausgenommen zu der Zeit da sie reisen; in die Flüsse gehn sie nur zurück, um den Fischen, wovon sie sich nähren, nachzugehen; sie paaren sich ganz anders als die vierfüßigen Thiere, die Weibchens kehren sich um auf den Rücken, um die Männer zu sich zu lassen; gewöhnlich bringen die von den größern Arten nur ein Junges wie wir schon gesagt haben, und die von den kleineren Arten zwey zur Welt; Die Stimme aller dieser Thiere ist nach Kracheninnikow sehr unangenehm; die Jungen haben ein klägliches Geschrey, und sie hören alle nicht auf zu grunzen oder in einem rauhen Ton zu brummen; sobald man sie verwundet hat, sind sie gefährlich, sie vertheidigen sich dann mit einer Art von Wuth, wenn man ihnen auch den Hirnschädel in verschiedene Stücken zerschlagen hat. f)

e) Histoire generale des Voyages. T. XIX. p. 256.

f) Sie sind, sagt Hr. Krachenninnikow, lebhaft und muthig; ich habe einen gesehen, der, da er in der Mündung eines großen Flusses sich in einem Angel gefangen hatte, mit vieler Wildheit über unsere Leute wegsprang, da sie ihm sogar den Hirnschädel zerschlagen hatten. Man hatte ihn kaum an das Land gezogen, als er in den Fluß zu springen suchte; da er aber sahe, daß es ihm ohnmöglich war, fing er

Man sieht aus allem was wir erzählt haben, daß diese Robbenart nicht nur in ihren Arten sehr zahlreich ist, sondern daß es auch von jeder Art an einzelnen Thieren eine große Menge giebt, wenn man nach der Menge derer, die Reisende auf den neu entdeckten Ländern, und an den äußersten Enden der beyden Welttheile versammelt gefunden haben, urtheilen soll; diese verlassene Küsten, sind in der That für diese herumziehenden Seeheerden der letzte Zufluchtsort, die aus den bewohnten Gegenden weggegangen sind, und sich in unsern Meeren nur hie und da sehen lassen. In der That findet man, daß diese schaarweise ziehenden Truppen, diese alten Proteusheere, die uns die Alten so oft abgemahlt, und die sie im mittelländischen Meer gesehen haben müssen, weil sie das Weltmeer wenig kannten, nahe an unsern Küsten beynahe verschwunden sind und nur zerstreut gefunden werden, weil keine wüste Gegend mehr da ist, die ihnen die Ruhe und Sicherheit geben könnte, die ihre großen Gesellschaften nöthig haben; Sie haben sich aufgemacht, um an einem andern Ort diese Freyheit, die zur gesellschaftlichen Vereinigung so nothwendig ist, zu suchen, und sie haben sie nur in den weniger besuchten Meeren, und unter den kalten Zonen der beyden Pole gefunden.

er an zu weinen, und je mehr man ihn schlug, desto wilder war er. Histoire du Kamtschatka. T. I. p. 275. (teutsch p. 142.)

Der Mönchsrobbe. 1. M. 2. W.

Tab. 16. 17.

S. 197.

1

2

Büff. Thiere. XVI. Th.

1. Berl. Beschäft. d. N. fr. IV. T. XII.
2. ——— XIII.

Der Mönchsrobbe. [1])

Berl. Beschäft. d. N. Fr. *IV. tom.* 12. 13.

Der Herr Professor Herrmann hat uns eine gute Beschreibung eines Robben geliefert, welcher zwar in vielen Städten gezeiget, aber doch noch nicht hinlänglich bekannt war. Ich will des Raums halber nur einige Merkwürdigkeiten aus dieser Beschreibung ausheben, obgleich sie vorzüglich ganz verglichen zu werden verdient. Herr Herrmann setzt die Gattungskennzeichen der Robben voraus, und ihm dient die gemeine oder Kalbsrobbe zur Vergleichung. Die Mönchsrobbe ist größer als jene jemals wird, hat feinere in die Höhe stehende Haare, einige ganz schwarze Flecken ausgenommen, und in der Gestalt des Kopfs und Halses was das äußere Ansehen betrift, insonderheit verschieden. Die Scheitel ist sehr flach, die Stirne

1) Die Mönchsrobbe. Beschäftig. d. Gesellschaft naturf Freunde in Berl. *IV.* B. Berl. 1779. S. 460. Taf. *XII.* u. *XIII.* Zimmerman. *II. p.* 421. 379.

Phoca (Monachus) capite inauriculato dentibus inciſoribus vtriusque maxillae quatuor palmis indiviſis plantis exunguibus. *Linne Syſt. Nat. a Gmel. XIII. I. p.* 64. *n.* 5.

wenig erhaben, der Kopf in Verhältniß des Ganzen klein, im Umfange kleiner als der ausgestreckte oder eingezogne Hals. Der Hinterkopf ist nicht sehr gewölbt und bildet eine stumpfe Ecke, oder macht mit dem sich flach herabsenkenden Nacken beynahe einen rechten Winkel. Nur in Ansehung der weiten Nasenlöcher mochte der Kopf einige Aehnlichkeit mit dem Kalbskopfe haben, ehe mit dem Kopfe der Fischotter. Der Oberkiefer ist wohl viermal dicker als der untere, den man kaum bemerkt, wenn das Thier nicht den Rachen öffnet, oder sich sehr aufrichtet, daß man es wohl von der Seite betrachten kann. Die Lippe ist zwar sehr dick, aber nicht so kugelicht wie an der Kalbsrobbe in der Daubentonschen Figur. Der Unterkiefer ist auch sehr kurz, bis zur Falte der Kehle kaum vier Zoll, von wo an der Hals fast gerad herab geht. Die Nase ist flach, gedruckt, kurz und breit, oder eigentlich gar keine besondere Nase da, wie in der Büffonschen und Ansonschen Figur. Das äußerste Ende davon ist etwas ausgekerbt. Die Nasenlöcher liegen in der obern Fläche der Schnauze, und das Thier zieht sie im Wasser zusammen, und verschließt sie ganz genau, so daß von außen nur zwo lange schmale Rinnen übrig bleiben, die etwas mondförmig gekrümmt, so gegen einander stehen, daß der Bauch der Krümmung sich der entgegengesetzten mehr nähert als das hintere Horn des halben Monds, noch mehr aber nähern sich die beyden vordern Enden. Wenn die Robbe Athem holt, so öffnen sich die Nasenlöcher, bekommen dann eine eyförmige Gestalt, daß man tief hinein sehen kann, wie in einen Trichter, denn von innen verengern sie sich. Dieses Oeff-

nen

nen der Nasenlöcher fällt vorzüglich auf. Zugleich dehnt sich auch eine länglichte schmale, nicht tiefe Furche in dem Zwischenraum der Nasenlöcher etwas mehr aus. Das Oeffnen der Nasenlöcher geschiehet öfters mit einem Ausathmen, Schnauben und Niesen, wo zugleich meistentheils ein weißer schaumigter Rotz herumgespritzt wird. Beynahe hat es das Ansehen, als ob es den Zuschauern zum Possen geschähe, immer aber erschrickt man etwas darüber, wann man es nicht gewohnt ist.[2]) Die Augen sind verhältnißmäßig groß und lebhaft, etwas länglicht, und liegen schief gegeneinander. Der Regenbogen im Auge ist groß und braungelber Farbe, und von dem Weißen im Auge sieht man nicht viel. Die Pupille stellt ein umgekehrtes gleichschenklichtes Dreyeck vor, dessen Grundlinie etwan eine Linie, und die Schenkel drey Linien betragen mögen. Die Augen gehen mit der Fläche des Angesichts in einem fort, ohne hervor oder vertieft zu liegen. Augenwimpern sind an den Augenliedern nicht zu sehen. Wenn die Augen ganz geöffnet waren, nahm man keinen merklichen Unterschied zwischen dem innern und äußern Augenwinkel wahr, wenn sie sich aber zur Hälfte schließen, so bildet die von den Augenliedern fortgesetzte Haut, die sich in drey Falten zusammen zieht, in dem innern Augenwinkel eine Vertiefung. Eine eigentliche Blinzhaut wurd nicht bemerkt, wohl aber eine andere aus dem äußern Augenwinkel

2) Ich erinnere mich, solches auch vor zwanzig Jahren an einer Kalbsrobbe im botanischen Garten zu Greifswald beobachtet zu haben.

O.

nicht hoch herauf steigende etwas dicke und runzeligte Haut, welche mit Blut unterlaufen war, die der Besitzer für eine Entzündung angab; der Wärter aber sagte, sie wäre immer so.

Die Ohren stehen eben so weit von den Augen nach hinten zu entfernt, als die Nasenlöcher nach vorn, von den Augen abstehen. Sie zeigen sich nur durch eine kleine Erbsen große Oeffnung, deren Größe sich nicht merklich zu verändern schien. Man sieht sie deutlicher wenn das Thier trocken, als wenn es naß ist. In der Daubentonschen Figur (der Kalbsrobbe) ist diese Ohrenöffnung viel größer, und sitzt nur halb so weit von den Augen weg. An der kleinen schwarzen Robbe desselben sitzet sie gar viel tiefer unten. Ueber den innern Augenwinkel stehen zwo Borsten, die etwa zween Zolle lang seyn können, nebst zwo andern kleinen. Die Bartborsten stehen in fünf Reihen, in deren obersten und untersten sie kleiner und in geringer Anzahl sind. Der beträchlichern zählte man ohngefähr in allen zwey und zwanzig. Die mittleren insonderheit sind sehr stark, steif wie die vom Tiger, sechs bis sieben Zoll lang, also verhältnißmäßig nicht so groß als an der Kalbsrobbe des Daubenton; meistens sind sie schön weiß, einige auch schwärzlicht, glatt und nicht wellenförmig.

Die Oefnung des Rachens ist nicht sehr groß, und der Mund spaltet sich nicht weiter, als bis unter dem vordern Augenwinkel. In der obern Kinnlade finde ich nicht mehr als vier **Schneidezähne**,[3] die

3) Man sehe die zwote Robbe mit weißem Bauche bey An=

die klein und von einander abstehend sind. In der untern sind ihrer auch viere, davon die zwey innern kleiner und weiter nach hinten zu eingesenkt sind, als die äußern, so daß sie nicht gerade in einer Linie stehen.[4]) Auf jeder Seite, in jeder Kinnlade, steht ein ziemlich starker Eck- oder Hundszahn, der zwar nur ungefähr von der Länge eines Zolls ist, und also verhältnißmäßig nicht so groß, wie bey vielen andern Raubthieren. Bey geschlossenen Rachen legen sich, wie gewöhnlich, die untern Eckzähne in den zwischen den obern Schneide- und Seitenzähnen befindlichen Raum. Die Backenzähne sind zackigt, fünf oben und fünf unten, die vordern kleiner als die hintern. Sie sind nicht von einer schönen weißen, sondern von schmutziger Farbe. Der Rachen ist ganz glatt und ohne Runzeln. Die **Zunge** wird nach vorne hin schnell durch einen kleinen Absatz schmäler und nicht viel breiter als ein Zoll. Die Spitze ist etwas eingekerbt. Sie sieht vollkommen so aus, wie sie in Herrn d'Aubentons Figur (der Kalbsrobbe) vorgestellt ist. Sie ist glatt und ohne scharfe Warzen, wie mir der Wärter sagte, und wie sie mir auch anzusehen schien, denn das Befühlen durfte ich nicht selbst wagen, wie es wohl ein Herzhafterer

Anmerk. 2, woselbst auch vier obere Schneidezähne angegeben sind.

G.

4) Bey der Kalbsrobbe der Ostsee finde ich die vier untern Vorderzähne in einer graden Reihe, und oben sechs Vorderzähne, von welchen der äusserste viel größer, als die vier mittlern, ist.

G.

hätte thun können. Auf die Frage ob das Thier die Zunge auch zu Zeiten herausstreckte, antwortete mir der Wärter, daß er zu Zeiten, wann es nach einem Fisch begierig sey, solche Bewegung machte, wobey er seine Zunge sehr wenig herausstreckte und hohl zusammen legte.

Der **Hals** ist dick, und wie gesagt, dicker als der Kopf, und wann es ihn auch noch so sehr ausstreckt, so wird er doch nie um vieles länger, da hingegen die gemeine Kalbsrobbe durch ihr schnelles Ausstrecken ihres eingezogenen Halses jedem, der es nicht gewohnt ist, einiges Schrecken verursacht.

Der **Rücken** geht flach fort, und erhebt sich nur etwas in der Gegend der Schultern, von da der Körper sich allmählich gegen den Schwanz zuspitzt. Der Körper ist wie an dem ganzen Geschlecht durchaus eben, zugerundet, gedrungen, ausgestopft und glatt; kein Wirbelbein des Rückens, keine Ribbe läßt sich unterscheiden, auch das Schulterblatt nicht. Einige Falten sieht man nur wenn es sich krümmt, aber vielleicht zu anderer Zeit auch weniger als jetzt, da es wie man sagte, magerer geworden war. Das **Haar** ist sehr kurz, vier Linien lang, und liegt rückwärts ganz glatt an dem Leibe an, so lange das Thier im Wasser ist, und im Strich nach vorne hin, fühlt man es nicht. Man muß mit Fleiß mit den Nägeln die Haare aufkratzen, und zu ergreifen suchen, sonsten würde man sie nicht bemerken. Ist aber das Thier trocken, so stehen sie gerad in die Höhe, doch

doch so, daß sie einen sanften Strich nach hinten zu haben, nach vorne hin aber etwas wiederstehen. Sie sehen alsdann wie ein schwarzer Plüsch, und wann das Thier noch nicht gänzlich trocken ist, so daß an einigen Stellen die trocknen Haare sich aufgerichtet haben, an andern aber die nassen Haare noch darnieder liegen, und mehreren Glanz haben, so hat die Haut ein Ansehen wie ein gewässerter Zeug. Unter dem Halse sind die Haare steifer und rauher, welches dem Thiere wohl zu statten kommen scheint, wenn es sich an Felsen hinan windet. Auch scheinen ihm die an dem hintern Rand der flachgedruckten Vorderfüße stehende etwas längere, ungefähr acht Linien lange, braune Haare dazu behülflich zu seyn. Das Vergrößerungsglas zeigte die Haare ganz einfach, nicht wellenförmig, noch von einer besondern Bildung.

Die **Hauptfarbe** des Thiers ist zwar die schwarze, es hat aber doch verschiedene Flecken. Insonderheit ist an dem Bauch in der Gegend des Nabels ein großer schmutzig weißer Fleck, der beynahe die grauglänzende Farbe des gemeinen Seekalbs hat; er mag etwan zwey Schuh in der Länge und anderthalb Schuh in der Breite haben; im Ganzen genommen ist er viereckigt, doch so, daß seine Seiten verschiedentlich ausgezackt und eingekerbt sind. Er scheint nicht regelmäßig zu seyn, denn er endigte sich an der rechten Seite durch eine eingebogne, und an der linken durch eine ausgebogne Linie; wenn die Robbe ganz dicht auf dem Bauche aufliegt, sieht man gar nichts davon, oder kaum die äußerste Seitenspitze, und daß in demselben

selben einige schwärzlichte Flecken zerstreuet sind.[5]) Eine Menge von kleinen rundlichten und ins Graue schießenden Flecken sind auf der Scheitel des Kopfs zu finden. Die Kehle und der vordere Theil des Halses sind noch scheckigter und die Flecken fallen daselbst ins gelblichte. Auf dem Rücken kreutzen sich eine Menge von weißlichten Striemen, die das Ansehen haben, als wenn Schläge von einer Spießgerte die Haare daselbst in Unordnung gebracht hätten. Die hintern Füße sind an einigen Stellen gegen das Ende glatt, an anderen stehet ein kurzes, rauhes, steifes, meistens graues Haar nach hinten zu, und liegt immer an, auch wann das Thier ganz trocken ist. Die zween äußern Finger waren mehr gefleckt als die drey innern.

Vom Schulterblatt ist nichts zu sehen. Der Arm ist kurz, unter der Haut verborgen, und zeigt sich durch eine leichte Schwellung nur in gewissen Stellungen; an der vordern Seite ist er viel weiter nach oben als an der hintern Seite zu bemerken. Der Vorderarm nebst dem Handgelenk und den Fingern ist ebenfalls sehr kurz, flach gedruckt, und mit einer gemeinschaftlichen Haut umgeben. Die Gelenke bekommt man nur alsdann in etwas zu sehen, wenn man diese Vorderpfoten mit Fleiß bieget, oder das Thier sich auf dasselbige stemmt. Die Finger unterscheidet man nicht anders, als durch die Nägel, und durch kaum merkliche Vertiefun-

5) Dieser Bauchflecken hat vielleicht den Herrn Zimmerman mit bewogen, des Büffons weißbauchigen Robben zu dieser Mönchsrobbe zu rechnen.

O.

tiefungen in der Haut, welche in der innern Handfläche deutlicher zu bemerken sind, als auf dem Rücken der Hand, und das zeigen die Gelenke derselben auch bey dem Biegen. Zwischen dem vierten und fünften Finger ist eine deutlichere Rinne, die etwan anderthalb Zoll lang und so viele Linien breit seyn mag. Wenn man sich jeden der Finger der Breite nach in drey Theile getheilt denkt, so sitzt ungefähr an dem ersten Drittheil der Nagel, der schwarz von Farbe, nicht mehr als etwan zwey Linien breit, ein Zoll lang, nicht stark gekrümmt ist, und nicht viel über das Ende des Fußes hervorragt. Diese Nägel sind an ihrer innern Fläche gefurcht, nicht spitzig, und an einigen war auch die vordere Hälfte abgebrochen. Die beyden letztern stehen etwas näher beysammen, als die übrigen. Die d'Aubentonsche Abbildung der gemeinen Kalbsrobbe, kommt in Ansehung der Nägel und Vorderfüße unserer Art am nächsten. Sie gehören zu derjenigen Struktur, die Parsons an seiner langhalsigten Robbe palmas latas non digitatas nennt, dergleichen auch die Bärenrobbe hat. Die Albinische Figur hat die Finger gar viel runder, deutlicher von einander unterschieden, und mit gar viel größern Nägel versehen als unser Thier. Die Ansonsche scheint ohnehin schlecht gemacht zu seyn, und dicke Finger an allzulang gegliederte Vorderfüße zu setzen. Pernetti hat sie nicht übel mit einer Hand verglichen, über welche ein Handschuh ohne Finger gezogen ist. Nur ist der Umstand verschieden, daß der vordere Rand sehr dünne wird. In seiner Abbildung des Weibchens der gehaubten Robbe, die aus der Ansonschen Reisebeschreibung mit einigen Verbesserungen genommen

men zu seyn scheint, wären diese Vorderfüße nicht übel vorgestellt, wann nur die Nägel angezeigt wären. Immer stellen sie die Füße unserer Robbe gar viel besser vor, als beynahe alle andere Abbildungen. Der vordere Rand, an dem die fünf Nägel der Länge nach sitzen, ist, wie schon gesagt, ziemlich scharf und gleichsam schneidend, und gehet ungetheilt in einer geraden Linie fort.

Diese Füße legt das Thier, wenn es ruht, nach hinten zu, hart an den Leib an; wenn es sich aber fortschleppt, so stehet der Vorderarm beynahe senkrecht, und die Hand gerade von dem Körper ab, in einer auf ihm senkrecht stehenden Linie. Der Winkel des Gelenks wird alsdann deutlich, wie an einer Hand, auf deren innern Fläche man sich stemmt, denn in diesem Gebrauch der vorderen Pfoten besteht der Hauptvortheil, dessen das Thier sich bedient, indem es sich auf dem Trocknen fortbewegt, daß es sich auf dieselbe stützt, und alsdann den Körper so viel es kann nach sich zieht. Verschiedenemale habe ich auch gesehen, daß es sich in einer völlig entgegengesetzten Beugung auf den Rücken der Hand stemmte, bald nur auf der einen Seite, bald auf beyden, wovon man sich an der in einigen Stücken verbesserten Pernettischen Figur des Ansonschen Seebären-Weibchens Tab. VIII. F. I. eine Vorstellung machen kann. Es kann die Vorderpfote auch nach vorne bringen, und einmal sahe ich, wie es damit über die Nase fuhr, und sich rieb und putzte. Steller sagt in Nov. Comm. Petrop. T. II. p. 337. daß es die Bärenrobbe mit den hintern Füßen thue, und so auch die

die Löwenrobbe p. 365. welches zu thun keine leichte Sache für unsere Art seyn sollte.

Der Hinterleib wird, wie bey alten Robbenarten schmäler, und verliert sich in die hintern Füße, ohne eine Hüfte oder Schenkel zu zeigen. Nur in einigen Stellungen und Wendungen des Thiers, kann man unter der Haut etwas von dem Schenkelgelenk bemerken. Wenn die Abbildung der Stellerschen Bärenrobbe, wie ich doch kaum glaube, gut und getreu gemacht ist, so hat dieselbige in Ansehung ihrer Schenkel etwas vor andern Robben zum voraus, auch nimmt die Art, die ich beschreibe, niemals die sitzende Stellung an, in welchen jene abgebildet ist, und kann sie auch nicht annehmen. Eben so wenig habe ich sie jemals den Hinterleib so stark nach oben zu krümmen sehen, wie in der Ansonschen Figur; sondern sie hält ihn immer gerade ausgestreckt, und schleppt ihn nach. Doch kann sie den Hinterleib etwas in die Höhe heben, wenn sie mit dem vordern Theil tief liegt, und auch wohl wenn sie ihn aufgerichtet hat. Insonderheit krümmt sie den Leib stark in die Höhe, wenn ihr jemand, es mag seyn wer es wolle, ihr Wärter oder jemand anders, mit einer Spießgerte der Länge nach auf dem Rücken schlägt, welches sie gern leiden zu mögen scheint. Und dieses so wohl innerhalb, als außerhalb des Wassers. Die Hinterfüße aber habe ich sie niemals so unter den Leib schlagen sehen, wie in der Pernettischen Figur des Ansonschen Seelöw-Weibchens angedeutet ist.

Es sind die hintern Füße gar viel größer und breiter als die vordern, und von ganz anderer Bildung. Albin sagt in gewissem Betracht nicht uneben, daß es läßt, als wenn zwey Hände aus dem Leib herauskämen, und nach hinten zu ständen. Nur muß man sich keine ordentlichen Hände denken, welches vielleicht nach Albins Art eher anging, da die Hinterfüße gar viel kleiner zu seyn scheinen, als bey der meinigen. Was mich aber insonderheit wundert, ist, daß weder ein Zergliederer wie Albin war, noch Herr d'Aubenton den motum pronatorium und supinatorium angemerkt haben, der an diesen Füßen so deutlich in die Augen fällt. Wenn man nemlich die Vergleichung mit einer Hand beybehalten will; so liegen diese beyden Füße im Stande der Ruhe, so wie eine Hand auf ihrer innern Fläche aufliegt, als an welcher ebenfalls der situs pronus der natürlichere ist. Und so kreuzen sich die beyden Füße, indem sich der rechte zur Hälfte über den linken schlägt. Will man sie ausdehnen, und ihnen die Gestalt eines breiten Fisch-Schwanzes geben, so geht es in dieser lage nicht wohl an, sondern man muß einen Fuß nach dem andern zurücke und nach aussen zu schlagen, oder ihn in den situm supinum legen, aus welchem sie aber bald, weil diese lage gezwungen ist, gleichsam von selbst sich wieder herum und nach innen zu schlagen. Weil nun die nemliche Seite bald nach oben, bald nach unten zu kann zu liegen kommen; so will ich, um deutlich zu seyn, mich lieber der Namen der äussern und der innern Seite bedienen, welche Benennung ihnen nur in dem Fall zukommen kann, wenn sie in einer senkrechten Richtung sind; und alsdann wird derjenige Finger der oberste

seyn

seyn, der im situ prono der innere, und im situ supino der äussere ist. Dieser obere Finger ist also etwas dicker und breiter als der untere, beyde aber sind sehr flach gedrückt und gar viel breiter als die drey übrigen, die, wie Finger sonst gewöhnlich zu seyn pflegen, rund sind, und unter welchen der mittelste der allerdünnste ist. Nun sind diese Finger durch eine, wiewohl ziemlich dicke, doch sehr biegsame Haut, so untereinander verbunden, daß sie sich sehr weit von einander entfernen und ausdehnen lassen. Wenn sie sich aber zusammenfalten, so haben sie auch das Besondere, was ich sonst nirgends bemerkt finde, daß man zwar an der äussern Seite fünf, an der innern aber nur vier Finger zählt, folglich an jener vier Zwischenräume oder Rinnen, an dieser aber nur drey sind. Das kommt daher, daß die Finger nicht alle in einer Fläche, sondern der zweyte und vierte beynahe an einander liegen, und auf der innern Seite durch die mittelste der drey daselbst befindlichen Furchen getrennt werden, auf der äussern Seite aber der mittelste Finger, der der dünnste ist, auf dem Zwischenraum des zweyten und dritten Fingers ausserhalb der Fläche, in welcher die übrigen Finger liegen, aufliegt, wie aus dem Durchschnitt Fig. 6. zu ersehen ist. Da übrigens auch die drey innern Finger kürzer sind, so giebt dieses dem hintern Rand des Fußes eine halb Mondförmige Gestalt. Die Haut ist auch an diesem nemlichen hintern Rand, in einige Läppchen unregelmäßig zerfetzt, welches wohl zufällig seyn, und davon herkommen mag, daß bey starken Bewegungen das Thier diese Haut an den scharfen Felsenspitzen schlitzet. Doch sind

sind sie bey weitem nicht so tief, so unordentlich und vielfältig gespalten und zerlappt, wie in der Ansonschen und Pernettyschen Figur; auch sind beyde Hinterfüße deutlich von einander getrennt, und fließen nicht, wie in den beyden eben gemeldeten Abbildungen, in einander. Noch fällt es mir jetzund ein, da ich andre Beschreibungen und Figuren genauer vergleiche, daß der erste und letzte Finger bey ihrer Dicke, auch einen sehr breiten und abgerundeten Rand und Spitzen hatten, und nicht mit der verbindenden Haut umgeben, sondern nur an ihrer innern Seite damit verbunden und sonsten ganz stumpf waren. Pernetty hingegen vergleicht die Hinterfüße der gehaubten Robbe ausdrücklich mit den Füßen der Taucher (pedes lobati Colymborum), und sagt S. 39, daß die Haut weit über jeden Finger hinausgehet, welches also nicht vom Aufschlitzen kommen kann, sondern der Bildung dieser Füße eigen seyn muß. Von Nägeln, dergleichen die d'Aubentonschen, die Schreberschen (an der Phoca hilpida), die Albinschen und die Parsonschen Figuren ausdrücken, und deren auch Pernetty l. p. 39. an der gehaubten Robbe ausdrücklich Meldung thut, an der gehaubten Figur aber nur einen vorstellt, ist nichts zu sehen; nur findet sich in der Mitte der Finger an der äußern Fläche, eine kurze Rinne, an deren Ende nach vorne zu ein abgerundeter kleiner Knorpel, gleich einer Spur oder einem Anfang eines Nagels sitzt, denn für ein Ueberbleibsel kann ich es nicht halten, da ich mir nicht vorstellen kann, daß alle Nägel sollten verloren gegangen seyn. Es ist auch dieser Knorpel so mit dem übrigen verwachsen, daß man ihn nicht leicht bemerkt. Auch habe

ich ihn nicht an allen Fingern gesehen. Die Hinterfüße, wenn sie mit Fleiß ausgedehnt werden, sind an dem hintern Rand mehr denn noch halb so breit, als wenn sie zusammengefaltet sind. In diesem letzten Zustande sind die Finger nur durch eine schmale Rinne, die etwa zwey Linien breit seyn kann, von einander abgeschieden, und die Haut, welche sie verbindet, liegt in Falten gewickelt an der innern Seite verborgen. Die zwo Furchen, welche auf der äußern Seite den mittelsten Finger von dem zweyten und vierten absondern, steigen über einen halben Zoll lang weiter hinauf, als die beyden äussersten Rinnen. Ungeachtet man, wie ich gesagt habe, die beyden hintern Füße so herumschlagen und auf die Rückseite legen kann, daß sie dadurch, beyde zusammen genommen, einen breiten Fischschwanz, wie ohngefehr bey den Wallfischartigen Thieren, vorstellen; so scheint doch unsere Robbe, wenn sie schwimmt, dieselben nicht in dieser wasserpassenden Richtung zu tragen, sondern mehr aufrecht oder schief, so daß sie an dem untern Rand an einander stoßen. Wenigstens ist dieses ungefehr die Lage derselben, wenn das Thier sich in seinem Behalter, wo das Wasser nicht leicht über anderthalb Schuh hoch steht, herumbewegt, da es freylich nicht mit aller Freyheit und Leichtigkeit schwimmen kann, sondern zum Theil noch kriecht, und mit seinen vordern Pfoten sich fortschleppt.

An der innern Fläche des hintern Fußes gehen zwey erhabene Falten oder Wülste schief gegen die Mitte dieser Fläche, wo sie sich auskeilen, oder nach und nach in eine Spitze zugehen; der

eine dieser Wülste geht von dem Rand des Fußes schief herab, bis etwas über die Basis der äussersten Falte hinaus; die andere ist gegen diese convergirend, und erstreckt sich bis gegen den mittlern Zwischenraum der Falten. Zwischen den Füßen zeigt sich der kurze, keinen halben Schuh lange, aber ziemlich breite, unbewegliche, stumpfe Schwanz, an dessen Basis zwey Falten auf jeder Seite schief nach hinten zu und auswärts gehen. Er ist nicht so deutlich und stark von den Füßen abgesondert, wie in Albins Figur. Von unten her ist gerade am Grund desselben der After. Von diesem ist in einer Entfernung von sechszehntehalb Zoll nach vorne hin, eine andre runde Oefnung, welche auch Parsons (Philos. Transact. Vol. XLVIII. p. 110.) bemerkt hat, aus welcher die männliche Ruthe hervortritt. Der Wärter sagte mir, daß man sie zu Zeiten eine Spanne lang hervorkommen sehe, welches mir aber, ungeachtet meines fleißigen Besuchs bey dem Thiere, zu allen Stunden des Tages, da ich sehr gern die Gestalt der Eichel gesehen hätte, doch nie zu sehen gelingen wollte. Nur konnte ich die Ruthe unter der Haut, der Länge des Bauchs nach fühlen, und mich dünkt, daß ich die Härte eines Knochens gefühlt habe. Nach dem Bericht des Wärters soll man sie zwey Spannen lang fühlen können, mithin nähme sie gleich am After ihren Anfang. Hoden und Hodenbeutel zeigen sich von aussen nicht, man kann sie aber doch nach Aussage des Wärters unter der Haut fühlen; und einmal glaube ich sie selbst gefühlt zu haben. Es war nicht leicht möglich, die Theile des Bauchs mit Genauigkeit zu messen und lange zu betasten, weil man sich nur den kurzen

Augen-

Augenblick zu Nutze machen konnte, da das Thier sich herumwälzte.

Etwas mehr vorwärts von der Ruthe weg, finden sich zwey Brustwarzen, in der Größe einer Haselnuß, die von einander sieben Zoll, eine jede aber von der gemeldeten Oefnung, aus der die Ruthe heraustritt, fünf Zoll weit abstehen. Etwas weiter hinaufwärts findet sich der Nabel. Noch mehr vorwärts sollen sich zwey Vertiefungen finden, die der Wärter auch für Brustwarzen hält, deren Gegenwart ich theils aus schon gemeldeter Ursache, theils wegen der vielen Narben des Thiers, nicht mit Gewißheit versichern kann. Wenn sie würklich vorhanden sind, so stehen sie ohngefehr mit den zwey hintern Warzen in einem Viereck, und der Nabel mitten inne. Nabel und Oefnung der Ruthe aber stehen in einer gleichen Entfernung von den zwey Warzen, jener nach vorne, diese nach hinten. Unter den Narben, wovon ich eben geredet habe, waren verschiedene sehr große, und unter andern trug das Thier noch eine Kugel in dem Kopf oberhalb des rechten Auges, die man deutlich fühlen konnte. Die Wunden soll es nicht, da es gefangen wurde, sondern lange zuvor, da verschiedentlich nach ihm geschossen worden ist, empfangen haben. Diese Robbe ließ man allhier im Monat October und November des Jahrs 1778 in einem hölzernen viereckigten Behälter sehen, den man gegen zehn oder eilf Uhr, einen bis anderthalb Schuh hoch mit Wasser anfüllte, und eine gute Schaale voll Salz darin zergehen ließ. Des Nachts ließ man das Wasser ablaufen, und legte Schilfmatten in den Behälter, auf wel-

chen das Thier auf der Seite liegend schlief. Sein Schlaf war sehr leise, und der geringste Pfiff seines Wärters, oder eine Fliege, die sich auf dasselbe setzte, war im Stande es aufzuwecken. Es schlief ohngefehr fünf Stunden lang in einem fort, und schnarchte sehr stark. Beym Erwachen gähnte es. Alles dieses, was ich von seinem Schlaf sage, berichte ich nur auf die Antwort hin, die mir der Wärter auf meine Frage gegeben hat.

Man nährte es bloß allein mit Fischen, deren es des Tages bis vierzehn Pfund verzehren sollte, welches mir nicht zu viel zu seyn dünkt. Man sagte zwar den Zuschauern, daß es nur Aale, Forellen und andre gute Fische fräße, um einen desto höhern Begriff von der Kostbarkeit des Thiers zu geben. Es bekam auch wirklich des Tags über, wenn es die Zuschauer besonders bezahlten, einige Aale, oder lebendige Karpfen von mittelmäßiger Größe, aber des Morgens gab man ihm auch, wie ich gesehen habe, Weißfische und zwar meistens todte, die er sich, und auch wohl ganz kleine und nur vier Zoll lange, wohl schmecken ließ. Es nahm sie entweder aus den Händen seines Wärters, oder der Zuschauer, oder aus einem Zuber mit Wasser, oder fieng sie sehr behende aus dem Wasser seines Behälters. Es haschte sie immer beym Kopf, drückte und schüttelte sie einigemal im Wasser hin und her, und verschluckte sie dann auf einmal. Sehr oft fand man die Galle und die Eingeweide im Wasser, die der Wärter alsdann nicht ermangelte herauszuholen und vorzuweisen, um von seinem Thiere anzurühmen, daß es die Galle nicht mitfresse. Es dünkt mich aber, daß die-

dieselbe mit dem Eingeweide bloß herausgedrückt wird, indem durch das Quetschen zwischen den Zähnen, der Bauch, als der am wenigsten widerstehende Theil aufspringt. Denn mehreremale habe ich gesehen, daß der Fisch ganz ist verschlungen worden.

Ausser dem Wasser kann es nicht fressen, daher man es auch anfänglich, ehe man ihm die Fische in einem mit Wasser angefüllten Zuber darzubieten lernte, weil man es immer trocken in einem dazu eingerichteten Wagen führte, oft viele Tage fasten ließ. Wenn ich den Leuten glauben darf, die es zeigten, so hat es auch schon aus Mangel der Fische, einmal fünf Tage, und einmal acht Tage nichts zu fressen bekommen, und es soll im Anfang, da es gefangen worden, aus Verdruß gar vierzehn Tage lang nichts zu sich genommen haben. Es ist sonst unbekannt, daß die Raubthiere lange fasten können, aber doch soll es den Robben in ihrer Freyheit an Speisen nie fehlen. Fleisch gab man ihm nicht, weil ein ähnliches Thier, dessen Besitzer an ihm sparen wollte, von dem Genuß des Fleisches, zu Montpellier, wie mir der Wärter erzählte, gestorben ist. Herr von Büffon sagt, nach dem die meisten von den Robben geschrieben haben, und auch noch neuerlich Pernetty, daß die Robben auch Kräuter fressen; und Bellon erzählt, daß sie auch wohl gar in Obstgärten und Weinbergen an den Früchten Schaden thun sollen, welches kaum zu glauben ist, da wenigstens unsere ausser dem Wasser nicht fressen kann; woher es aber der Wärter haben mag, daß diese in ihrer Freyheit auch ein Seegewächs fressen, welches Blätter haben soll

wie Nelken, und das er mir auf Italienisch Garofalo nannte (vermuthlich wird es eine Art von Tang, Fucus seyn), kann ich nicht sagen. So viel habe ich gesehen, daß es Lattich und Endivien, die man ihm vorgeworfen hatte, nicht berührte, sondern auf dem Wasser schwimmen ließ.

Es säuft diese Robbe, nach dem Berichte des Wärters, nicht anders, als daß sie zugleich mit dem Fisch, den sie verschlingt, eine kleine Menge Wassers verschlucken muß. Es soll das Thier auf der Reise funfzig Pfund am Gewicht verloren haben, da es sonst, wie in dem ausgegebenen Zettel gesagt wurde, neun Centner deutsches Gewicht soll gewogen haben. Das ist nun auch so ziemlich unbestimmt, da auch in Deutschland das Gewicht so verschieden ist. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wo es gewogen worden ist, aber nach dem Ansehen zu schließen, möchten 900 Venetianische Pfunde, das ist beyläufig 540 nach dem Medicinal-Gewicht, wohl genug seyn. Seitdem es gefangen worden, das ist in Jahresfrist, soll es um einen Schuh gewachsen seyn. So oft ich, da es im Trocknen war, seinen Unrath von ihm gehen sahe, so war er flüßig, braungelblich, wenig auf einmal, und mir kam er nicht übelriechend vor. Der Wärter sagte, daß er wohl auch zuweilen dicker und dem menschlichen ähnlich sey. Der Harn, den er häufig ließ, schien mir einen stärkern Geruch zu haben. Sonst habe ich nicht bemerkt, daß das Thier stinkt. Auch wurde es sehr reinlich gehalten.

Seine Stimme ist kurz, und wie die Stimme eines heisern Hundes, die ungefähr auch wa, wa heraus kommt: hintennach zu Zeiten etwas heulend, doch gar nicht stark. Einmal gab es unter dem Wasser als es eben einen Fisch gefressen, einen kollernden Ton von sich, und es stiegen Blasen aus dem Wasser heraus. Der Mann sagte, daß ihm der Fisch überqueer in den Hals gekommen wäre. Niemand konnte ihm seine Stimme ablocken, als sein Wärter, und nach seiner Meinung konnte das Thier reden, und wiederholte die Wörter Papa, Mama, die er ihm vorsagte; oder er gab seine Stimme für ein Ja aus, wenn er es frug, ob es Hunger, oder ob ihm der Fisch geschmeckt hätte. Sonst war es seinem Wärter sehr ergeben, suchte ihn, und ging ihm nach, wo er sich nur von weiten in einer Ecke blicken ließ. Vielleicht trug sein rothes Kleid etwas dazu bey. Aber auch gegen einen andern grau gekleideten Wärter, der es zu Zeiten kommandirte, war es sehr gehorsam, und überhaupt sehr zahm, ließ sich von jedermann betasten und streicheln, und die meisten Ausmessungen konnte ich ohne viele Mühe mit einem Bindfaden oder einem Riemchen von Pergament machen, indem ich des Morgens in seinem trocknen Behälter, um selbiges herumspatzierte. Nur bey einigen Ausmessungen am Kopf war es zu Zeiten mürrisch, und fuhr mit einigem Grunzen auf. Andere male aber litte es ganz geduldig, daß ich von hinten her mit einem Riemchen von steifen Papier ihm zwischen beyde Augen fuhr, wobey es dieselben halb zuschloß, oder daß ich einen Faden von einem Theil des Kopfs zum andern spannte. Freylich mußte die Stimme

und die Hülfe des Wärters auch etwas dabey thun. Am wenigsten konnte es leiden, daß man ihm unten am Bauch, oder an den hintern Füßen, wo es nicht sehen konnte, was mit ihm vorging, etwas machte, und da nahm es bald eine andere Stellung an, oder machte wenigstens eine Bewegung. Auf Befehl des Wärters wälzte es sich herum, sowohl im Trocknen als im Wasser, und das auch zu wiederholten malen, reichte ihm auch wohl auf dem Rücken liegend, die eine und dann auch die andere Vorderpfote, nahm ihm mit seinem Rachen die Spießgerte aus dem Mund, ließ sich Haare ausraufen, den Rachen öfnen, und die Faust hineinlegen, wobey der Mann doch behutsam war, und sie eigentlich nur unter die dicke Oberlippe legte. Auch hatte er manche Narben von anfangs empfangenen Wunden an der Hand. Die Kälte soll, wie der Wärter sagt, ihm empfindlich seyn. Herr von Büffon leugnet es, und mich dünkt würklich, daß der viele Speck die Robben genug dagegen vertheidigen soll. Gern hätte ich dem Thier den Puls gefühlt, um seine Schnelle zu bemerken; ich konnte aber keine dazu dienliche Stelle ausfindig machen. Die Hunde kann es nicht leiden, sondern schreit und schnaubt nach ihnen, wenn man ihm welche vorhält, auch suchte es einmal einen Hund durch Zähnklappen zu entfernen. Das nämliche Klappen bemerkte ich ein anderes mal, welches wie mir der Wärter sagte, ein Zeichen war, daß es Hunger hatte. Seine gewöhnliche Art zu ruhen, war mit dem gerad ausgestreckten Kopf aufzuliegen, wann noch kein Wasser im Behälter war, oder nicht so viel daß es ihm bis über die Nasenlöcher ging. In dieser Lage,

in

in welcher es seine Augen in die Höhe richten muß, wenn es sehen will, was über ihm vorgehet, siehet es böser aus, als es würklich ist, insonderheit wenn es die Nasenlöcher öfnet. Wenn ich beydes, Züge und Betragen zusammennehmen darf, so glaube ich an ihm ein gutmüthiges Thier, von Ansehen nicht wild, doch auch nicht ausnehmend freundschaftlich zu finden, das in seiner gewöhnlichen Lage ohne Argwohn mit unbesorgten Blick auf das schauet, was um ihm herumgehet, und dessen Stand der Ruhe, worin ihm seine große Fettigkeit, und sein Unvermögen sich starke Bewegung zu geben, ein noch fauleres Ansehen gaben, mit derjenigen Stellung einen starken Contrast macht, worin es den Vorderleib aufrichtet, und ein schönes breites Bruststück, und auf selbigem einen nicht übel gemachten Kopf, mit lebhaften Augen darbietet. Diese Stellung nimmt es insonderheit an, wenn man ihm einen Fisch weiset, da es sich auf seinen Vorderpfoten stehend, so viel es kann, in die Höhe streckt, und die Augen nicht von dem Fisch abwendet. In dieser Lage kann man es gewiß ein schönes Thier nennen. Die Gelehrigkeit und Neugierde der Robben, ist schon von andern bemerkt worden. Von der erstern habe ich schon Beyspiele angeführt, welche zeigen, daß es auch dieser Gattung nicht daran fehlt, aber auch an der letztern mangelt es ihr nicht. Es mochte noch des Morgens trocken liegen, oder schon Wasser bekommen haben, so schleppte es sich des Tages mehrmal, indem es sich mit dem Hals und den Vorderpfoten half, über den Rand seines Behälters, und lag mit seinem Vorderleib heraus, legte seine Vorderfüße ganz breit ausgestreckt über das Seitenbrett,

begaffte

begaffte die Zuschauer, und ließ sich hinwieder ohne einige Furcht zu zeigen, besehen und betasten. In dieser Stellung sah es von hinten einem schwarzen Mönch nicht unähnlich, indem sein platter runder Kopf einen in eine Caputze gehüllten Menschenkopf, und seine Schultern mit den kurzen ausgestreckten Füßen zwey unter einem Scapulier hervorragende Ellenbogen vorstellen, von dem sich eine lange, ungefaltete schwarze Kutte herabsenkt. Auch versicherten mich etliche Personen, die eine Zeitlang sich zu Marseille aufgehalten, daß sie dergleichen Thiere daselbst gesehen, daß man zu Zeiten welche in den Madragues oder Thunnfisch-Netzen fange, und daß man ihnen den Namen Mönch (le moine) gebe. Auf mein Einwenden, daß sie vielleicht das Meerschwein, oder den Requin, oder eine andere Art von Hayen meynen könnten, antworteten sie, daß sie beyde wohl kannten, und daß sie dieses würkliche Thier außer jenen gesehen hätten. Ist dem würklich also, so wundert es mich destomehr, daß diese Art noch nicht genau beschrieben ist. Die von Bellon beschriebene kann es nicht wohl seyn, da weder der harte Schlaf, den er seiner Robbe zuschreibt, noch die Stimme mit gegenwärtiger übereinkommt. Seine übrige Beschreibung ist zu kurz und unvollständig, um etwas daraus schließen zu können. Rondelet hat unter dem Namen von Vitulus maris mediterranei gewiß weder die Phoca vitulina L. verstanden, indem er den Vitulus maris oceani ausdrücklich davon unterscheidet, noch Büffons Indische Robbe oder die Phoca pusilla Schreb. weil er sagt, daß keine Ohren da sind. Ob er gegenwärtig beschriebene gemeint habe, darüber bin ich zweifelhaft.

haft. Doch sollte ich es fast vermuthen. Er sagt zwar gar nichts von der Größe, und seine übrige Beschreibung ist auch ziemlich unvollständig. Aber es kommt doch mit unserer Art überein, wenn er seinem Seekalb einen nicht weit gespaltenen Rachen zuschreibt, wenn er die Farbe schwarz und grau, mit zu Zeiten eingemischten Flecken angiebt, und insonderheit wenn er S. 454 auf der vierten Linie von unten, ausdrücklich sagt, daß an den hintern Füßen keine Nägel vorhanden sind. Es kommen zwar auch einige Umstände beym Rondelet vor, die meiner Meinung nicht günstig zu seyn scheinen. Er läugnet erstlich wider den Aristoteles, daß die hintern Füße in fünf Finger getheilt wären, und daß sie hingegen gerade so seyn, wie in seiner Figur. Darin hat er nun offenbar unrecht. Seine Figur ist schlecht, und so wie er sie abbildet, sind die Hinterfüße an keiner Robbe gestaltet, und man darf nur die d'Aubentonsche Figur des Robben-Skelets betrachten, um dem Aristoteles recht zu geben. Uebrigens sind freylich die Hinterfüße an der Art, die Aristoteles beschreibt, in gewissen Stücken von der Rondeletschen, und von andern verschieden. Rondelet sagt ferner, wie Bellon, daß seine Robbe einen sehr harten Schlaf habe, allein vielleicht sagt er dieses nur nach Plinius, (sagt er doch auch zugleich mit Bellon, daß sie knorpelichte Knochen hat, welches gewiß nicht wahr ist), und vielleicht hatte es Plinius auch nur vom Hörensagen, und vielleicht von Fischern, die das laute Schnarchen, das sie aus unzugänglichen Höhlen und Klippen hörten, für ein untrügliches Zeichen eines harten Schlafs mögen gehalten haben; oder weil man geglaubt, daß, weil andre

Robben einen harten Schlaf haben, es von allen könne gesagt werden; man sehe die Anmerkung oben S. 482. Uebrigens habe ich schon erinnert, daß ich das, was ich von dem leisen Schlaf gesagt habe, nur auf die Versicherung des Wärters hin bemerkt habe, und es wäre auch nicht unmöglich, daß das Thier in seiner Freyheit, wenn es sich sicher glaubt, oder wenn es das Stürmen und Rauschen der Wellen im Schlafe zu hören gewohnt ist, einen stärkern Schlaf hätte, als in seiner Gefangenschaft, wo gewöhnlich alles um dasselbe herum stille ist, und es von einem geringern Geräusch erweckt werden kann; oder daß es während seiner Gefangenschaft nicht völlig gesund wäre, und einen unruhigern Schlaf hätte.

Daß an unserm Thier die Zähne nicht Schneeweiß sind, wie Rondelet sagt, thut nichts zur Sache; es ist vielleicht Alter, vielleicht Krankheit, vielleicht Mangel an Nahrung aus dem Pflanzenreich, Schuld an ihrer braungelben Farbe.

Was endlich den Namen anbelangt, mit dem das Thier zu Marseille belegt werden soll, da Rondelet hingegen von seinem sagt, daß man es daselbst den Seeochsen nennt, so hindert auch dieses nicht, beyde für einerley zu halten. Wir wissen aus Brünnichen, daß viele Namen der Fische, die Rondelet als solche, die zu Marseille gewöhnlich sind, angegeben hatte, gar nicht mehr daselbst im Gebrauch sind; und vielleicht ist der Name Mönch, nur bey gewissen Leuten gebräuchlich, oder vielleicht nur einmal im Scherz angebracht worden. Der von Rondelet ausgegebene Name des

See-

Seeochsen ist auch meiner Meinung mehr günstig, als zuwider, indem man darunter ein Thier von einer ansehnlichen Größe muß verstanden haben. Was Aldrovanden betrift, so ist bey ihm nichts, was zur eigentlichen Kenntniß der Robben gehört, zu finden, das er nicht aus andern geschrieben hätte, ungeachtet er selbst ein dergleichen wohl abgerichtetes Thier in Bologna gesehen hat. Wo er die Abbildung auf der rechten Seite der 44sten Tafel her habe, dieses weiß ich nicht, aber gewiß ist sie unter allen alten und vielen neuen Abbildungen die beste, und drückt insonderheit unsre Gattung aus. Es wäre zwar an den Vorderfüßen etwas auszusetzen, aber doch sind sie, der sieben Finger ungeachtet, viel natürlicher, als bey den meisten andern. Insonderheit sind die Beugungen des linken Hinterfußes gut ausgedrückt. Den rechten Fuß und den fehlenden Schwanz muß man so genau nicht nehmen. Alles zusammengenommen, so dünkt mich unsre Robbe die nemliche zu seyn, die Rondelet, vielleicht auch Bellon, und vermuthlich auch Plinius und Aristoteles (eher wenigstens als, wie Herr von Büffon glaubt, die Phoca pusilla) gemeint haben. Denn sie ist würklich ein Bewohner des mittelländischen Meers, und soll im Herbst des 77 Jahrs im Dalmatischen Meer, auf der Insel Osaro mit noch einer von der nemlichen Art seyn gefangen worden. Daß ihr Vaterland würklich wärmere Gegenden sind, erhellet theils aus dem, was oben gesagt worden, daß man sie zu Marseille kennt, theils aus der Beschaffenheit des Haars, welches, wie Herr von Büffon sagt, bey den mittäglichen Gattungen immer weicher und feiner ist, als an den nördlichen.

Das

Das Thier gehörte einer Gesellschaft von Venetianern, die es zur Schau herumführten, und auf ihrer Reise nach Paris, wo sie es dem König anzubieten gedenken, zu Ende Octobers und im Anfang des Novembers allhier in Straßburg sehen ließen. Sie sollen, ungeachtet ihrer vielen Unkosten, doch schon in Jahresfrist über zehntausend Livres damit gewonnen haben. Eine andre Gesellschaft, die mit dieser verbunden ist, führt das andere in einem großen mit Reifen beschlagenen Zober auf einem andern Weg herum. Ich habe es, da es den zweyten November auf seiner Reise nach der Schweitz durch Straßburg fuhr, ohne sich aufzuhalten, zu sehen verfehlet; welches mir anfänglich desto mehr leid that, da mir der Wärter dessen, so ich beschreibe, immer gesagt hatte, daß jenes ein Weibchen seyn sollte. Allein der eine von den Eigenthümern versicherte mich, daß dasselbe auch ein Männchen sey. Es soll etwa einen Schuh kürzer und beynahe nur halb so dick vom Leibe seyn, auch den weißen Fleck am Bauch nicht haben. Dieses bemerke ich darum, damit wer dasselbige gesehen, und meine Beschreibung nicht vollkommen auf dasselbige passend finden sollte, wissen möge, woher dieser Unterschied kommt.

Das größere Thier mit dem Fleck, soll ein alter Fischer schon seit vielen Jahren her an dem Ufer bemerkt, und als es gefangen worden, eben an diesem Fleck wieder erkannt haben. Daher schließen die Besitzer, daß es schon alt seyn müsse. Die schwärzlichten Zähne, die abgenutzt zu seyn scheinen, möchten vielleicht das nemliche wahrscheinlich machen. Aber wie soll ich das mit seinem

starken

ſtarken Wachsthum von einem Schuh im Jahr erinnern? Das eine oder das andre ſcheint falſch zu ſeyn. Die Zergliederung des Thiers dürften wir vielleicht einmal von Montpellier zu erwarten haben. Denn der Wärter erzählte mir, daß dasjenige Thier, welches daſelbſt geſtorben, weil ſein Beſitzer ihm Fleiſch zu eſſen gegeben hat, und welches würklich ein Weibchen geweſen, zergliedert worden ſey, und man ſeine zuſammengefügte Knochen aufgehoben habe. Es ſoll ſechszehn Ribben auf jeder Seite, und dreyßig Gelenke des Rückgraths gehabt haben. Ungemein viele Würmer ſollen in ihm gefunden worden ſeyn. Dieſes iſt es, was ich von meiner Robbe, theils aus eigener Bemerkung, theils nach Nachrichten, die ich immer in meinem Ausdruck von meinen eignen Beobachtungen ſorgfältig zu unterſcheiden, mir Mühe gegeben habe, vorzubringen hatte. Nun frägt es ſich noch, zu was für einer Gattung der neuern Schriftſteller ſie zu rechnen und wie ſie zu beſtimmen ſey. Linne und Herr von Büffon können uns hier nicht leiten. Beyde haben zu wenige Gattungen beſchrieben, und es iſt auch hier zum Verwundern, wie der letztere aus ſo deutlich verſchiedenen Gattungen, gern nur Abänderungen machen möchte. Die Namen der Phoca foetida, groenlandica, barbata, in Herrn Müllers prodrom. Zoolog. Danic. p. VIII. der Vorrede, können uns nichts nützen, weil ſie noch mit keinen Beſchreibungen begleitet ſind. Auch können wir unſere Robbe zu keiner der in dem prächtigen Schreberſchen Werk beſchriebenen Gattungen bringen. In Erxlebens Sy-

Systema Regn. Animal. scheinen die Robben am deutlichsten auseinandergesetzt zu seyn. Doch auch da scheint unsere zu fehlen. Die Phoca ursina und pusilla kann sie nicht seyn, weil sie keine Ohrläppchen hat. Phoca leonina und cristata ist sie nicht, weil ihr, da sie doch ein Männchen ist, die runzelichte Stirnhaut fehlet. Phoca jubata nicht, weil sie am Halse kein krauses Haar hat. Phoca vitulina, nicht, weil es die Beschaffenheit des Haares, und der einer geringern Ausdehnung fähige Hals, die mehrere Größe, die verschiedene Farbe, und die an den hintern Füßen mangelnde Nägel nicht zulassen. Nicht die Phoca hispida auch wieder, weil Farbe und Haare, und Mangel der Nägel, und länge des Halses, wenn anders die langhalsigte Robbe des Parsons dahin gehört, nicht übereinstimmen. So bleiben noch übrig Phoca groenlandica, und Phoca barbata. Die erstere kann es, ungeachtet der ähnlichen Größe, nicht wohl seyn, da dieselbe auf dem grauen Körper einen schwarzen mondförmigen Fleck an jeder Seite hat, der beständig und nicht zufällig zu seyn scheint, da diese Art davon den Namen der schwarzseitigen Robbe erhalten hat. Doch wenn man auch die Farbe und die Flecken durchgängig nur für sie zufällig halten wollte, so kann man doch von unsrer Art nicht sagen, daß sie einen spitzigern Kopf als die Kalbsrobbe hat, und wenn Herr von Büffons Bemerkung Stich hält, und als allgemein angenommen werden kann, so muß sich an der Grönländischen Robbe das Haar anders verhalten als an unserer. Aus den Abbildungen des Egede und Ellis, die äußerst schlecht sind, und die

bey

bey dieser angeführt werden, ist übrigens kein Trost zu holen. Was nun endlich die Phoca barbata anbelangt, wozu man unser Thier rechnen müßte, wenn man annehmen wollte, daß Erxleben alle Gattungen gekannt und richtig bestimmt habe, welches ich aber zu glauben weit entfernt bin, so meine ich sie auch dahin nicht bringen zu können, aus folgenden Ursachen. Erstlich sehe ich nicht ein, warum meine Gattungen vorzüglich vor andern den Beynamen barbata die bärtige, verdienen soll, da ihre Bartborsten, wie wir gesehen haben, verhältnißmäßig kleiner als an der gemeinen Kalbsrobbe sind. Zweytens ist es mir nicht wahrscheinlich, daß dieses Thier der mittelländischen See sich auch im äußersten Norden aufhalten sollte. Drittens finde ich nicht, daß meine Art der gemeinen Kalbsrobbe mehr gleicht, als andere Arten, wie Erxleben sagt. Viertens kommt sie nicht mit der Parsonschen großen Robbe überein, welche Erxleben bey seiner Phoca barbata anführt, denn meine hat palmas latas natatorias, die nicht in deutliche Finger getheilt sind, welche Bildung Parson nur seiner langhalsigten Robbe zuschreibt; auch gleicht mein Thier seiner Zeichnung nicht, die er mit Sorgfalt und Genauigkeit selbst gemacht zu haben vorgiebt. Nun weiß ich zwar nicht, was für ein geschickter Zeichner Herr Parson ist, aber wenn seine Abbildung gut ist, so ist das ganze Aussehen seines Thiers von dem meinigen verschieden, der Leib ist an selbigem länger, und die Füße sitzen weiter nach vorne. Ich halte es also, bis ich eines bessern belehrt werde, für das sicherste, meine Robbe, für eine bey den neuern Schriftstellern noch unbe-

stimmte Gattung zu halten, und wage es einstweilen, sie als einen kleinen Beytrag zur Geschichte der Säugthiere den Naturforschern anzubieten. Die Kennzeichen muß man hernehmen, wo man sie findet, und mit der Zeit wird man bey diesem Geschlechte wohl bequeme Unterabtheilungen von den Ohren und dem Haar hergenommen, anbringen können. Auch muß ich mir, um das Thier deutlicher zu bestimmen, die Freyheit nehmen, die Anzahl der von Linne beliebten zwölf Worte, die ohnehin kein Gesetz, und schon von andern mit Recht nicht beobachtet worden ist, zu überschreiten. Ich würde sie also nennen: die Mönchsrobbe, ohne Ohrläppchen, mit vier Schneidezähnen in jedem Kinnbacken, mit ungetheilten Vorderpfoten, ohne Nägel an den hintern, mit schwarzen weichlichten Haaren, die, wenn sie trocken sind, in die Höhe stehen. Sollte jemand der von einem Mönche hergenommene Beynamen anstößig seyn, oder unschicklich scheinen, wiewohl er mir als ein schon angenommener der schicklichste zu seyn dünkt, so setze er statt dessen, den schon von Homer den Robben als ein Beywort zugesetzten Namen Nepos — welchen aber ein anderer auf deutsch übersetzen mag, denn Schwimmfuß-Robbe würde nicht gefallen — oder nenne sie lieber mediterranea, oder veterum; die Robbe aus dem mittelländischen Meer, oder die Robbe der Alten, wenn er nichts dagegen hat, daß ich sie wider des Herrn Grafen von Büffons Meinung dafür halte.“ **Herrmann a. a. O.**

Die

Die Länge des Thiers betrug von der Spitze der Schnauze bis an das Ende des Schwanzes acht Fuß, und von da bis an das Ende der Hinterfüße noch acht Zoll. Die weiteren Ausmessungen muß man bey dem Verfasser selbst nachsehen. Mir scheint sie der Büffonschen Robbe mit weißem Bauche am nächsten zu kommen.

O.

Der haasenhaarige Seehund.

Der Körper ist aller Orten schmutzig weiß, etwas gelb überlaufen, aber niemals gefleckt; das Haar aufrecht, und miteinander verwebt, und weich wie an einem Haasen, vorzüglich bey den Jungen; der Kopf lang; die Oberlippe aufgeschwollen und dick; Bartborsten stark, dick und in funfzehn Reihen gestellt: sie bedecken den ganzen Vordertheil der Lippen, und geben dem Thiere das Ansehen, als ob es einen Bart hätte; die Augen blau, Pupille schwarz, Zähne stark, vier Schneidezähne, sowohl in der obern als untern Kinnlade. Die Vorderfüße kurz mit abgestumpften Enden, die Schwimmhaut an den Hinterfüßen gespannt und nicht gefalten; der Schwanz kurz, dick, und nur vier Zoll drey Linien lang. Die Länge dieser Art beträgt von der Nase bis zum Ende des Schwanzes gerechnet, sechs Fuß, sechs Zoll, der größte Umfang fünf Fuß zwey Zoll; die Jungen sind Milchweiß. Diese Art bewohnt im Sommer das weiße Meer, und steigt, Beute zu machen, mit der Fluht die Mündungen der Flüsse auf und ab. Man findet sie auch an den Küsten von Island, innerhalb dem Polarzirkel von Spitzbergen nach Tchuktschi Noß, und von da südwärts um Kamtschatka.

Man

Der haasenhaarige Seehund.

§230.

Buff. Thier XVI. Th. act. acad. Petrop. P. Prior T. I. F. VIII.

Der Haasenhaarige Seehund.

S. 230.

Büff. Thiere XVI. Th. act acad. Petrop. P. Prior. T. I. t. IX.

Man tödtet sie wie die andern, des Fettes und Fells wegen, welches letztere in Stücken geschnitten, zu Riemen und Zügel gebraucht wird. Die vorzüglich weißen Felle der Jungen werden schwarz gefärbt, und statt der Biberfelle die Kappen damit verbrämt; aber das Haar ist viel steifer, und fällt nicht so leicht aus. **Naturg. d. nördl Polarl.** II. p. 156. n. 94. [1])

Iepechin vergleicht die Anzahl der Zähne mit der von der grönländischen schwarzseitigen Robbe, welche nach ihm vier Zähne in der untern Kinnlade hat. Hierin käme er mit den andern Robben überein. Hätte er aber oben gewiß auch nur vier Vorderzähne, so wäre er darin der Mönchsrobbe ähnlich.

1) Phoca (leporina) capite et corpore albido pilis mollioribus tecto. *Boedd. El. p.* 172.

Leporine Seal. *Pennant quadr. II.* 381.

Phoca leporina. *Lepechin Act. Ac. Petrop. P. I.* 264. *tab. VIII. IX.*

Zimmerm. geogr. Zool. 3. 276.

Der bandirte Seehund. [1])

Ein sehr kurzes borstiges Haar, von einer glänzenden beynahe schwarzen Farbe bezeichnet ihn. Der ganze Rücken und die Seiten sind von einem schmalen, gleich breiten, blaß gelben Streifen umgeben.

Ich habe dem Herrn Dr. Pallas die Kenntniß dieser Art zu danken. Er erhielt nur einen Theil des Felles, welches der Rücken und die Seiten zu seyn schien. Die Länge betrug vier Fuß, die Breite zwey Fuß drey Zoll, und muß daher von einem großen Thiere gewesen seyn. Es wurde bey den Kurilen gefangen.

1) Naturg. d. nördl. Polarl. II. *p. 160. n. 97.*
Phoca fasciata. *Pall.*
Robben Seal. *Pennant quadr. n. 380. fig. p. 513.*
Zimmerm. geogr. Zool. 3. *p.* 277.

Der Seebär.

S. 233.

Büff. Thiere XVI. Th. Büff. Suppl. T. XL. Tab. 45.

CXLVIII.

Der Seebär a) 1)

oder

Bärenrobbe.

Buffon Suppl. in 12. Tom. XI. Tab. 47.

Alle Robben, wovon wir geredet haben, haben nur Gehörlöcher und keine äußere Ohren. Der Seebär ist unter den Robben mit Ohren

 nicht

a) *Phoca ursina.* Linnaeus. — *Ursine seal.* Pennant Synopsis quadrupedum. p. 271. — Bey den Russen heißt er Kot; bey Herrn Forster Robbenbär; bey verschiedenen Reisenden gemeiner Robbe; See-Katze (Herr Müller vermuthet, der englische Uebersetzer habe aus dem russischen Namen Kot, Katze gemacht. Kraschen. p. 154. Anm.) bey dem Hrn. Kracheninnikow; *loup de mer* bey den Franzosen, und Seekalb bey den Engländern.

V.

1) Phoca (ursina) capite auriculato. *Erxleb. Mammal. p. 579. n. 1.*

Vrsus marinus. *Steller Nov. comm. petrop. II. p. 331. tab. 15.*

Der

nicht der größte, aber doch der, dessen Art am zahlreichsten und am meisten verbreitet ist; b)[2]) dies ist

Der Seebär. *Steller Hamb. Magaz. XI. p. 264.* (Abbild. aus Comment. petrop.)

Der Seebär. *Hall. vierf. p. 585.*

Phoca (ursina) capite auriculato. *Linné Syst. Nat.* 10. I. *p.* 37. *n.* 1.

Seekatzen. *Müller Samml.* III *p.* 249.

Zee-Beer: Rob met Ooren an den Kop. *Houtt. nat. hist. II. p. 3.*

Ours Marin. *Bom. dict. III. p. 318.*

Phoca (ursina) capite auriculato. *Linné Syst. Nat. XII. I. p. 55. n. 1.*

The ursine Seal. *Pennant syn. quadr. p. 344. n. 271.*

Der Seebär. *Müll. Naturs I. p. 195.*

Der Seebär. *Stellers Kamtsch. p. 97.*

Der Seebär: Phoca Ursina. *Schreb. Säugth. III. p. 289. n. 1. t. b 82.* (Abbild. v. Steller).

L'ours marin. *Buffon quadr. Suppl. ed. in 12. Tom. XI. p. 182. tab. 47.*

Seebär. Naturgesch. d. nördl. Polarl. II. *p. 166. n. 98.*

Bärenrobbe. Zimmerman geogr. Zool. II. *p.* 419. *n.* 375.

Phoca (ursina) capite auriculato. *Linn. Syst. Nat. a Gmel. ed. XIII. I. p. 62. n. 1.*

G.

b) Man hat ihn auf der Juan Fernandez-Insel, die im 36 Grad südlicher Breite liegt, angetroffen; auf der Insel St. Pierre, auf der Sandwichsinsel, die kürzlich entdeckt ist, an der Küste der Patagonen

ist ein Thier, das von dem weißen Seebären, wovon wir ehedem, und im III. Bande unserer Supplemente p. 220 3) gesprochen, ganz verschieden ist. dieser letzte ist ein vierfüßiges Thier, von dem Geschlechte des Landbären, und der Seebär 4) wovon hier die Rede ist, ist ein würkliches Amphibium aus dem Robbengeschlecht. Herr Forster, der auf seiner Reise mit dem Capitain Cook verschiedene von diesen Thieren gesehen, und einige gezeichnet hat, hat mir die Zeichnung gerne mitgetheilt, wonach man die XLVIII. Kupfertafel gestochen hat; ich habe auch verschiedene historische Nachrichten von ihren natürlichen Gewohnheiten von ihm bekommen, und seine mit des Herrn Stellers und anderer Reisenden Bemerkungen, werden hinreichen, von diesem Thier, das bisher mit den übrigen Robben verwechselt ist, eine ziemlich genaue Kenntniß zu geben. 5)

Es

nen, auf den Malouinischen Inseln, auf Staaten Elland, neue Holland, neue Guinea, auf den Inseln Galapagos, die beynahe unter dem Aequator liegen, und endlich von Cap Horn längst den amerikanischen Küsten bis nach Kamtschatka.

2) Pennant Naturg. d. nördl Polarl. II. p. 166. Zimmerm. geogr. Zool. I. p. 252. II. p. 420.

3) *Buffon quadr. Tom. III. p. 18. Suppl. in 12. Tom. IX. p. 1. pl. 1.*

4) Man sollte ihn zum Unterschiede lieber Bärenrobbe nennen.

O.

5) Wer ausführliche Nachrichten von der Bärenrobbe

und

Es scheint, daß die Seebärenart sich in allen Weltmeeren findet; denn die Reisenden haben sie angetroffen und bemerkt, in den Meeren am Aequator, und unter allen Breiten bis zum 65 Grade in den beyden Halbkugeln. Dampier war der erste der sie anführte, und mit dem Namen Seebären bezeichnete; andere Seefahrer haben sie die gemeine Robbe genannt, weil sie in der That in allen Süd- und Nordmeeren sehr gemein gefunden werden; wir müssen aber anmerken, daß ihm dieser Name mit Unrecht gegeben, weil er eigentlich dem gemeinen Robben zukommt, der sich an unsern Europäischen Küsten findet, fast eben so groß ist, und keine äußere Ohren hat.

Von allen Thieren dieser Art, scheint der Seebär die meisten Reisen zu machen; sein Temperament unterwirft oder bequemt sich nicht nach dem Einfluß eines jeden Klima; man findet ihn in allen Meeren, und um Inseln, die wenig besucht werden, man trift ihn in großen Haufen im Kamtschatkaischen Meer, und auf den unbewohnten Inseln zwischen Asien und Amerika. Herr Steller hat die Zeit gehabt, ihn nach seinen unglücklichen Schiffbruch, auf der Beringsinsel zu beobachten; c)[6]) er

und von ihren inneren Theilen verlangt, muß Stellers Beschreibung in den *N. Comment. petrop. II. p. 331—359.* teutsch, Stellers Beschreibung von sonderbaren Meerthieren. Halle 1753. in 8. p. 107. oder Hamburg. Magazin XI. p. 264. nachlesen. O.

c) Es giebt auf der Beringsinsel von diesen Thieren eine

er berichtet uns, daß diese Thiere im Juniusmonat die Küsten von Kamtschatka verlassen, und am Ende des Augusts, oder Anfang des Septembers dahin wieder zurückkehren, um den Herbst und Winter daselbst zuzubringen. d)7) Zur Zeit der Abreise, nemlich im Juniusmonat, sind die Weibchens der Zeit, da sie werfen, nahe, und es scheint, daß bey allen diesen Thieren die Absicht der Reise ist, sich

eine solche Menge, daß sie das ganze Ufer bedecken, so daß dies die Reisenden oft nöthigt, die Ebenen zu verlassen und die Felsen und Berge zu erklettern. Es verdient angemerkt zu werden, daß man auf der südlichen Küste, die gerade gegen Kamtschatka über liegt, keine findet; vielleicht ist das die Ursache, weil dies das erste Land ist, das sie antreffen, wenn sie von Cap Kronolskoi nach Osten gehen. *Hist. du Kamtschatka par Krachenninnikow. Lyon 1767. T. I. p. 307.*

6) *Steller in N. Comment. petrop. II. p. 356. & 357.* und darnach Krachenninnik. in seiner Beschreib. von Kamtschatka. p. 160.

O

d) Herr Steller sagt, daß eine einzelne Familie dieser Thiere oft aus 120 Thieren besteht, daß eine solche Familie nicht blos an dem Ufer zusammen hält, sondern es auch thut, wenn sie auf dem Meer schwimmen.

V.

7) Licet multa millia in litore una iacent, semper tamen in familias distributi greges cernuntur, mas scilicet cum suis foemellis, filiis et filiabus una jacent ut et filii annui, nondum gynaeceum adepti. Una saepe familia ad 120 se extendit, hac ratione etiam in mari catervatim natant. *Stell. Comm. l. c. p. 350.*

O.

sich so weit als sie können, von jeder bewohnten Gegend zu entfernen, um ihre Jungen ruhig zu werfen, und sich dann ungestört den Vergnügungen der Liebe zu überlassen, denn die Weibchen haben einen Monat nachdem sie geworfen haben, ihre Begattungszeit. Im Augustmonat kommen sie alle sehr mager zurück, und die, welche Herr Steller um diese Jahrszeit aufschnitt, hatten weder in dem Magen noch in den Eingeweiden etwas,[8]) und er vermuthet, daß sie während ihrer Brunstzeit wenig oder gar nichts essen: diese Zeit ihrer Vergnügungen ist zugleich die Zeit ihrer Kriege, die Männchens schlagen sich wüthend, um ihre Familie zu behaupten, und das Eigenthum derselben zu erhalten; den wenn ein männlicher Seebär kommt, um einem andern seine erwachsenen Töchter oder Weibchens zu rauben, oder ihn von seinem Platz vertreiben will, so ist der Streit blutig, und endigt sich gewöhnlich nur mit dem Tode des einen von beyden.

Jeder männliche Seebär hat gewöhnlich acht bis zehn, und zuweilen 15 bis 20 Weibchens; er ist sehr eifersüchtig darauf, und bewacht sie mit großer Sorgfalt; gewöhnlich ist er an der Spitze seiner ganzen Familie, die aus seinen Weibchens und seinen Jungen beyderley Geschlechts besteht. Jede Familie lebt abgesondert, und obgleich diese Thiere in gewissen Gegenden bey tausenden sind, so vermischen sich die Familien doch niemals, und jede

8) Dieses kann doch auch von ihrer schnellen Verdauung gekommen seyn.

jede macht ein Heer, an deren Spitze ein Männliches d r Anführer ist, der als Herr übe. sie herrscht, doch trift es sich zuweilen, daß der Anführer von einer andern Familie in einen Streit kömmt, um einen von denen die gefangen sind, in seinen Schutz zu nehmen, dann wird der K ieg allgemeiner, und der Sieger b. mächtigt sich der ganzen Familie der Besiegten, die er mit der seinigen vereinigt.

Diese Seebären fürchten kein anderes Seethier, doch scheinen sie vor dem Seelöwen zu weichen, denn sie vermeiden ihn sorafältia und nähern sich ihm nie, ob sie gleich oft in derselben Gegend wohnen; e)9) mit der Seeotter (Saricovienne aber haben sie einen grausamen Krieg, die, weil sie viel kleiner

e) „Wir bemerkten auf einer kleinen Insel, nahe bey Staaten Eyland, daß die Seebären und Seelöwen, ob sie gleich an einem Ufer gelegert, sich immer sehr weit von einander entfernt hielten, und niemals unter einander Gemeinschaft machten.“ Forster. Cooks 2te Reise IV. p. 55.

Die Seebären nehmen den größten Theil der Küste ein, die Seelöwen aber das Innere der Insel. Ibid. p. 73.

9) Lutrae marinae eos valde reformidant, et rarissime inter illos (ursos marinos) inveniuntur, pariter ac phocae. Leones autem marini ingentibus gregibus inter illos habitant ac valde timentur, prima semper loca occupant, nec facile in illorum praesentia lites movent, ne hos crudeles arbitros experiantur: hi enim, ut aliquoties vidi, confestim accurrunt, ita et foemellas prohibere non audent, quo minus cum leonibus marinis ludant. *Stell. l. c. p. 357.*

kleiner und schwächer ist, sich nicht gegen sie vertheidigen kann. Obgleich diese Thiere in den Schlachten die sie liefern sehr wüthend, so sind sie doch weder gefährlich noch furchtbar. Sie wagen es nicht einmal, sich gegen den Menschen zu vertheidigen, sondern nur dann sind sie zu fürchten, wenn man sie bis zur Verzweifelung gebracht, und so eingeschlossen hat, daß sie nicht entfliehen können. Auch sind sie von sehr übler Laune, wenn man sie zur Brunstzeit reizt, sie lassen sich auch ehe tödten als vertreiben. Sehr merkwürdig ist die Art wie sie leben und mit einander umgehen, sie scheinen ihre Familie aufs leidenschaftlichste zu lieben; gelingt es einem Fremdling ein einzelnes davon zu entführen, so bezeugen sie ihren Kummer indem sie Thränen vergiessen, ja sie weinen sogar wenn einer von ihrer Familie dem sie übel begegnet haben, sich wieder zuthut, und um Vergebung flehet,[10]) so daß es

läßt,

10) Steller scheinet hier mißverstanden zu seyn. Er sagt: Prolem et uxores vehementer amant, et ab utroque valde timentur, crudeliſſimi in ſua viſcera ſaeviunt, et herile dominium exercent, vel ob leviſſimam cauſſam. Contigit ſaepius ut nos invaderemus gynecaeum, ac catulos raperemus, quodſi in hoc caſu mater, cui fuga non interdicta, prae nimio metu catulos reliquit, nec faucibus arreptos ſecum abſtulit, ut nobis praeda evaderent, mas omiſſa pugna nobiscum arreptam foemellam dentibus in altum elatam adeo ſaepe ſaxis bis terve fremebundus alliſit, ut veluti exanimis jaceret, illa vero reparatis viribus repebat inſtar vermis ſupplex ad pedes maſculi, exosculabatur ac lacrymas adeo largas profundebat, ut veluti ex alembico in pectus ſtillarent, illudque totum madefacerent. Ille vero hinc inde ſpatiabatur continue fremendo

et

läßt als wenn bey diesen Thieren die Zärtlichkeit auf der Strenge folgt, und als wenn sie stets mit Bekümmerniß ihre Weiber und ihre Jungen strafen. f) Das Männchen erscheint also zu gleicher Zeit als ein guter Hausvater, und zugleich herrschsüchtiger Anführer seines Haufens, der eifersüchtig über sein Ansehen hält, und nicht leidet daß man gegen ihn fehlt.

Das junge Männchen lebt einige Zeit in dem Schoße seiner Familie, und verläßt sie nur dann erst wenn sie erwachsen und stark genug sind, sich an der Spitze einiger Weibchens zu stellen, die ihnen

et oculos horribiliter movendo, caput ab uno latere in aliud ursorum more quatiebat, tandem, cum nos cum catulis abituros videret, simili more ut foemella adeo largiter lacrymabat, ut totum pectus ad pedes usque lacrymis inundaret, quod et post gravia inflicta vulnera contingit vel post gravem illatam injuriam, quam ulcisci nequit. Observavi phocas captas simili ratione lacrymari. *N. Comm. petrop II. p.* 352. Krascheninnikow Kamtsch. *p.* 158.

Dieses Weinen aus Traurigkeit, ist doch bey einem Thiere so sonderbar, daß es noch wiederholte genaue Beobachtung bey andern Robben verdiente.

O.

f) Herr Steller sagt, daß diese Thiere um des geringsten Versehens willen ihre Familie bestrafen; aber daß es auch hinreichend für ihre Weiber und Jungen sey, sobald sie sich ihren Unwillen zugezogen, um ihren Zorn zu entwaffnen, daß sie das Männchen durch Lecken seiner Füße schmeicheln.

ihnen nachfolgen müssen, da denn dieser kleine Haufe bald eine zahlreichere Familie wird. So lange ihr blühendes Alter dauret, und sie sich noch begatten können, herrschen sie über ihre Weiber uneingeschränkt, und verlassen sie nie; wenn aber das Alter ihre Kräfte geschwächt und ihre Triebe ertödtet hat, so verlassen sie selbige, und ziehen sich in ein einsames Leben zurück, dann scheint es, als wenn Verdruß und Kummer sie wilder macht, da man bey den alten Männchens, die sich zurückgezogen haben, keine Furcht wahrnimmt, und sie nicht bey dem Anblick eines Menschen wie die übrigen fliehen. g) Sie weisen die Zähne und brummen, und fallen

g) Die alten Männchens, sagt Krachenitkow, schlafen oft ein ganzes Monat hindurch ohne die geringste Nahrung; sie sind äußerst wild, und fallen die vorübergehenden mit solcher hartnäckigen Wuth an, daß sie sich eher tödten lassen, als ihren Platz verlassen. Sobald sie einen Menschen erblicken, stürzen einige auf ihn zu, indessen andere sich zu ihrer Vertheidigung bereit halten. Sie beißen auf die hingeworfenen Steine, und laufen auf den auch dann noch zu, der sie geworfen hat, wenn Zähne und Augen ausgeworfen sind, und weichen nicht von dem Platz wo sie sind. Ja was noch mehr ist, keiner darf seinen Posten verlassen, und wenn er es thäte, würden ihn die andern verschlingen. Sobald einer nur Mine macht, zu fliehen, schliessen die übrigen ihn ein, um seine Flucht zu verhindern, und wenn nur einer dem Muth seines Kameraden nicht trauet, oder seine Flucht argwöhnt, fällt er gleich über ihn her. *Histoire de Kamtschatka. T. I. p. 299.* Krascheninn. Kamtsch. *p. 156.* besser *Steller N. C. P. II. p. 350.*

Es kostete uns auch viele Mühe, die Seekälber und Seelöwen (auf einer kleinen Insel nahe bey dem

fallen den, der sie angreift, muthig an, ohne sich weder zurück zu ziehen noch zu fliehen, so daß sie sich eher tödten lassen als die Flucht ergreifen.

Die Weibchens, die furchtsamer als die Männchens sind, haben eine solche Anhänglichkeit an ihre Jungen, daß sie sie auch in den größten Gefahren nur dann erst verlassen, wenn sie alle mögliche Kraft und Muth angewandt, um sie

dem Staatenlande) zu tödten. Ihre Schnauze war der empfindlichste Theil. Es fehlte nicht viel, so wäre Doctor Sparmann und ich von einem der ältesten Seebären auf einem Felsen angefallen, wo viele Hundert versammlet waren, die alle den Ausgang des Streits zu erwarten schienen. Der Doctor hatte noch einen Vogel geschossen, und wollte ihn aufnehmen, als der alte Bär brummte, seine Zähne wieß und sich gegen meinen Gefährten zur Gegenwehr zu rüsten schien; sobald ich mich gesetzt, erlegte ich ihn sogleich mit einem Schuß, und in eben dem Augenblick flohe der ganze Haufe nach der Seeseite, da er seinen tapfern Streiter zu Boden geworfen sahe; verschiedene liefen mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie 10 bis 15 Ruthen gerade in die Höhe über spitzige Felsen sprangen. Ich glaube nicht, daß sie sich Schaden thaten, weil ihre Haut sehr hart ist, und ihr sehr elastisches Fett, dem Druck leicht nachgiebt. Forster, Cooks 2te Reise. *Tom. IV. p. 60.*

Dies Amphibium hat ein erschreckliches Ansehen, und beißt so stark, daß es den Schaft eines Kurzgewehrs, wobey man es antraf, durchbeißen konnte, und die Gegenwart von zwey oder drey Menschen es nicht in die Flucht jagten; ja es wagte es sogar, sie im Zorn, wenn es sie erreichen konnte, anzufallen. G. Spilbert. *Recueil des Voyages qui ont servi à l'etablissement de la compagnie des Indes orientales. Tome II. p. 438.*

zu schützen und zu erretten, und sie tragen sie oft wenn sie auch schon verwundet sind in ihrem Maule fort, um sie zu retten.

Herr Steller versichert, daß die Seebären nach den Umständen oder nach den Leidenschaften, die sie in Bewegung setzen, mancherley von einander verschiedene Arten des Geschreyes [11]) haben; Wenn sie ruhig auf der Erde liegen, so unterscheidet man die Weibchens und Jungen von den Alten durch den Ton ihrer Stimmen, deren Mischung in der Ferne dem Blöcken einer Heerde Schaafe und Kälber gleich ist; wenn sie Schmerz leiden oder verdrießlich sind, so blöcken oder brüllen sie, und wenn sie geschlagen werden oder überwunden sind, so seufzen sie vor Schmerz, und lassen ein betrübtes Zischen hören, das beynahe dem Geschrey der Meerotter gleich ist; in dem Gefecht brüllen und brummen sie wie der Löwe, und endlich in der Freude und nach dem Siege, erheben sie ein kleines pfeifendes Geschrey, das sie verschiedene mahl nach einander wiederhohlen.

Alle

11) Triplicem haec animalia vocem edunt. Dum ad tempus fallendum in continente jacentes clamant, vox a boatu vaccarum ademptis vitulis nihil differt, in certamine fremunt et barriunt instar ursi, obtenta victoria stridorem valde sonorum ac saepius repetitum edit instar gryllorum domesticorum, vulneratus et ab inimicis oppressus valide ingemiscit, cati aut lutrae marinae instar sibilat. *Stell. l. c. p. 354.* Krascheninn. *p. 159.*

O.

Alle ihre **Sinne**, und besonders der Geruch sind sehr gut denn selbst im Schlaf werden sie durch diesen Sinn gewarnet, und sie erwachen wenn man auf sie zugeht, ob man gleich noch weit davon entfernt ist.[12])

Sie gehen auch nicht so langsam als es die Gestalt ihrer Füße anzuzeigen scheint, man muß ein guter Läufer seyn, wenn man sie einhohlen will; h) sie schwimmen mit großer Geschwindigkeit, und sind im Stande in einer Stunde, eine Strecke die größer als eine deutsche Meile ist, zurück zu legen.[i]) Wenn sie sich vergnügen, oder

12) Utut vero profunde dormiunt et lente homo incedat, praesentiam tamen ejus cito praesagiunt et expergiscuntur; quad an narium, an aurium auxilio contingat, nescio. *Stell. l. c. p.* 355.

O.

h) Steller, *Novi commentarii Academiae petropol. Tom. II. Ann.* 1751. Inzwischen sagt Herr de Pagés, der diese Thiere am Cap gesehen, wo es eine Art von sehr kleiner Statur giebt, daß sie sehr langsam gehen, und daß sie, weil sie sehr dick und fett sind, sich kaum auf der Erde umdrehen können. Note von Herrn de Pagés.

V.

(Diese klein gehörte Robbe vom Cap ist doch wahrscheinlich eine andere Art.)

O.

i) Der Seehund (Seebär), sagt Hr. Kracheninnikow, schwimmt so schnell, daß er leicht in einer Stunde zehn Werften zurücklegen kann. Wenn er merkt, daß er verwundet ist, so faßt er das Boot des Schiffers mit den Zähnen, und reißt es mit solcher

nahe am Ufer spielen, so machen sie im Wasser verschiedene Bewegungen, bald schwimmen sie auf dem Bauch bald auf dem Rücken, sehr oft scheinen sie sich sogar in einer verticalen Stellung zu halten; sie wälzen sich, tauchen sich unter, und springen zuweilen einige Fuß hoch aus dem Wasser, k) in der hohen See liegen sie fast immer auf dem Rücken, und dennoch sieht man nicht ihre vorderen, sondern nur ihre Hinterfüße die sie von Zeit zu Zeit über dem Wasser erheben, und da sie in ihrem ofnen Herzen eine eyrunde Oefnung haben, 13) so können sie lange Zeit im Wasser bleiben, ohne Athem hohlen zu dürfen. Sie fangen am Grunde des Meeres Krabben und andere Schaal- und Schneckenartige Thiere, wovon sie sich nähren wenn es ihnen an Fischen fehlt.

Die

Geschwindigkeit fort, daß man sagen könnte, er fliegt auf dem Wasser; oft kehrt er es um, und die, die drinnen sind, müssen ertrinken, wenn der Steuermann es nicht zu lenken weiß, und auf den Weg sieht, den das Thier nimmt. *Histoire de Kamtschatka. Tom. I. p.* 306.

V.

(Krascheninn. p. 159. Steller sagt eigentlich, daß sie in einer Stunde leicht zwey teutsche Meilen schwimmen.)

O.

k) Anmerk. vom Herrn de Pagés.

13) Externa et interna structura a phocarum corde nihil differt, latius est quam longius, ac utrimque compressum a latere. — Foramen ovale apertum habet ut phoca. *Steller l. c. p.* 343.

O.

Die Weibchens werfen im Junius auf den wüsten Inseln der nördlichen Hemisphäre, und da sie im folgenden Julius ihre Brunstzeit haben, so kann man daraus schließen, daß ihre Tragezeit wenigstens 10 Monate dauret, gewöhnlich werfen sie eins, selten zwey Junge, von denen die Männchens bey der Geburt größer und schwärzer als die Weibchens sind, die mit den Jahren weißlich und zwischen den Vorderfüßen gefleckt oder getiegert werden; 1) 14) Alle Männchens und Weibchens werden mit offenen Augen gebohren, und haben schon 32 Zähne, doch kommen die Hunds- oder Hauzähne nur vier Tage nachher zum Vorschein. Die Mütter ernähren ihre Jungen, bis zu ihrer Rückkehr nach den größern Erdstrichen, nemlich bis im Augustmonat, mit ihrer Milch; diese Jungen, die dann schon stark sind, spielen mit einander, und wenn sie sich geschlagen haben, so wird der Sieger vom Vater geschmeichelt, und der Besiegte von der Mutter beschützt und geholfen.

Gewöhnlich wählen sie sich zum Begatten die Zeit, da der Tag sich neigt, und das Männchen und Weibchen gehen beyde eine Stunde vorher in

1) *Histoire du Kamtschatka par M. Krachenninikow. To. I. p. 296. Stell. 349.*

14) Die Farbe beschreibt Steller a. a. O. *p. 349.* und *340.* Die Felle der ausgeschnittenen ungebornen Jungen nennen die Russen Wiporotki, machen ganze Kleider daraus, und schätzen sie hoch, so daß sie in drey Jahren dreydoppelt theuer wurden. *Stell. l. c.*

das Meer, schwimmen gemeinschaftlich ganz eben und kommen dann wieder aufs Land zurück; das Weibchen, das gewöhnlich zuerst aus dem Wasser herauskömmt, kehrt sich um auf den Rücken, und das Männchen bedeckt es in dieser Lage. Es scheint sehr hitzig und lebhaft, und drückt mit seiner Last und seinen Bewegungen das Weibchen so stark, daß es dasselbe oft so in den Sand hineindrückt, daß man nur Kopf und Füße sehen kann. Das Männchen ist während dieser Zeit, die ziemlich lange dauret, so beschäftigt, daß man sich demselben ohne Furcht nähern und es sogar mit der Hand berühren kann. m)

Diese Thiere haben ein rauhes, dickes und langes Haar, das auf dem Leibe schwarz, auf den Füßen und an den Seiten gelblicht und gelbröthlicht ist; unter diesem langen Haar ist eine Art von Filz, das ist, ein zweytes kürzeres und weicheres Haar, das ebenfalls eine gelbröthliche Farbe hat; im Alter aber werden die längsten Haare an der Spitze grau oder weiß, daher sie eine etwas dunkelgraue Farbe zu haben scheinen. Um den Hals haben sie keine langen Haare wie eine Mähne, so wie die Seelöwen sie haben. Die Weibchens sind von den Männchens sowohl in der Farbe als in der Größe

m) Ich habe, sagt Herr Steller, eins von diesen Thieren länger als eine Viertelstunde sich paaren sehen, wobey ich ihm einen Schlag mit der Hand gab. . . Er sahe über diesen Schlag auf, und gerieth in Zorn, welches er durch ein fürchterliches Brüllen zeigte; dem ohngeachtet fuhr er fort, und vollendete sein Werk. *Novi Commentarii Academiae Petropol. Ann.* 1751. *T. II.* (p. 354.)

Größe so sehr verschieden, daß man in Versuchung gerathen könnte, sie für Thiere von einer andern Art zu halten. Ihre längsten Haare sind verschieden, bald sind sie aschgrau, bald mit einer gelbröthlichen Farbe vermischt; die Jungen haben, wenn sie geboren werden, das schönste Schwarz, man macht Pelzwerk aus ihren Häuten, das sehr geschätzt wird; aber von dem vierten Tage der Geburt an, haben sie an den Füßen und an den Seiten des Bauchs etwas Gelbröthliches, daher man oft die trächtigen Weibchens tödtet, um die Haut der ungebornen Frucht, die sie tragen, zu bekommen; denn dies Pelzwerk vom ungebornen ist noch seidenartiger und schwärzer, als das von den neugebornen.

Das Gewicht der größten Seebären in den Kamtschatkaschen Meeren ist ohngefähr 20 Rußische Puds, das ist, 800 französische Pfunde, und ihre Länge ist nicht über acht bis neun Fuß; eben so verhält es sich auch mit denen, die sich auf dem Staatenlande n) und auf verschiedenen Inseln der

n) Wir stiegen auf die Spitze der Insel (nahe bey dem Staatenlande), worauf es eine große Menge von kleinen Hügeln gab, auf jeden derselben wuchs eine Menge Büschel von Gras (dactylis glomerata). Die Zwischenräume zwischen diesen Büscheln waren sehr schlammigt und unrein. Wir entdeckten bald, daß eine Robbenart diesen Theil der Insel einnahm, und daß dieses Nasse daher entstand, weil sie ganz naß auf dem Lande ankamen; dies waren die Seebären, die wir auf der Duski-Bay auf Neu-Seeland gesehen hatten, aber sie waren bey weitem

südlichen Halbkugel finden, wo Reisende eben diese und noch andere weit kleinere Seebären bemerkt haben.

Während der neun Monate, daß diese großen Thiere sich an den Küsten von Kamtschatka aufhalten, das ist vom August bis zum Juniusmonat, haben sie unter der Haut eine Fetthaut von beynahe vier Zoll auf dem Leibe. Das Fett des Männchens ist thranigt und von einem sehr unangenehmen Geschmack; aber das von den Weibchens, das man in einer geringern Quantität findet, hat auch einen erträglichern Geschmack; man kann von ihrem Fleische essen, und das von den Jungen ist sogar ziemlich gut, dahingegen das von den Alten schwarz und von übelm Geschmack ist, wenn das Fett auch nicht mehr daran ist, nur Herz und Leber sind davon eßbar. o)

Die

weitem viel zahlreicher, und ihre auch beträchtlichere Größe kam der gleich, die ihnen Herr Steller giebt, doch sind sie weit kleiner als die Seelöwen. Die Männchens sind niemals mehr als acht bis neun Fuß lang, und haben eine verhältnißmäßige Dicke. Sie haben keine Mähne wie der Seelöwe, aber der Hauptumriß des Körpers und die Gestalt der Schwimmfüße sind vollkommen dieselben. *Forster second Voyage de Cook. p.* 57.

o) Wir brachten von den alten Seelöwen und See-Bären, die man tödtete, Thran aus; denn ihre Eingeweide ausgenommen, die recht gut waren, war das Fleisch zum essen zu ranzigt. Die kleinen Bäre waren gut, und selbst das Fleisch einiger alten Löwinnen, war nicht übel, aber das von den alten Männ-

Die Länge des vom Herrn Steller beschriebenen, war nur 7 Fuß 3 Zoll lang von der Spitze der Schnauze bis zum äussersten Ende der Schwimm-Füße, und 7 Fuß 1 Zoll 6 Linien von derselben Spitze der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes.

Wenn man den Seebären mit dem Landbären vergleicht, so findet man bey ihnen keine andere Aehnlichkeit, als in dem Skelett des Kopfs, und in der Gestalt des Vordertheils seines Körpers, der dick und fleischigt ist; p) der Kopf ist in seinem natürlichen Zustande mit einer Fetthaut von einem Zoll dick bedeckt, so daß er deswegen weit runder als der Kopf des Landbären scheint; in der That hat er im Umfange hinter den Ohren 2 Fuß 5 Zoll 6 Linien, und ist nur ohngefähr 8 Zoll lang von der Spitze der Schnauze bis zu den Ohren; wenn man ihm aber das Fett genommen, so ist das Skelett dieses Seebären dem Skelett eines Landbären sehr ähnlich. Uebrigens ist die Gestalt dieser beyden Thiere sehr verschieden; der Körper des See-Bären ist an seinem Hintertheil sehr dünn und bekömmt

Männchens war uns sehr widrig. *Forster, second Voyage de Cook. Tom. IV. p. 61.*

p) Die Seebären (auf der St. Elisabeth-Insel) gleichen in der That mehr den Bären als den Löwen. Ihre Farbe und ihr Kopf, nähern sich völlig der Farbe und dem Kopf des Bären, ausgenommen daß ihre Schnauze spitziger ist; auch sind sie ihnen in den Bewegungen, und der Art, wie sie sie vornehmen, gleich.

kömmt beynahe eine kegelförmige Gestalt von den Hüften bis an den Schwanz, der nur 2 Zoll lang ist, so daß die Dicke des Körpers, die um die Schultern herum 4 Fuß 8 Zoll beträgt, um den Schwanz herum nur 1 Fuß 6 Zoll ausmacht.

Der Seebär hat **äussere Ohren**, wie der Seelöwe und die Meerotter, diese Ohren sind einen Zoll und sieben Linien lang, spitzig, kegelförmig, grade, glatt und auswärts mit feinen Haaren bedeckt. 15) Sie haben keine andere Oefnung als eine länglichte Spalte, die das Thier enger machen und verschließen kann, wenn es sich ganz im Wasser untertaucht. Die Augen sind hervorstehend und beynahe so groß wie Ochsenaugen, die Regenbogenhaut ist in denselben schwarz; sie sind mit Augen-Wimpern und Augenliedern versehen, und die Augen werden, wie bey den Robben, von einer Haut beschützt, die in dem großen Augenwinkel entsteht, und womit das Thier es nach Gefallen bedecken kann.

Das **Maul** ist von dem Winkel bis zur Spitze der Schnauze nur ohngefähr drey Zoll lang, und

15) Nach Steller sind die Ohren doch haarig, allein er scheint auch hier mißverstanden zu seyn. Auriculae externae ut in leone marino et lutra marina se habent parvae, acutae, conicae, rigidae, et erectae sunt, *brevissimis pilis tectae*, intus glabrae et politae, rima saltem oblonga et angusta patentes, quas dum sub aquis moratur, contrahere et ne aqua irruat, claudere potest, post aures sub cute parotides ovi columbini magnitudine jacent. *Stell. l. c. p. 335.*

und mit einem Bart besetzt, dessen Borsten fünf Zoll acht Linien Länge haben. Die obere Lefze ragt über der untern anderthalb Zoll hervor, und die Entfernung beyder Lefzen bey geöfnetem Maule beträgt ohngefehr vier Zoll; die Zunge, welche wie bey allen Robben vorne ein wenig gespalten ist, hat die Länge von fünftehalb bis fünf Zoll.

Die Zähne sind sehr spitz, und in jedem Kinnbacken so gesetzt, daß jede Spitze derselben genau in den Zwischenraum, der die Spitze der beyden anderen trennt, paßt. Ihrer sind in allen sechs und dreyßig, nemlich zwanzig oben und sechszehn unten. 1) Vier Schneidezähne in der obern Kinnbacke, die am Ende sich in zwey Spitzen theilen. 2) Zwey Hundszähne, auf jeder Seite einen, ohngefehr vier Linien lang, welche nach inwendig gekrümmt sind. 3) Zwey andere Hundszähne, oder sehr scharfe Vertheidigungswaffen, einen auf jeder Seite, ohngefehr acht bis neun Linien lang; mit diesen zerreißen und verwunden sich diese Thiere grausam. 4) Sechs andere Zähne auf jeder Seite, welche spitzig wie alle die übrigen sind, und die Stelle der Backenzähne einnehmen.

In dem untern Kinnbacken sind, wie in dem obern, 1) vier Schneidezähne vorne in dem Kinnbacken; 2) nur zwey Hundszähne, auf jeder Seite einen, die an der innern Seite schneidend, und die länger als einen Zoll sind. Der Seebär bedienet sich derselbigen im Streit, wie das wilde Schwein seiner Hauer; es fehlen ihm aber die zweyten Hundszähne, die er oben hat. 3) Fünf

spitze Zähne an jeder Seite, die, wie in der obern Kinnlade, die Stelle der Backenzähne vertreten.

Ein dem Bären und Seelöwen gemeinschaftliches Unterscheidungszeichen, wodurch sie sich auch von allen übrigen Thieren auszeichnen, ist die Gestalt ihrer Füße. Sie sind mit einer Flößfeder oder Schwimmhaut versehen, welche vorne an dem Fuß die Zehen zu einem Ganzen verbindet, da an den hintern Füßen die Zehen durch eine Schwimm-Haut verbunden sind, so daß sie beynahe die Gestalt der Schwimmfüße der Vögel haben. Die vordern Füße gebraucht dies Thier zum Gehen auf der Erde, die hintern aber nützen ihm zu nichts als zu schwimmen und sich zu kratzen; es schleppt sie als lästige Glieder auf der Erde hinter sich her, da diese Theile ihres Hinterleibes den Sand und Schlamm in so großer Menge unter ihrem Bauch zusammenfegen und aufthürmen, daß es dadurch gezwungen ist, immer in einer Kreislinie zu gehen; dies ist auch der Grund, warum es nicht auf die Felsen klettern kann.

Die vordern Füße, [16]) die ohngefehr zwey Fuß lang und sieben bis acht Zoll breit sind, sind nicht, wie bey den Robben, zum Theil unter der Haut bedeckt, sondern stehen ganz hervor; diese Füße oder Arme sind mit Haaren bedeckt, ausgenommen die Fußwurzel, der flache Fuß und die Zehen, deren Haut schwarz, kahl, auf dem obern Theil

16) Die Füße sind ausführlich beschrieben von *Steller l. c. p. 335.*

Theil glatt und an dem untern Theil runzeligt ist; inwendig sind sie zusammengesetzt aus dem Hüft-Knochen, Beinknochen, dem Vorderbein, der Handwurzel, der flachen Hand und den Zehenknöcheln. An jedem Fuß sind fünf Zehen, deren Nägel zwey Linien lang sind, der Daum ist unter den Zehen der längste, und die vier andern werden bis zum fünften und letzten, welcher der kürzeste ist, immer kleiner; der erste und zweyte Zehen bestehen aus drey Gliedern, der dritte und vierte aus vier, und der fünfte nur aus zwey.

Die Hinterfüße, deren ganze Länge ohngefehr zwanzig bis ein und zwanzig Zoll beträgt, und ihre Breite fünf bis sechs Zoll, bestehen aus dem Schenkelbein, der Schienbeinröhre und Neben-Röhre, der Fußwurzel des Mittelfußes und den Gliedern der Zehen; der Schienbeinknochen und die Nebenröhre liegen unter der Haut des Körpers verdeckt, die Fußwurzel und der Mittelfuß sind äusserlich sichtbar und mit Haaren bedeckt; er hat auch fünf Zehen, davon jeder mit einem länglichten spitzigen, oben gewölbten und unten ausgehöhlten Nagel versehen ist. Diese Nägel sind am Daumen und letzten äussersten Zehen sehr klein, aber die an den drey übrigen sind ohngefehr einen Zoll lang, und an der Grundfläche vier Linien breit; diese Zehen sind wie bey den Vorderfüßen kurz, oben mit einer glatten und unten mit einer runzelichten Haut bedeckt; der Daumzehen ist um ein Drittheil breiter, als die übrigen, aber eben so lang wie die drey folgenden, der fünfte ist aber weit kürzer; diese Hinterfüße sind nicht so dick als die vordern, und die Glieder der Zehen an denselben

ben sind breiter, platter und dünner; an der Spitze der Glieder fangen die kleinen knorpelichten Knochen-Ansätze an, welche die Spitzen den Spitzen der Schwimmfüße bey Vögeln ziemlich ähnlich machen, und die Schwimmhaut ist an dem Ende in fünf Theile getheilt; der oberste Zehen hat nur zwey Glieder, die vier übrigen aber jeder drey.

Die männliche **Ruthe** ist zehn bis eilf Zoll lang, und hat in dem vordern Theil einen Knochen von beynahe fünf Zoll lang, der dem bey der männlichen Ruthe der Otter gleich kömmt. Die Haut des Hodensacks, die unter dem After liegt und zwey Testikeln von länglichter Gestalt in sich schließt, ist schwarzfarbig, runzelicht und unbehaart; das Weibchen hat nur zwey Brüste, die nahe an dem Wurfe liegen.

Die **Länge der Eingeweide** war bey dem von Herrn Steller beschriebenen Exemplar einhundert und zwölf Fuß und fünf Zoll, wenn man von dem Schlund bis zum After mißt, so daß die Eingeweide alle zusammengenommen sechszehn mahl länger als der Körper dieses Thiers waren, dessen Größe von der Spitze der Schnauze bis am Ende der Zehen an den Hinterfüßen, nur sieben Fuß, einen Zoll und sechs Linien betrug. Bey einem von diesen neugebornen Thieren, war die Länge der Eingeweide nur dreyzehn mahl größer als die Länge des ganzen Körpers.

Wir müssen es noch bemerken und hier wiederholen, daß der **kleine schwarze Robbe**, von dem

dem wir [Vol. XIII. Taf. LIII.] 17) eine Zeichnung geliefert, so viel Aehnlichkeit mit dem Seebären hat,

17) Büffons Allg. Naturg. VII. I. tab. 53. ist die oben bey dem Phoken oder Seekalb gelieferte Abbildung, welche so verschieden von der Stellerschen und hier gelieferten Abbildung des Bärenrobben ist, daß ich diese beyden Thiere nicht blos für Abarten in der Größe, sondern für ganz verschiedne Arten halte. Folgende Schriftsteller gehören nach Erxleben u. a. dahin.

Phoca (pusilla) capite laevi subauriculato, corpore fusco. *Erxleb. Mammal. p. 591. n 9.*

Vitulus maris mediterranei. *Rondel. pisc. p. 453.* (Abb. schlecht.)

Phoca seu vitulus maris mediterranei. *Rondeletius Gesn. aquat. p. 827.* (Abb.)

Les veaux marins. *Dampier voy. I. p. 116.*

Phoca minor, dentibus caninis tectis, palmis anterioribus digitatis, ungulatis, posterioribus latis ordinariis, collo constricto, capite testudinifermi: the tortoise — headed Seal. *Parsons Philos. transact.* XLVII. p. 120. tab. 6.?

Loup marin. *Ulloa voy.* II. p. 2.? 26.?

Zee-Kalf in de Middellandsche Zee gefangen. *Houtt. nat. hist.* II. p. 16. tab. 11. fig. 5.

Le petit Phoque noir. *Buff. hist. nat.* XIII. p. 333.

Le petit Phoque. *Buff. hist. nat.* XIII. tab. 53.

Le Phoque de la Mediterranée et des mers du Midi. *Buff. hist. nat.* XIII. p. 340.

The little Seal. *Penn. syn. quadr.* p. 343. n. 470.

Vitelle

hat, daß man nicht umhin kann, zu vermuthen, er möchte ein einzelnes Thier seyn, das zu dieser Art gehört, oder doch nur eine Varietät, denn er ist dem großen Seebären durchaus gleich, in der Gestalt des Körpers und der Pfoten, die wie eine Hand gestaltet und ganz von Haaren entblößt sind; ferner in der Gestalt der Schneidezähne, die an der Spitze gespalten sind; in den Ohren, die auswärts hervorragen, und endlich in der borstenartigen Eigenschaft und schwärzlichen Farbe seines Pelzwerks. Da zu vermuthen ist, daß dies Thier, ob es gleich eine sehr kleine Gestalt hatte, erwachsen war, weil es alle seine Zähne voll ausgebildet hatte, so könnte man glauben, daß es eine zwote Art oder Race von Seebären gäbe, die kleiner als die erstere ist, und daß man auf diese zwote Art das beziehen muß, was Reisende von den kleinen Seebären gesagt haben, q) [18]) die sie in verschiedenen

Vitello marino picciolo. *Aless. quadr.* IV. tab. 171. (Büff. Abb.)

Müller Natursyst. I. tab. 11. fig. 5. Houtt.

Der kleine geöhrte Seehund. Phoca pusilla. Schreber Säugth. III. p. 314. n. 9. tab. 85. (Büff. Abb.)

Der kleine Seehund. Müller Natursystem. Suppl. p. 26.

Die kleine geöhrte Robbe. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 423. n. 384.

Phoca (pusilla) capite laevi subauriculato corpore fusco. *Linne Syst. Nat. a Gmel. ed.* XIII. I. p. 65. n. 10.

q) Die Herren Forster und de Pagés.

18) Die

denen Gegenden der südlichen Halbkugel gesehen haben, r) die man aber bisher nur auf der nördlichen Halbkugel kannte.

18) Diesen kommt wohl Pennants Falklandsrobbe am nächsten, welche vier Fuß lang ist, kurzes graues Haar mit schmutzig weißen Spitzen hat, und lange schwarze straffe Borsten auf der kurzen Nase. Die Ohren sind kurz, eng und zugespitzt. Zu jeder Seite des Hundszahns ist ein kleinerer zweyter. An den Vorderfüßen sind keine Nägel, aber unter dem Felle deutliche Spuren der fünf Zehen, über welche das Fell weit hinausgeht. Die Hinterfüße haben vier lange starke Klauen, worüber das Fell gleichfalls weit hinausläuft. Er wohnt um Juan Fernandez und dortigen Meeren. Phoca australis. Falkland Seal. *Pennant* II. p. 521. Zimmerm. geograph. Zool. III. p. 276. n. 1.

r) In der Dusky-Bay auf Neu-Seeland, in Neu-Georgien, unter dem 54ten Grad südlicher Breite; Forster, Cooks 2te Reise. Tome I. und Tome IV. p. 174 und 84. Herr de Pages hat diese kleine Art auch am Cap gesehen, und ich glaube, daß man das hier anführen kann, was Dampier von den Seekälbern sagt, die sich auf der Juan Fernandez-Insel in Menge finden. „Diese Thiere, sagt er, sind auf dieser Insel bey Tausenden, sie haben die Größe eines gewöhnlichen Kalbes, ihr Kopf ist wie ein Hundskopf gestaltet. Ihr Haar hat verschiedene Farben, nemlich schwarz, grau, braun, gefleckt, und scheint anfänglich, wenn sie aus dem Meere herauskommen, sehr glatt und anmuthig, sie haben ein so feines und kurzes Haar, daß ich nie ähnliche irgendwo gesehen habe. Es sitzen ihrer immer bey Tausende in den Bayen um der Insel herum, wo sie entweder hin nach das Meer gehen, oder vom Meer zurückkommen. Auf einer bis zwey Landmeilen sieht man die Insel und die Gegend umher ganz mit diesen Thieren bedeckt, die auf der

Uebrigens ist diese kleine Race oder diese Art von Seebären, dem großen sowohl in den Farben des Haars und in der Gestalt des Körpers, als in seinen

Oberfläche des Wassers spielen, oder auf der Erde sich sonnen. Wenn sie aus dem Meer herauskommen, rufen sie ihre Jungen, und blöcken wie die Schaafe, und ob sie gleich durch eine große Menge von andern Jungen durchgehn müssen, ehe sie zu die Ihrigen kommen, so lassen sie sich doch nur von ihren eigenen saugen; die Jungen sind jungen Hunden ähnlich, und lieben sehr das Land, werden sie aber vertrieben, so suchen sie eben so gut als die Alten das Meer, und schwimmen sehr geschwinde und sehr leicht, ob sie gleich auf dem Lande ausserordentlich träge sind, und sich nur von ihrem Wege entfernen, wenn man sie geschlagen hat; wenn sie aber die, die sie schlagen, anfallen, so tödtet sie ein Schlag auf der Nase auf der Stelle. Man findet sie sowohl in den kalten als warmen Gegenden, in den kalten halten sie sich gerne bey Eisstücken auf, worauf sie sich hinlegen und in der Sonne wärmen, so wie sie es auf der Fernandez-Insel machen, wenn sie auf dem Lande sind. Es giebt viele in den südlichen Theilen von Afrika, um dem Vorgebürge der guten Hofnung herum, so wie in Amerika in der Magellanischen Straße . . . sie sind an der ganzen Küste des Südmeers dieses festen Landes von Terra del Fuego bis an die Aequinoctial-Linie; an der nördlichen Seite dieser Linie aber habe ich sie nur auf dem 21ten Grade der Breite gefunden, in Ost-Indien habe ich sie niemals gesehen. Ueberhaupt suchen diese Thiere die wüsten Gegenden der See-Küsten und die Ufer des Meeres auf, wo es viele Fische giebt, weil sie davon leben Die Fische, die sie essen, sind Schellfische, Felsenfische ꝛc., die an den steinigten Küsten im Ueberfluß sind. Dampiers Reise. I. Th. p. 116. u. f. f.

V.

Hier ist keine Art bestimmt.

O.

seinen Sitten und natürlichen Gewohnheiten völlig gleich. Nur scheint es, da sie weit kleiner sind, daß sie auch viel furchtsamer als die großen sind. Diese Thiere, sagt Herr de Pages, suchen sich nur an der Meerseite zu retten, und beißen das nur, was ihnen gerade in den Weg kommt; verschiedene gingen sogar, da sie sich retteten, uns zwischen den Füßen durch; sie machen sich mit dem Menschen leicht vertraut; ich habe acht Tage lang zwey lebendige in einem Kufen gehabt, das fünf Fuß im Durchmesser hielt. An dem ersten Tage hatte ich einen Fuß hoch Meerwasser hineingießen lassen, da sie aber dies zu vermeiden versuchten, so brachte ich sie in süßem Wasser, hier fühlten sie auch einen Zwang, und ich ließ sie auf dem Trocknen; sobald kein Wasser mehr darin war, schüttelten sie sich wie Hunde, sie kratzten sich, putzten sich mit ihrer Schnauze und rieben sich einer an dem andern, sie nieseten auch wie Hunde.

Als die Sonne schien, ließ ich sie auf dem Schifskastell frey, wo sie mir, sobald sie das Meer sahen, wegzukommen suchten; auf der Erde rieben sie sich, und fanden auch ein Vergnügen daran, sich von Menschen reiben zu lassen, bey denen sie ziemlich vertraut herumgingen; sie berochen sogar die Leute vom Schifsvolk, und suchten nach den hohen Oertern hinaufzuklettern, um besser der Sonnenwärme zu genießen.

Sie zeigten eine wechselseitige Freundschaft gegen einander, sie rieben und kratzten sich einer den andern, und wenn man sie trennte, suchten sie sich bald wieder zu vereinigen, man durfte nur einen

fortnehmen, um sich von dem andern begleiten zu lassen; man bot ihnen Fische, Seegras und in Wasser geweichtes Brod an, sie berochen und nahmen was man ihnen anbot, verschluckten es aber nicht und gaben es gleich wieder von sich. An dem siebenten Tage bekam einer von ihnen ein starkes Zucken und heftiges Schluchzen; er öfnete das Maul, indem er einen grünlichen Saft von sich gab, und nagte an dem Holz des Kufens, ich ließ ihn also ins Wasser werfen. Am folgenden Tage ließ ich den andern auf einer Wiese frey, aber er fraß nichts, ich trieb ihn nach dem Meer hin und er schwamm im Anfange sehr langsam, da er sich aber eine lange Zeit in dem Wasser untergetaucht, kam er frölicher als vorher auf der Oberfläche wieder zurück, wahrscheinlich hatte er Nahrung zu sich genommen.

Herr de Pages setzt hinzu, daß die größten Seebären, die er am Cap gesehen hat, nur vier Fuß lang, und daß der größte Theil (wahrscheinlich Weibchen und Junge) nur drittehalb Fuß lang waren. Hierin ist dem Wuchse nach zwischen der von Herrn Steller beschriebenen Art ein großer Unterschied.

Die Haare der Jungen, fährt Herr de Pages fort, sind schwärzlich, werden aber mit dem Alter an der Spitze silbergrau; ihre Zähne sind klein, ihre Haare am Knebelbart ziemlich lang; ihre Gesichtsbildung ist sanft, und ihr Kopf gleicht ziemlich einem Hundskopf, der nur kleinere Ohren haben dürfte, denn die Ohren dieser Seebären sind schmal, haben eine kleine Oefnung und sind nur sieben-

siebenzehn bis achtzehn Linien lang; der Hals ist dick und mit dem Kopf beynahe eben. Der dickste Theil dieses Thiers ist die Brust, von der an, der Schwanz, der nur ohngefehr zwey Zoll lang ist, immer dünner wird.

Die Vorderpfoten werden durch eine knorpelichte Haut, die beynahe die Gestalt der Floßfedern hat, gebildet; diese Haut ist an dem Vordertheil stärker als an dem hintern; diese Pfoten haben fünf Zehen, die nicht so weit als die Schwimmhaut gehen, am merklichsten ist der inwendige, so wie auch seine Glieder, weniger sind es die beyden folgenden, und die beyden äussern so kaum. Jeder Zehen ist mit einem kleinen, und da er mit Haaren bedeckt ist, kaum sichtbaren Nagel versehen.

Die Hinterpfoten haben auch fünf Zehen, von denen die drey mittelsten deutliche Glieder und Nägel haben, die übrigen zeichnen sich in dieser Rücksicht wenig aus. Sie haben einen sehr kleinen und sehr dünnen Nagel. Die Zehen sind alle wie bey der Gans mit einer Schwimmhaut vereinigt. f)

f) Anmerkung des Herrn de Pages, über die Seebären am Vorgebürge der guten Hofnung. V.

Anhang
zu der kleinen geöhrten Robbe.

Du Hamel du Monceau Traité de peches. II. Part. Tab. XII. fig. 1. u. 2.

Die Arten der Robbengattung sind freylich noch lange nicht bestimmt genug, und wenn man sie blos nach den Farben unterscheiden wollte, so würden manche bloße Spielarten zu Arten gemacht, und andere verschiedene Arten zu einer gerechnet werden. Die kleine geöhrte schwarze Robbe kann ich aber mit unserm Verfasser nicht zu der Bären-Robbe rechnen, da sie in der Größe, dem Aufenthalt, den Sitten und dem Baue verschieden ist. Man darf nur die Füße der Bärenrobbe in der Stellerschen Abbildung mit denen der kleinen geöhrten Robbe in der Büffonschen Abbildung vergleichen, um den großen Unterschied zu finden; mehrere giebt die Beschreibung an.

Allein ich finde von dem Herrn Dühamel du Monceau, in seinem großen Werk von der Fische-

Der kleine geöhrte Robbe.

T. 264.

Büff. Thiere XVI. Th. Du hamel du monceau II. Part. T. XII. F. L.

Der kleine geöhrte Robbe von unten.

S. 264.

Büff. Thiere XVI. Th. Du hamel Part. I. XII. Fig.

rey, [19]) die Beschreibung und Abbildung einer **kleinen schwarzen Robbe mit feinen wellenförmigen Haaren**, welche ganz mit des Grafen von Büffons kleinen geöhrten Phoke übereinzukommen scheinet, und die hier wohl einen Platz verdienet.

Dieses Thier war mit Werg ausgestopft und gut erhalten; es ward so gut als nur möglich abgebildet. Die Länge betrug von der Schnauze bis an das Ende des kleinen Schwanzes zwey Fuß und einige Zoll; der Kopf war mittelmäßig dick und hatte einige Aehnlichkeit mit einem Katzenkopfe in der Gestalt der Schnauze, die nicht sehr lang war, und Bartborsten hatte. Der Rachen war nicht sehr groß, der obere Kinnbacken aber etwas länger als der untere.

Die Augen waren oval, ziemlich groß, und standen zwey Zoll und vier Linien entfernt von dem Ende der Schnauze. Die Ohren waren klein und vier Zoll sechs Linien von dem Ende der Schnauze entfernt.

Das Gelenk der Vorderbeine am Leibe war beynahe dreyzehn Zoll von dem Ende der Schnauze entfernt; die ganze Länge der Beine betrug ohngefähr sechs bis sieben Zoll; der zunächst am Leibe gelegene Theil, welcher beynahe die Hälfte der Länge des Arms ausmachte, war beynahe rund und mit

19) *Du Hamel traité des Peches. Part. II. Sect. X. Chap. III. Amphib. Art. I. Descript. d'un petit Phoque noir, a poil fin et ondé. p. 51. Tab. XII. fig. 1. et 2.*

Haaren bedeckt; der äussere Theil, den man als die Pfote betrachten kann, war breit und flach, und hatte beynahe die Gestalt einer Hand, aber man bemerkte nicht so deutlich daran die Zehe und Nägel als an den mehrsten andern Arten dieser Gattung; so daß dieses eine wahre Schwimmflosse ist. Ich sage, daß man die Zehe nicht deutlich sahe, weil die Erhabenheit, welche die Zehe zu seyn schienen, auf die Haut geleimt zu seyn ließe, die sie unterstützt. Am Rande sahe man einen Höcker, der einen Knöchel zu bilden schien.

Von dem Gelenke der Vorderbeine bis zu dem Gelenke der Hinterbeine, war der Leib etwas über einen Fuß lang, und nahm allgemach an Dicke ab, wie man es fast bey allen Fischen findet. Dieser Theil würde vielen Fischen gleich sehen, wenn die beyden Hinterfüße nahe aneinander lägen, wie es im Leben geschieht, dann würden sie einen Flügel bilden, beynahe wie einen Fischschwanz; sie sind nur auseinander gezogen, damit man sie besser in einzeln Theilen übersehen könne.

Die Hinterbeine waren den vordern ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß die Pfoten größer und die Zehe etwas merklicher waren; aber die Zehe schienen immer auf der Haut, die sie trug, wie angeleimt zu seyn. Besonders war es, daß die fünf Zehe etwas merklicher an den Hinterfüßen als an den Vorderfüßen zu sehen waren, da man bey den mehrsten übrigen Arten dieser Gattung das Gegentheil findet.

Das Ende dieser Art von Zehe war hart, ohne die Gestalt der Nägel zu haben. Am Ende des Leibes sitzt ein sehr kurzer behaarter Schwanz. Der Umfang des Kopfs bey den Augen betrug neun Zoll; der größte Umfang des Leibes bey den Vorderfüßen achtzehn Zoll; nahe am Halse sieben Zoll und sechs Linien.

Der Herr Duhamel du Monceau meint, der Büffonsche kleine geöhrte Phoke sey nur hauptsächlich durch den Mangel des herausstehenden Vorderarms von dem seinigen verschieden, die aber wahrscheinlich mit größerem Alter länger geworden seyn würden. a. a. O.

Ich glaube aber, daß die von dem Herrn Duhamel du Monceau beschriebenen Vorderarme bey dem Ausstopfen etwas zu lang hervorgezogen sind. Uebrigens sind sich beyde Thiere höchst ähnlich; man siehet, daß die Ohren ebenfalls klein und nur etwas lang gezogen und zusammengedrückt sind. [20])

O.

20) Herr J. F. Gmelin ist in dem Linneischen System ungewiß, ob Molina's Meerschwein (Phoca porcina) nicht vielleicht eine Abart der kleinen geöhrten Phoke des Büffon sey. *Linne syst. nat. XIII. I. p. 65. n. 10.*

Molina sagt: „Das Meerschwein, Phoca (porcina) capite auriculato, rostro truncato prominente, ist dem Urigan (einer Robbe) an Gestalt, Haar und Lebensart gleich, unterscheidet sich aber davon an der Schnauze, die länger ist und sich wie ein Schweins-

Schweinsrüßel endigt; an den Ohren, die sich weiter hervorstrecken, und an den Vorderpfoten, die fünf gut gebildete, aber ganz mit einer Haut bedeckte Zehen haben. Diese Robbe, die man selten in den chilesischen Gegenden siehet, ist drey oder vier Fuß lang. Der Name Meerschwein ist vielen Seethieren gegeben, paßt aber auf keins ausser diesem." Molina Chili. p. 248. n. 2.

Bey so unbestimmter Beschreibung will ich mich gar nicht auf Vergleichung einlassen, und blos bemerken, daß man es mit dem Schweinsrüssel wohl nicht so genau nehmen müsse, da Molina die aufgeblasene Schnauze des Ansonschen Seelöwen sogar einen Rüssel nennt, den er mit dem vom Elephanten vergleicht.

O.

CXLIX.

Der Seelöwe

S. 269.

Büff. Thiere XVI. Th. Büff. Suppl. T. XI. Tab. 48.

CXLIX.

Der Seelöwe. a) 1)

Buffon quadr. Suppl. in 12. Tom. XI. pl. 48.

Von dem Geschlecht der Robben, die auswärts Ohren haben, ist der Seelöwe der größte. Er ist ungleich stärker und dicker als der Seebär. In-

a) *Lion de mer* oder *lion-marin.* Beauchêne Gonin; *navigations aux terres australes, tome* II. — Bougainville, *voyage autour du monde.* — François Pretty, *Collection d' Hackluyt, tome* III. — Sir Richard Hawkins, Sir John Narborough, Labbe *lettres des Missionaires, tome* XV. — Dom Pernetty, Bernard Penrose, *Account of the last expedition to port Egmont in Falcklands islands. London in 8. 1775.* — M. Clayton, *transactions philosophiques, volume* LXVI. *partie* I. *page* 101. — Kracheninnikow, *Histoire de Kamtschatka. Lyon* 1767. *tome* I.

Phoca leonina. Steller, *Novi Commentarii Academiae Petrop. tom.* II. *ann.* 1751. *p.* 360.

Der Robbe mit der Mähne, bey Hrn. Forster; — Siwutscha bey den Russen. — Siut bey den Kamtschadalen. — Ulon bey den Korjäcken. — Ktarpe bey den Einwohnern der Kurilischen Inseln.

1) Phoca

Indessen war er bisher wenig bekannt, und wir haben schon angemerkt, daß der wahre Seelöwe, wovon hier die Rede ist, nicht dasjenige Thier sey, dem der Sammler von Ansons Reisen unrichtiger Weise diesen Namen beygelegt hat. Jene Abbildung stellt den Robben mit der runzelichten Schnauze

1) Phoea (iubata) capite subauriculato, collo (maris) iubato. *Erxleb. Syst. Mammal. p.* 582. 3.

Der Seelöwe. Steller Hamb. Mag. XI. p. 451.

Der Seelöwe. Hall. vierf. p. 593.

Die Seelöwen. Müll. Samml. III. p. 250.

Les Lions-marins. *Pernetty voy.* II. *p.* 47. *tab.* 10.

Der Seelöwe. Stell. Kamtsch. p. 97.

Der zottige Seelöwe: Phoca iubata. Schreb. Säugth. III. p. 300. n. 3. tab. 83. (Abbild. von Pernetty).

Phoca (leonina) capite antice cristato. *Müll. Dan. prodr. p.* VIII.

Der Seelöwe: Phoca leonina. *Müll. Natursf. Suppl. p.* 25.

Le Lion-marin. *Buffon ed. in* 12. *Suppl. quadr. Tom.* XI. *p.* 216. *pl.* 48. 49.

Der zottige Seelöwe. Zimmerm. geograph. Zool. in 8. Tom. II. p. 420. n. 377. III. p. 277.

Thopel Lame. Phoca (leonina) capite postice iubato. Molina Naturg. v. Chili. p. 250. n. 4.

Phoca (iubata) cervice (maris) iubata. *Linné Syst. Nat. a Gmel. ed.* XIII. I. p. 63. n. 4.

Der zottige Seelöwe. Naturgesch. der nördl. Polarl. II. p. 167. n. 99.

O.

Schnauze vor, wovon wir die Beschreibung geliefert haben, der aber so wenig auswärts Ohren als Mähnen hat, und der sich von dem Seelöwen noch durch mehrere andre Merkmale unterscheidet. Dieser Irrthum, oder vielmehr diese falsche Anwendung des Namens konnte nicht eher verbessert werden, als bis man das eine sowohl als das andre von diesen beyden Thieren genau kannte. Allein Reisende, die Kenntniß besaßen, b) haben uns neuerdings in den Stand gesetzt, ihre Unterscheidungsmerkmale anzugeben, welche vollkommen hinlänglich sind, sie mit Grunde unter zwey Arten, und sogar unter zwey verschiedene und von einander abgesonderte Geschlechte zu bringen. Wir liefern hier (in der 48ten Kupfertafel) die Abbildung des wahren Seelöwen, so wie er durch Herrn Forster nach dem Leben gezeichnet ist. Dieser Herr ist ein geschickter Naturforscher, und ein erfahrner Reisender, dem wir noch mehrere vorzügliche Bemerkungen über andre Thiere zu verdanken haben.

An den magellanischen Küsten, und an einigen andern Orten der südlichen Halbkugel c) hat er

b) Die Herren Steller und Forster, Vater und Sohn.

c) Die Seelöwen werden von den Seefahrenden, die die südlichen Länder bereist sind, als solche Thiere beschrieben, die den Hals und Kopf mit einer Mähne bedeckt haben, (siehe das angeführte, unter dem Artikel von den Robben, S. 305. in 12mo) und die wir schwerlich wieder kennen konnten (siehe ebendas.), da wir nichts hatten dabey zu vergleichen als den falschen Seelöwen des Anson, oder die große Phoke mit der runzelichten Schnauze. (Siehe den Artikel von den Phoken.)

er ganze Heerden von diesen Seelöwen gesehen. Andre Reisende haben eben diese Thiere in dem Nordmeer bey den Kurilischen Inseln und bey Kamtschatka bemerkt. Herr Steller d) hat verschiedene Monate hindurch auf der Berings-Insel, so zu sagen, unter ihnen gelebt. Solchergestalt ist diese Gattung auf beyden Halbkugeln, und vielleicht unter jeglicher Breite anzutreffen, eben wie die Gattung der Seebären, der See-Ottern und der größte Theil der Robben.

Die Seelöwen leben in großer Anzahl beysammen, doch nicht so zahlreich als die Seebären, mit welchen man sie zuweilen an einem und ebendemselben Ufer sieht. Jeder Haufe besteht gewöhnlich aus einem vollkommen erwachsenen vom männlichen Geschlecht, und zehn bis zwölf weiblichen Geschlechts, e) und Junge von beyderley Geschlecht fünfzehn

d) Novi Commentarii Acad. Petropol. tom. II. ann. 1751. (p. 360.)

e) Die Herren Forster sagen zehn bis zwölf weibliche, und Herr Steller legt ihnen nur ein, zwey bis drey bey; aber das Zeugniß des Herren Forster scheint mehr gegründet zu seyn, da demselben die Anzahl der Jungen, die jeden Haufen begleiten, mehr angemessen ist, und man kann also annehmen, daß wirklich die männlichen eine solche Zahl weibliche haben, als derselbe ihnen beylegt. Uebrigens scheint es, als wenn diese Anzahl von Weibchen unter gewissen Umständen abwechselt; denn in Cooks Reise heißt es: daß man einen männlichen Seelöwen gesehen, der von zwanzig bis dreyßig weiblichen umgeben war, und der es sich sehr angelegen seyn ließ, sie bey sich zu behalten; aber daß

funfzehn bis zwanzig an der Zahl. Zuweilen scheint es, als wenn die männlichen noch eine größere Zahl weibliche bey sich haben, aber oft haben sie deren auch viel weniger. Alle schwimmen mit einander im Meer, und bleiben auch so vereinigt, wenn sie sich auf dem Lande ausruhen. Die Gegenwart oder die Stimme eines Menschen bringt sie zur Flucht, und daß sie sich ins Wasser stürzen; denn obgleich diese Thiere weit größer und stärker sind, als die Seebären, so sind sie demohnerachtet viel furchtsamer. Wenn ein Mensch sie auch nur blos mit einem Stock angreift, so vertheidigen sie sich doch selten, und begeben sich ächzend auf die Flucht. Niemals sind sie der angreifende oder beleidigende Theil, und man kann sich mitten unter ihnen befinden, ohne daß man etwas zu fürchten hätte. f)

Nur

daß man auch andre gesehen hat, die nur einen oder zwey bey sich hatten. Siehe Cooks zweyte Reise. S. 70.

f) „Es war nicht gefährlich mitten unter ihnen zu gehen (auf einer Insel bey Staaten-Land); denn sie begaben sich gleich auf die Flucht, oder sie blieben auch ganz ruhig. Es war blos Gefahr dabey, sich zwischen ihnen und dem Meer zu stellen; wenn sie etwa wodurch erschreckt werden, so stürzen sie in so großer Anzahl auf die Wellen zu, daß, wenn man nicht von ihrem Wege ausweiche, man gewiß zu Boden geworfen würde. Bisweilen wenn wir sie mit einemmale überrumpelten, oder sie aufweckten (denn sie schlafen viel und sind sehr dumm); so hoben sie den Kopf in die Höhe, schnoben, und zeigten die Zähne, mit so wildem Blick, daß es schien, als wenn sie uns auffressen wollten; aber sobald

Nur alsdenn werden sie gefährlich, wenn sie schwer verwundet, oder aufs äusserste in die Enge getrieben sind. g) Die Noth bringt sie alsdenn zur Wuth, sie kehren sich gegen ihre Widersacher, und streiten mit desto größerm Muth, je übler man ihnen mitgespielt hat. Die Jäger suchen daher, sie lieber auf dem Lande zu überfallen, als sie auf dem Meer anzugreifen, weil sie oftmals die Fahrzeuge umwerfen, sobald sie fühlen, daß sie verwundet sind. Da diese Thiere mächtig und groß sind, und eine ganz vorzügliche Stärke besitzen, so rechnet man es sich bey den Kamtschadalen zur besondern Ehre, wenn man einen männlichen Seelöwen erlegt hat; denn der Mensch, der sich im Stande der Natur befindet, schätzt persönlichen Muth weit höher als wir. Diese Wilden, wenn sie durch solchen eingebildeten Ruhm erhitzt sind, setzen sich der größten Gefahr aus. Verschiedene Tage hinter einander irren sie auf der See herum, wo ihr einziger Kompaß die Sonne und der Mond ist, um nur Seelöwen aufzusuchen. Gewöhnlich werden sie mit Wurfspießen geschossen, und bisweilen werden die Spitzen derselben vergiftet, davon sie dann binnen vier

sobald wir auf sie zugingen, so flohen sie davon. — Ueberhaupt waren sie so wenig wild, oder vielmehr so dumm, daß sie uns so nahe zu sich gehen ließen, daß wir sie hätten mit dem Stock schlagen können; aber wir schossen die großen mit der Flinte, weil wir glaubten, daß es doch vielleicht gefährlich wäre, sich ihnen zu nähern." Forster. Cooks 2te Reise. 4ter Band, S. 53. und 72.

g) Steller. *Novi Commentarii Academiae Petropol. tom.* II. *an.* 1751. (p. 362.)

vier und zwanzig Stunden sterben. Auch fängt man sie mit Seilen, von einer gewissen Art Ranken, darin sie sich verstricken, lebendig. h) Obgleich diese Thiere ihrer Natur nach sehr roh und wild sind; so scheint es doch, als wenn sie durch die Länge der Zeit mit dem Menschen bekannt werden. Herr Steller sagt: daß wenn man ihnen gut be-

 gegnete,

h) „Nur Leute, die sehr behende und gelenkig sind, legen sich auf diese Jagd. Sie schleichen sich heimlich an ihn heran, und stoßen ihm ein Messer unterhalb dem Schulterblatt in die Brust. Dieses Messer ist an einen langen Riemen, der aus Seehundsfellen gemacht ist, bevestiget der an einen Pfahl angebunden wird. Ein jeder macht sich aufs geschwindeste davon, und in der Entfernung schießt man mit Pfeilen auf ihn, oder wirft ihn mit Messern, um ihn an mehrern Stellen des Leibes zu verwunden, und wenn er abgemattet ist, schlägt man ihn vollends mit Keulen todt.

Wenn man ihn schlafend an der See findet, schießt man ihn mit vergifteten Pfeilen, und läuft geschwinde davon. Das Thier, sobald es fühlt daß es verwundet ist, und den Schmerz, den ihm das Seewasser in seiner Wunde verursacht, ihm unerträglich wird, begiebt sich an das Ufer, wo man es völlig mit Wurfspießen, oder Pfeilen tödtet; oder wer sich hiebey nicht sicher genug dünkt, der wartet es ab, bis es an der erstern Wunde stirbt, welches binnen vier und zwanzig Stunden geschieht. Diese Jagd ist so rühmlich, daß man denjenigen, der die mehresten erlegt, für einen Helden hält, und dies ist die Ursache, daß sich viele darauf legen, nicht sowohl seines Fleisches wegen, das für sehr schmackhaft gehalten wird, als um sich Ehre zu erwerben." Krascheninnikow, *Histoire du Kamtschatka. tom. I. page 282.* (*Steller l. c. pag.* 362. W.)

gegnete, man sie zahm machen könnte, und setzt hinzu: daß sie sich so daran gewöhnt hätten, ihn zu sehen, daß sie bey seinem Anblick nicht mehr, wie anfänglich geflohen wären; sondern sie hätten ihn ganz ruhig angesehen, als wenn sie ihn mit einer besondern Aufmerksamkeit betrachtet. Endlich hätten sie dergestalt alle Furcht fahren lassen, daß sie ganz frey ihr Wesen getrieben, und sich sogar vor seinen Augen gepaart hätten. Herr Forster sagt auch: er habe einige gesehen, denen der Anblick der Menschen so gewohnt worden wäre, daß sie den Schiffsböten in der See gefolgt wären, und es geschienen habe, als wenn sie die Handthierungen auf denselben besonders beobachteten.

Obgleich die Seelöwen ihrer Natur nach weit sanfter sind, als die Seebären, so hatten doch die Männchen oftmals untereinander blutige Kämpfe. Man hat solche gesehen, deren Körper zerfetzt und mit großen Narben bedeckt war. Sie schlagen sich, um ihre Weibchen i) gegen einen Nebenbuhler, der sie ihnen abspenstig machen und entführen will, zu beschützen. Wenn der Streit geendigt ist, wird der Ueberwinder der Herr von der ganzen Familie des Ueberwundenen. Sie schlagen sich auch wohl, um den Platz zu behaupten, den jedes Männchen stets auf einem geräumigen Stein einnimmt, welchen es sich zum Wohnsitz gewählt hat.

So-

i) Ich habe sie zwey oder drey Tage hinter einander, wegen eines Weibchens, das ein ander Männchen entführen wollte, streiten gesehen. *Steller. Novi Commentarii Academiae Petropol. tom.* II. *ann.* 1751. *p.* 365.

Sobald nun ein ander Männchen ihn davon vertreiben will, so hebt der Streit an, und endigt sich nicht eher, als mit der Flucht oder dem Tode des Ueberwundenen. k)

Die Weibchen schlagen sich niemals, weder unter einander, noch mit den Männchens. Es scheint, als wenn sie sich in einer unbedingten Abhängigkeit von dem Oberhaupte der Familie befänden. Gewöhnlich werden sie von ihren Jungen beyderley Geschlechts begleitet. Sobald aber zwey Männchen, das heißt, zwey Häupter verschiedener Familien handgemein werden; so kommen alle Weibchen mit ihrem Gefolge heran, um Zeugen des Streits zu seyn; und wenn das Oberhaupt eines andern Haufens ebenfalls sich dem Schauspiele nähert, und entweder für oder gegen einen der Streitenden, Parthey ergreift, so zieht dieses Beyspiel bald mehrere andre Oberhäupter herbey, und dann wird der Kampf fast allgemein, und beschließt mit einem großen Blutvergießen, und öfters mit dem Tode mehrerer Männchen, deren Familien sich darauf zum Vortheil der Ueberwinder

k) Die Seelöwen leben in großen Heerden vereinigt. Die ältesten und ausgewachsensten, halten sich abgesondert. Jeder von ihnen wählt sich einen geräumigen Stein, zu welchem sich kein andrer, ohne einen hitzigen Streit sich zuzuziehen, nahen darf. Wir haben sie oftmals mit ganz besondrer Wuth, die sich nicht beschreiben läßt, sich einander angreifen gesehen, und verschiedene trugen auf ihren Rücken Schmarren, die sie in diesen Gefechten davon getragen. Forster. Cooks zweyte Reise. B. 4. S. 55.

vereinigen. Man hat bemerkt, daß die sehr alten Männchens sich in diese Kämpfe nicht mischen. Sie fühlen wahrscheinlich ihre Schwäche; denn sie halten sich sorgfältig entfernt, und bleiben ruhig auf ihrem Steine, ohne es aber doch andern Männchens, und selbst nicht einmal den Weibchens zu erlauben, sich demselben zu nähern. l) In dem Gefecht vergessen die meisten Weibchens ihre Jungen und suchen sie von dem Schauplatz zu entfernen, indem sie sie fliehen, daher man ein ganz anderes Naturel bey ihnen als bey den See-Bären bemerkt, deren Weibchens ihre Jungen mit sich nehmen, wenn sie sie nicht vertheidigen können, interessen giebt es auch zuweilen alte Löwinnen, die ihre Jungen auch in ihrem Maul mit fortnehmen, m) andere die soviel Neigung zu ihnen hegen, daß sie sie nicht verlassen, und sich sogar auf der Stelle tödten lassen, indem sie sie zu vertheidigen suchen; n) dies muß aber eine Ausnahme seyn, denn

l) Wir bemerkten hie und da einen Seelöwen, der allein lag und brummete, an einem abgelegenen Orte, der es nicht litte, daß weder männliche noch weibliche Seelöwen sich in seinem Bezirk aufhielten. Wir machten den Schluß, daß diese alt und hoch bey Jahren seyn müßten. Forster. Cooks zweyte Reise. B. 4. S. 71.

m) Die Seelöwen erwarteten gemeinschaftlich unsere Annäherung, sobald aber einer aus dem Haufen getödtet war, so machten sich die übrigen eilends auf die Flucht; einige Weibchens trugen hier ihr Junges im Maul, aber die meisten waren so erschrocken, daß sie sie hinter sich zurückließen. Forster. Cooks zweyte Reise. B. 4. S. 55.

n) Memoire sur les Phoques communiqué à Mr. de Buffon, par Mr. Forster.

denn Herr Steller behauptet, daß diese Weibchens nur sehr wenig Zuneigung zu ihre Jungen zu haben scheinen, und daß sie gar nicht darüber in Bewegung gerathen, wenn man sie ihnen raubt; er setzt hinzu, daß er sogar selbst verschiedene mahl vor dem Vater und der Mutter Junge weggenommen, ohne die geringste Gefahr zu laufen, und ohne daß diese unempfindlichen oder ausgeartetn Thiere ihre Pflicht beobachtet, und ihnen geholfen oder sie gerächet hätten.

Uebrigens, sagt er, sind nur die Männchens unter sich wild und grausam, selten mißhandeln sie ihre Jungen oder ihre Weibchens, sondern zeigen viele Zuneigung zu ihnen, und freuen sich über ihre Liebkosungen, die sie mit Gefälligkeit erwiedern; was aber sonderbar scheinen würde, wenn man in unseren Serrails keine Beyspiele davon hätte, ist, daß sie in der Begattungszeit nicht so gefällig und trotziger sind, und das Weibchen den ersten Schritt thun muß; o) der männliche Gebieter scheint nicht

o) Vor der Begattung gehen verschiedene sonderbare Liebkosungen vorher; das schwächere Geschlecht muß den ersten Schritt thun. . . Das Weibchen drückt sich zu den Füßen des Männchens nieder, kriecht unzählige mahl um ihn herum, und bringt von Zeit zu Zeit seine Schnauze der seinigen näher, als ob es ihn küssen wollte. Das Männchen scheint bey dieser Ceremonie launisch zu seyn, es grunzt und zeigt dem Weibchen die Zähne, als wenn es sie beißen wollte; das nachgebende Weibchen zieht sich bey diesem Signal zurück, und kömmt nachher, um seine Liebkosungen wieder anzufangen und die Füße des Männchens zu lecken. Nach einem langen

nur gleichgültig und verschmähend zu seyn, sondern zeigt auch Unzufriedenheit, und wird nicht von Empfindlichkeit gerührt und giebt ihrem Zudringen nach, als nachdem sie ihm wieder verschiedene mahl zuvorgekommen ist. Dann stürzen sich beyde ins Wasser, machen verschiedene Bewegungen darin, und nachdem sie eine Zeitlang eben fortgeschwommen, kömmt das Weibchen zuerst aufs Land zurück, und legt sich auf den Rücken, um ihren Gebieter zu erwarten und aufzunehmen. Das Männchen steht während der Begattung, die acht bis zehn Minuten dauret, auf den Vorderfüßen, und da sein Körper um ein Drittheil größer ist, als bey dem Weibchen, so liegt er mit dem ganzen Kopf über sie weg.

Diese Thiere wählen sich immer wie die See-Bären wüste Inseln, um hier ihre Jungen zu werfen und sich dann den Vergnügungen der Liebe zu überlassen. Herr Forster, der sie auf den magellanischen Küsten beobachtet hat, sagt, daß er im December- und Januarmonat, das ist in dieser Himmelsgegend zur Sommerzeit, von ihrer Liebe und ihrer Begattung Zeuge gewesen. Herr Steller, der sie ebenfalls auf den Küsten von Kamtschatka und auf den benachbarten Inseln beobachtet hat, ver-

Vorspiel dieser Art, gehen beyde ins Wasser und machen verschiedene Wendungen, indem einer den andern verfolgt, endlich geht das Weibchen zuerst ans Ufer, wo es sich auf den Rücken legt, das Männchen, was ihr auf dem Fuße nachfolgt, bedrückt es in dieser Lage, und die Begattung dauret acht bis zehn Minuten. *Extrait du memoire communiqué par M. Forster.*

versichert, daß sie sich immer in den August- und Septembermonaten paaren, und daß die Weibchens im Juliusmonat werfen; p) die Seelöwen scheinen also in den entgegengesetzten Himmelsstrichen sich immer im Sommer wieder zu suchen, und eilf Monate zu tragen; indessen sagt der nemliche Herr Steller ganz bestimmt, daß die Weibchens nur neun Monate tragen, als wenn er nicht gerechnet hätte, daß es vom September und August bis zum Julius nicht neun Monat, sondern zehn bis eilfe wären. Diese beyden Reisenden sind sich in der Zahl der Jungen, die das Weibchen jedesmal wirft, nicht einig, nach Stellern giebt sie nur eins, und nach Forstern zwey; q) aber es kann seyn, daß sie gewöhnlich nur eins und bisweilen zwey zur Welt bringen, und daß sie in Kamtschatka auch nicht so fruchtbar als in den Magellanischen Ländern sind, und endlich ists möglich, daß Herr Forster, da die Jungen vom vorigen Jahr mit denen vom folgenden Jahr der Mutter nachfolgen, sie nicht unterschieden, wenn er ein Weibchen in Begleitung von zwey Jungen sahe. Eben diese Reisenden erzählen, daß diese Thiere und be-

p) Eben dies sagt Krascheninnikow in seiner Geschichte von Kamtschatka.

q) Herr Krascheninnikow sagt sogar drey bis vier, welches nicht wahrscheinlich ist.

V.

Steller sagt: Vnus suas saepe 2, 3, 4 foemellas habet, pariunt circa initium Julii. Daher hat Krascheninnikow vielleicht flüchtig so viel Jungen genommen.

C.

sonders die Männchens nichts essen, so lange die Begattungszeit dauret, r) so daß sie nach dieser Zeit immer sehr mager und kraftlos sind. Die, welche sie zu dieser Zeit geöfnet, hatten nichts als kleine Steine in ihrem Magen, da sie sonst zu jeder andern Zeit sehr fett sind, und ihr Magen mit Fischen und Schaalthieren angefüllt ist, die sie in großer Menge essen.

Die Stimme der Seelöwen ist nach dem Alter und Geschlecht verschieden, und man kann sogar von weiten das Geschrey der erwachsenen Männchen von dem Geschrey der Jungen und Weibchen leicht unterscheiden. Die Männchen haben ein Gebrüll, das dem Ochsengebrüll ähnlich ist,

r) So lange die Robben ihre Brunstzeit haben, sagt Herr Forster, welches einige Monate dauret, nehmen sie gar keine Nahrungsmittel zu sich, so daß sie nach dieser Zeit sehr mager und kraftlos nach dem Meer zurückkehren; wir fanden verschiedene runde Kieselsteine in ihrem Magen, die eine Faust groß waren, und in einigen waren bis auf zwanzig Kieselsteine, ohne daß man weiß, wozu ein Instinkt dient, der diese Thiere Steine zu verschlucken nöthigt. Wir bemerken nur noch, daß Beauchene Gonin, ein französischer, sehr geschickter und glaubwürdiger Seefahrer, eben diesen Umstand anführt, und hinzusetzt, was man vielleicht kaum glauben mag, daß die Steine den Anschein hätten, als wenn sie schon zum Theil verdauet wären. Sollte der Magensaft dieser Thiere so scharf seyn, daß sie Steine nöthig hätten, um ihm, wenn sie nicht essen, eine Arbeit zu geben? Extrait du memoire de Mr. Forster, der oben angeführt ist. Man sehe auch Cooks zweyte Reise, tom. IV. p 56. und die Geschichte der Reisen nach den Südländern, tome II.

ist,[f]) und wenn sie böse sind, geben sie ihren Zorn durch ein starkes Schnarchen zu erkennen. Die Weibchens haben auch eine Art von Gebrüll, das aber schwächer als bey dem Männchen und dem Blöcken eines jungen Kalbes ziemlich ähnlich ist; die Stimme der Jungen hat mit einer Lammes-Stimme von etlichen Monaten viele Aehnlichkeit, so daß man in der Entfernung glauben sollte, man höre Ochsen- und Schaafheerden, die sich an den Küsten weit und breit versammlet, ob es gleich nichts anders als Haufen von Seelöwen sind, deren Gebrülle nach den verschiedenen Tönen und Abänderungen derselben sich ziemlich weit hören lassen, und den Reisenden ein Zeichen geben, daß sie sich dem Lande nähern, da die kurzen Tage an diesen Seeküsten sie oft ihrem Blick entziehen. [t])

Die Seelöwen haben mit den Seebären einerley Gang, sie schleppen sich nemlich mit Hülfe ihrer Vorderfüße auf der Erde fort, aber noch weit schwerfälliger und ungeschickter. Einige unter ihnen, wahrscheinlich sind dies die Alten, sind so unbeholfen, daß sie den Stein, den sie zu ihrem Aufenthalt gewählt, nicht verlassen, und den ganzen Tag mit Schlafen und Schnarchen darauf zubringen;

f) Der Lärm, den alle diese Thiere machten, betäubte uns die Ohren; die alten männlichen Löwen schrieen und brüllen wie zornige Stiere oder Löwen, die Weibchens blöckten völlig wie Kälber, und die Jungen (Seelöwen) wie Lämmer. Forster, *Second voyage de Cook. tom. IV. p. 55.*

t) Krascheninnikow *Histoire de Kamtschatka. Lyon, 1767. tome I. p. 285.* (teutsch p. 150. Ü.)

gen; auch die Jungen sind nicht so lebhaft wie die jungen Seebären; man trift sie oft, daß sie an dem Ufer eingeschlafen sind, ihr Schlaf ist aber so leicht, daß sie bey dem geringsten Geräusch aufwachen und nach der Seeseite fliehen; sind sie vom Schwimmen ermattet, so legen sie sich ihrer Mütter auf den Rücken, aber der Vater läßt sie nicht lange darauf, sondern macht, daß sie herunterfallen, als wenn er sie dadurch nöthigen wollte, sich zu üben, und durch das wiederholte Schwimmen zu stärken. Ueberhaupt schwimmen alle diese Seelöwen, sowohl erwachsene als junge, sehr schnell und leicht; sie können auch sehr lange unter dem Wasser bleiben, ohne Othem zu holen; sie hauchen starken Geruch von sich, der sich weit verbreitet; ihr Fleisch ist fast schwarz und hat einen ziemlich unangenehmen Geschmack, besonders das von den Männchens, indessen sagt Herr Steller, daß sich das Fleisch an den Hinterfüßen oder Schwimm-Füßen sehr gut essen läßt; er mag dies aber wohl nur von Reisenden verstehen, die desto leichter zu befriedigen sind, da sie so zu sagen jedes andern Nahrungsmittels entbehren; sie sagen auch, daß das Fleisch der Jungen weißlicht ist und sich essen läßt, ob es gleich etwas unschmackhaft und ziemlich unangenehm von Geschmack ist; ihr Fett ist sehr häufig und dem Seebärenfett ziemlich ähnlich, und ob es gleich nicht so thranigt wie bey den übrigen Robben ist, so läßt es sich doch eben so wenig essen. Diese große Menge Fett und ihr Pelzwerk schützen sie in den eisigten Gegenden gegen die Kälte; in warmen Himmelsstrichen scheint es aber, daß es ihnen um so mehr schaden würde, da man kein Abwerfen des Haars bey ihnen bemerkt, und keine

Ab-

Abnahme ihrer guten Leibesbeschaffenheit, unter welcher Breite man sie auch antraf. u) Diese beyd-lebigen Thiere unterscheiden sich also hierin von den Landthieren, die ihr Haar verändern, wenn man sie in andere Himmelsgegenden bringt.

Der Seelöwe unterscheidet sich auch von allen andern Seethieren durch ein Kennzeichen, was ihm die Benennung gegeben hat, und was ihm in der That einige äussere Aehnlichkeit mit dem Landlöwen giebt, nemlich seine Mähne. Sie hat ein dichtes, wellenförmiges, zwey bis drey Zoll langes Haar, ist von einer dunkelgelben Farbe, und geht über die Stirne, die Wangen, den Hals und die Brust; diese Mähne richtet sich auf wenn er zornig ist, und giebt ihm einen drohenden Anblick. x)

Das

u) Der Seelöwe (auf den Küsten von Brasilien) unterscheidet sich nur von dem Seewolf (der hier auch gewöhnlich und wahrscheinlich der Seebär ist) durch die langen starken Haare, die ihm an dem Halse herabhängen. Wir sahen ihn so groß als Stiere; einige tödtete man, und ihr Körper war nichts als eine Fettmasse, woraus man Thran macht ꝛc. *Lettres edifiantes, quinzieme recueil. p. 344. et suiv.*

x) In Thomas Candisch Reise lieset man, daß es in diesem Hafen (Debré) einige Inseln giebt, wo man eine große Menge Seehunde sieht, die ausserordentlich hoch und stark sind und eine schlechte Gestalt haben; der Vordertheil des Körpers kann nicht besser als mit einem Löwen verglichen werden; ihr Hals und der ganze Theil, der sich unten zeigt, ist mit langen storren Haaren bedeckt. *Olivier de Noort;* Recueil de Voyages qui ont servi à l'établissement des Indes orientales. *Amsterdam 1702. tome II. pages 14 et 15.*

Das Weibchen, das einen kürzern und dünnern Körper als das Männchen hat, hat nicht die geringste Spur von dieser Mähne, ihr ganzes Haar ist kurz, glatt, glänzend und hat eine ziemlich helle gelbliche Farbe; bey dem Männchen ist es, die Mähne ausgenommen, ebenfalls glänzend, glatt und kurz, doch ist es bräunlichgelb und dunkeler als bey dem Weibchen; es hat gar keinen Filz oder kleine wolligte Haare unter den langen Haaren wie der Seebär. Uebrigens verändert sich die Farbe dieser Thiere nach dem Alter; die Alten vom männlichen und weiblichen Geschlecht haben ein falbes Haar, und an dem Hals und dem Kopf sind sie bisweilen weiß; die Jungen haben gewöhnlich eben die dunkelfalbe Farbe, die die Alten haben, doch giebt es einige, die schwarzbraun, und andere, die wie die Alten und Weibchens blaßfalb sind.

Die Schwere dieses großen Thiers beträgt ohngefehr funfzehn- bis sechszehnhundert Pfund, und die Länge desselben, wenn es seinen völligen Wachsthum erreicht hat, zehn bis zwölf Fuß. y)

Die

y) Ueber die Schwere der Seelöwen sind sich die Reisenden einig, aber über den Wuchs sind sie es nicht: Einige geben ihre Länge zwölf bis vierzehn Fuß an, und Don Pernetti macht sie noch größer. Herr Steller sagt, daß ihr Körper der Länge nach nicht größer als bey dem Seebären, aber daß er weit dicker ist, *) und Herr Forster, der diese Thiere näher untersucht zu haben scheint, sagt; daß die alten

*) Steller sagt: Magnitudine bis vel maximos et senio confectos ursos marinos superant. *l. c. p. 360.*

Die weit dünneren Weibchens sind auch kleiner und gewöhnlich nur sieben bis acht Fuß lang; z) der Körper von beyden, dessen Durchmesser beynahe dem dritten Theil der Länge gleichkömmt, ist fast allenthalben gleich dick, und hat das Ansehen eines großen Cylinders, der eher zum Wälzen als auf der Erde zu gehen, gemacht ist; dieser zu runde Körper findet dabey auch nur seinen ruhigen Platz, weil er allenthalben mit einem starken Fett bedeckt ist, und dem unebenen Erdreich und den Steinen leicht nachgiebt, worauf sich das Thier, um sich auszuruhen, niederlegt. a)

Der

alten Löwen, überhaupt genommen, zehn bis zwölf Fuß lang sind, welches auch die Länge ist, die wir hier annehmen, um so mehr, da sie mit der Schwere des Thieres am meisten übereinzukommen scheint. Man sehe Cooks zweyte Reise, tom. IV. p. 54.

V.

z) „Indem wir aus dem Hafen von Desiré kamen, sagt Jacques Lemaire, legte man bey der Insel St. Roi an, wo man junge Seelöwen von gutem Geschmack bekam. Diese Löwen haben die Größe eines kleinen Pferdes, und einen Kopf, der einem Löwen-Kopf ähnlich ist mit einer langen und starren Mähne, die aber die Löwinnen, die nur halb so dick wie die Männchens sind, nicht haben; man konnte sie nicht anders tödten, als wenn man unter der Brust oder auf den Kopf mit einer Musquete, die mit Kugeln geladen war, nach ihnen schoß; man gab ihnen unzählige Schläge mit einem Hebebaum, so daß ihnen das Blut aus Maul und Nase lief, ehe sie nachließen zu fliehen und sich zu retten.“ *Recueil des Voyages de la compagnie des Indes, tome* II. *p.* 14.

a) Nach einigen kleinen Umständen kann man gar nicht zwei-

Der Kopf scheint nach Verhältniß eines so großen Körpers zu klein zu seyn; die Schnauze ist der

zweifeln, daß folgende Stelle aus einer Reise nach Corral nicht unsere Seelöwen bezeichnen sollte.

„Um Mittage nahm ich beyde Schaluppen, und ging in den Hafen von der Robbeninsel mit vierzig Mann, die alle mit einer Keule und einem Stock bewafnet waren. Als wir am Lande waren, jagten wir haufenweise Seekälber auf, umringten sie, und tödteten in einer halben Stunde vierhundert — Die Männchens sind, wenn sie alt sind, gewöhnlich so groß wie ein Kalb, und gleichen in dem Halse, dem Haar, dem Kopf, der Schnauze und der Mähne einem Löwen. Das Weibchen ist vorne auch einer Löwinn gleich, ausgenommen, daß sie ganz rauh ist und ein glattes Haar wie ein Pferd hat, anstatt daß es bey dem Männchen nur hinten glatt ist. Sie sind ungestaltet, der Hintertheil nimmt bey ihnen immer ab, bis zu den beyden Schwimmfüßen oder sehr kurzen Füßen an dem Ende des Körpers. Zwo andere haben sie an der Brust, so daß sie auf der Erde gehen und sogar auf Felsen und ziemlich hohe Berge klettern können. Sie mögen gerne in der Sonne liegen und am Ufer schlafen. Einige sind achtzehn Fuß lang, und haben eine verhältnißmäßige Dicke; derer, die vierzehn Fuß lang sind, giebts bey Tausenden, die gewöhnlichsten aber sind nur fünf Fuß, und sehr fett; sie halten immer das Maul offen, und zwey Leute können kaum einen von den großen mit einem Spieß tödten, welches das beste Gewehr ist, was man bey dieser Gelegenheit brauchen kann. — Ihr Fleisch ist auch sehr weiß, so schön als Lammfleisch, und wenn man es frisch ißt, sehr gut, doch wird es weit besser, wenn man es etwas in Salz gelegt gelegt hat. Alle diese Seekälber, die wir antrafen, waren sehr jung, und sogen noch ihre Mütter. Sobald sie ans Land kamen, blöckten sie, und die

kleinen

der Schnauße einer großen englischen Docke ziemlich ähnlich, da sie etwas erhaben und an der Spitze gleichsam abgestumpft ist. Die obere Lippe ragt über die untere hervor, und beyde sind mit fünf Reihen von steifen Borsten wie ein Knebelbart besetzt, der lang und schwarz ist und längst der Oefnung des Mauls fortgehet, diese Borsten sind röhrenförmig, und man kann Zahnstöcher daraus machen, b) im Alter werden sie weiß. Die Ohren sind kegelförmig, und nur sechs bis sieben Linien lang, ihr Knorpel ist fest und steif, dennoch aber sind sie nach außen gebogen; der innere Theil derselben ist glatt und die äußere Oberfläche mit Haaren bedeckt. Die Augen sind groß und stehen hervor, die kleinen Drüsen in den großen Winkeln sind sehr merklich, und haben eine ziemlich lebhaft rothe Farbe, so daß die Augen dieses Thieres feurig und erhitzt scheinen, die Regenbogenhaut ist grün, und der übrige Theil des Auges weiß mit kleinen Blutstreifen

fett

kleinen gingen neben ihnen und blöckten wie Lämmer. Ein altes Weibchen säugte vier bis fünf, und jagte die andern Jungen, die sich ihr näherten, fort, woraus ich schließe, daß sie von jedem Wurf vier Jungen haben; die Jungen, die wir tödteten und verzehrten, waren so groß wie ein Hund von mittlerer Größe; wir nahmen den Fettesten das Fett, und machten Thran daraus für die Lampen und um sie auf dem Schiff zu brauchen, den Thran, den wir von den Jungen bekamen, haben wir zum Gebrauch anstatt der Butter auf, und meine Leute fanden ihn so gut als Olivenöhl." *Voyage de François Coreal; Paris* 1722. *tome* II. *p.* 180.

b) Memoire sur les Phoques *par Mr. Forster.*

fen gezeichnet; in dem innern Winkel ist eine Blinzhaut die nach Gefallen des Thiers das Auge ganz, wenns nöthig ist, bedecken kann. Ueber den Augen liegen Augenbraunen, die aus schwarzen sehr starken Haaren bestanden. Die Zunge ist mit kleinen sehnigten Fasern bedeckt, und an der Spitze etwas gespalten. In dem Gaumen machen ziemlich merkliche Falten Vertiefungen und Querfurchen; die Anzahl der Zähne ist wie bey den Seebären sechs und dreyßig, die auch eben solche Lage haben; die obern Schneidezähne endigen sich in zwo Spitzen, anstatt daß die unteren nur eine haben, es sind ihrer oben sowohl als unten vier. Die Hundszähne (**Fig. 2**) sind um ein gut Theil länger als die Schneidezähne, haben eine kegelförmige Gestalt, sind am Ende etwas gebogen, und haben an der innern Seite eine Furche. Die Hundszähne sind wie bey dem Seebären in der obern Kinnlade doppelt, sie stehen zwischen den Schneide- und Mahlzähnen einer an dem andern,[2]) und in der untern Kinn-

2) Vielleicht kann man die vordersten dieser so genannten Hundszähne, noch wie bey der gemeinen Robbe, zu den Vorderzähnen rechnen. Denn bey diesen ist der äußerste Vorderzahn an jeder Seite auch viel größer als die übrigen vier mittleren Vorderzähne und beynahe wie die größeren Eckzähne gebildet. Doch stehen sie so weit von einander, daß die unteren Eckzähne dazwischen aufsteigen können. Es ist hier auch nicht eben so wenig als bey der Bärenrobbe bemerkt, ob diese so genannten Vorderhundszähne in der eigentlichen Oberkinnbacke, oder in dem dazwischen eingekeilten Knochen (os incisivum s. intermaxillare) sitzen; Wäre letzteres, so würde ich sie wie bey der gemeinen Robbe zu den Vorderzähnen rechnen.

Kinnlade ist an jeder Seite nur ein Hundszahn. Alle diese Hundszähne, so wie die Schneide- und Mahlzähne, sind dreymahl so lang als die Zähne des Seebären; Mahlzähne (Fig. 3.) sind auf jeder Seite in der obern Kinnlade sechs, und nur fünf an jeder Seite in der untern, sie haben beynahe die Gestalt der Hundszähne, doch sind sie weit kürzer, man bemerkt an ihnen eine Hervorragung, oder einen beinigten Knorren, der einen Theil des Zahns auszumachen scheint. 3)

3) Der zottige Seelöwe. Der Kopf groß, die Nase übergebogen, wie bey einen Mops, Augen groß, Pupille Smaragdfarben; der größere Augenwinkel wie mit Zinnober gefleckt. Vier kleine Schneidezähne in der obern Kinnlade, von welchen der äußerste an jeder Seite etwas absteht und in einiger Entfernung zwey große Hundszähne neben sich hat. In der untern sind vier kleine Schneidezähne und Hundszähne; vier Backenzähne in jeder Seite der obern, und fünf in der untern Kinnlade, klein und abgestumpft; Ohren kegelförmig und aufrechtstehend; die Füße gleichen genau denen des Seebär. An dem Halse des Männchen eine Mähne von steifen krausen Haaren; der ganze Hals aber mit einem langen wellenförmigen Haare, wie dasjenige, welches den Löwen unterscheidet, besetzt. Der übrige Körper des Thiers mit einem kurzen röthlichen Haare bekleidet. Die Weibchen haben eine Ockerfarbe, bey den Jungen aber ist sie dunkler. Die Alten werden mit der Zeit grau. Das Gewicht eines großen Männchen beträgt eintausend sechshundert Pfund; ihre Länge bisweilen vierzehn, ja wohl achtzehn Fuß. Die Weibchen stehen mit jenen in gar keinem Verhältniß, und werden nicht länger als 8 Fuß. Er bewohnt die östlichen Küsten von Kamtschatka, vom Cap Kronozki

Der Seelöwe hat statt der Vorderfüße Schwimmflossen, die aus jeder Seite der Brust heraus

nozki bis zum Cap Capatka und den Kurilen herunter, und selbst bis Matsmai, welches wahrscheinlich mit Jeso Gasima einerley ist, herauf. Cap. Spangenberg bemerkte bey Matsmai eine gewisse Insel von pittoresker Gestalt, welche von Gebäuden ähnlichen Felsen begränzt war, und von diesen Thieren wimmelte. Er gab ihr daher den Namen Pallast der Seebären. Sie werden eben so wenig als Seelöwen auf der Westseite dieser Halbinsel gefunden, halten sich aber in den Monaten Juni, Juli, August und September, in großer Anzahl auf der Beeringsinsel, um ihre Jungen ruhig gebären und säugen zu können, auf. Steller sahe sie auch im Juli an den Küsten von Amerika in Menge. Sie wandern nicht wie die vorhergehenden, verändern aber doch ihre Wohnplätze, und haben sie im Winter und Sommer verschieden. Sie leben am meisten an felsigten Ufern oder in der See auf den hohen Klippen, welche durch die Gewalt der Erdbeben von dem Lande gerissen zu seyn scheinen. Diese klettern sie herauf, und sind den Schiffern in nebelichten Wetter sehr nützlich, da sie sie durch ihr schreckliches Brüllen warnen, diese gefährliche Oerter zu vermeiden. Sie begatten sich im August und September, gehen zehn Monate trächtig, und werfen nur ein Junges auf einmal. Die Aeltern zeigen wenig Neigung gegen ihre Jungen, treten sie oft aus Sorglosigkeit todt, und lassen sie ohne Wiedersetzung und Ahndung vor ihren Augen tödten. Die Jungen spielen nicht wie andere kleine Thiere, sondern schlafen fast immer. Vater und Mutter nehmen sie mit sich ins Meer und lehren sie schwimmen. Wenn sie ermüdet sind, so klettern sie auf den Rücken ihrer Mutter; allein der Vater schmeißt sie oft wieder herunter, damit sie sich an jene Uebung gewöhnen sollen. Wenn die Russen die kleinen

aus kommen. Sie sind glatt, haben eine schwärzlichte Farbe und keine sichtbare Zehen, in der Mitte

nen ins Wasser warfen, so schwammen sie jederzeit auf den Rücken wieder ans Ufer. Die Männer begegnen ihren Weibern mit großer Achtung, und haben ihre Liebkosungen sehr gern. Sie leben in der Polygamie, begnügen sich aber mit wenigern Weibern als die vorigen, und haben jeder nur zwey bis vier. Die Männchen haben ein fürchterliches Ansehen, nehmen aber doch bey dem ersten Anblick eines menschlichen Geschöpfes die Flucht. Wenn sie aus dem Schlafe gestöhrt werden, so springen sie mit großem Schrecken auf, seufzen bey ihren Versuchen zu fliehen sehr tief, werden aber ganz verwirrt, taumeln nieder und zittern an ihrem ganzen Körper so entsetzlich, daß sie kaum ihre Füße halten und gebrauchen können. Wenn sie aber in einem engen Passe eingeschlossen sind und ihnen kein Weg zur Flucht übrig ist, so werden sie rasend, bieten dann ihrem Feinde die Spitze, gehen mit der größten Wuth brüllend auf ihn los, und jagen selbst den tapfersten in die Flucht. Mit der Zeit verlieren sie die Furcht vor dem Menschen. Steller lebte einst sechs Tage in einer Hütte, mitten zwischen ihren Hauptquartieren, und fand daß sie sich bald an seinen Anblick gewöhnten. Sie sahen ruhig dem zu, was er that, legten sich ihm gegenüber nieder, und litten es daß er ihre Jungen angrif. Er hatte Gelegenheit einer Bataille wegen ihrer Weiber, und einem Duelle zwischen zwey Männchen, welches drey Tage dauerte, und bey welchen das eine über hundert Wunden erhielt, zuzusehen. Die Seebäre mischten sich niemal darin, sondern gingen ihnen so geschwind als möglich aus dem Wege. Sie litten es selbst daß die Jungen der vorigen mit ihnen spielten, ohne ihnen die geringste Beleidigung zuzufügen. Diese Art hat viel ähnliches in ihren Handlungen mit der vorhergehenden, z. B. im

eine unmerkliche Spur eines Nagels, den man kaum unterscheidet, indessen enthalten diese Schwimmflossen

Schwimmen, gehen, liegen, und in der Art sich zu kratzen; die Alten brüllen wie ein Bulle, die Jungen blöcken wie ein Schaaf. Steller sagt, daß man ihn, nach dem Schreyen dieser Thiere zu beurtheilen, für einen Hirten zwischen seiner Heerde gehalten haben würde. Die Männchen hatten einen starken Geruch, welcher aber doch nicht so faul war wie der des Seebären. Ihre Nahrung besteht in Fischen, kleinen Seehunden, Seeottern und andern Seethieren. Den Juni und Juli bringen die alten Männchen fast gänzlich mit Fasten hin, überlassen sich dem Schlafe und der Faulheit und zehren außerordentlich ab. Die Reisenden gebrauchten sie zur Nahrung, und hielten das Fleisch der Jungen für sehr schmackhaft. Ein aus den Füßen bereiteter Gallert wurde für einen Leckerbissen gehalten. Das Fett war nicht thranig; das der Jungen gleich dem Schöpsentalge, und war so delikat als Mark. Das Fell war zu Riemen, Schuhen und Stiefeln brauchbar. Die Kamtschadalen halten die Jagd auf diese Thiere für eine edle Belustigung, und ehren den Mann verhältnißmäßig nach der Anzahl der Thiere, welche er erlegt hat. Diese Helden sind sehr vorsichtig, wenn sie eins von den Thieren am Ufer anfallen. Sie warten die Gelegenheit ab, wenn es am Ufer schläft, nähern sich ihm gegen den Wind, werfen ihm ihre, an einen langen Riem gebundene Harpune in die Brust, während ihre Cameraden das andere Ende an einen Pfahl binden, und ergreifen dann mit der größten Geschwindigkeit das Haasenpanier. Seinen fernern Untergang bewirken sie in einiger Entfernung durch Schießen mit Pfeilen und durch wiederholtes Werfen mit Lanzen; wenn seine Kräfte beynahe erschöpft sind, so wagen sie es endlich ihm nahe genug zu kommen, und schlagen ihm den Kopf mit Keulen ein. Wenn sie ein Thier auf

den

flossen fünf Zehen mit ihren Knöcheln und Gliedern. Die kleinen Nägel haben die Gestalt runder Erhöhungen, und eine hornartige Substanz;

den einsamen Klippen in der See erblicken, so schiessen sie es mit vergifteten Pfeilen. Es kann den Schmerz der Wunde, welcher durch das Saltzwasser, denn es springt sogleich beym Empfange derselben in die See, noch erhöht wird, nicht aushalten, und schwimmt in den größten Verzuckungen ans Ufer. Können sie eine gute Gelegenheit finden, so durchbohren sie es mit ihren Waffen; wo nicht, so wird es den Würkungen des Giftes überlassen, und muß in vier und zwanzig Stunden unter den schrecklichsten Verzuckungen crepiren. Sie betrachten es als eine große Schande, ihr Wildpret zurück zu lassen, und halten auf dies Point d'honneur so sehr, daß sie oft selbst darüber umkommen. Wenn sie auf die Jagd dieser Thiere nach der einige Meilen vom Vorgebürge Lapatka gegen S. W. abgelegenen Insel Alait gehen, so beobachten sie jenes so religiös, und überladen ihre Boote so sehr, daß sie sammt ihrer Beute sinken; denn sie achten ihr Leben nicht, wenn sie es durch das Ueberbordwerfen nur eines Stücks erkaufen sollten. Diese Art ist auch sehr tief in der südlichen Hemisphäre entdeckt worden, ich glaube aber nicht daß es auf der Westseite war. Herr Johann Narbarough traf sie auf einer Insel oberwärts vom Port Desire unterm 47°48′ der Breite, Richard Hawkins, fand sie auf der Penguineninsel in dem zweyten engen Pass der Magellansstraße. Sie sind häufig auf den Falklandinseln, und sie wurden vom Cap. Cook auf der Neujahrsinsel (New Year's island), ohnweit der Küste von Staatenland gefunden. In diesen südlichen Breiten werfen sie in der Mitte unsers Winters, welches die Jahrszeit war, in welchen unsere letzten Weltumsegler diese entfernte Gegenden besuchten. Naturg. d. nördl. Polarl. 2. p. 167. n. 99.

sie liegen bis auf den dritten Theil der länge des Schwimmfußes, wenn man von der Spitze an mißt. Die Gestalt des ganzen Schwimmfußes ist wie ein länglichter nach der Spitze zu abgestumpfter Triangel, er ist ganz von Haaren entblößt, und auf der innern Fläche gleichsam gekerbt.

Die hintern Schwimmflossen sind wie die vordern mit einer schwärzlichen Haut bedeckt, glatt und unbehaart, von außen aber sind sie in fünf sehr lange und sehr platte Zehen getheilt, die sich in einer dünnen zusammen gedrückten Haut endigen, welche über die Spitze der Zehen hervorragt; die kleinen Nägel die über diesen Zehen liegen, dienen diesem Thier nur sich den Körper zu kratzen.

Die Bildung der Füße ist bey den Robben sehr verschieden, alle haben sehr gut gebildete Vorderfüße mit abgesonderten und sich wohl von einander auszeichnenden Zehen, die nur durch eine Haut vereinigt sind. Ihre Füße und Zehen sind auch wie der übrige Theil des Körpers mit Haaren bedeckt, anstatt daß diese vier äußern Spitzen bey dem Seelöwen sowohl als bey dem Seebären, ehe Schwimmflosse als Pfoten sind; wir glauben auch daß wir zu diesen beyden Arten des Seelöwen oder Seebären das hinzufügen müssen, was Frezier von den Robben sagt, die sich an den westlichen Küsten von Amerika befinden. Sie sind, sagt dieser Reisende, darin von den nordischen Seewölfen verschieden, daß jene Pfoten und diese Schwimmflossen haben, die beynahe so verlängert sind wie die Flügel an den Schultern, und zween andere kleine die hinten am Rückgrad sitzen. Die Natur

hat

hat aber dennoch an den Spitzen der großen Schwimmflossen einige Aehnlichkeit mit den Pfoten erhalten, denn man bemerkt Nägel daran, worin sich die äußerste Spitze endiget, vielleicht bedienen sich diese Thiere derselben um auf der Erde zu gehen, wo sie sich gern aufhalten und ihre Jungen tragen, die sie von Fischen ernähren. . . Sie schreyen wie Kälber, daher man ihnen auch die Benennung **Seekälber** gegeben, aber ihr Kopf ist mehr einem Hundskopf als irgend einem andern Thier ähnlich, und daher nennen sie die Holländer auch mit Recht **Seehunde.** 4) Ihre Haut ist mit einem sehr kurzen und dichten Haar bedeckt, und ihr Fleisch ist sehr thranigt, und hat einen unangenehmen Geschmack. . . Die Indianer in Chili lassen es indessen zerschneiden und machen sich davon einen Vorrath von Lebensmitteln zu ihrer Nahrung; das Schifsvolk macht sich zu seinem Gebrauch Thran daraus. Der Fang dieser Thiere ist leicht; sowohl zu Lande als zu Wasser nähert man sich ihnen ohne Mühe, und tödtet sie mit einem Schlag auf der Nase. Sie sind von verschiedener Größe.

4) Diese Thiere werden auch im Teutschen gewöhnlich Seehunde genennet. Sie haben freylich auch mehr Aehnlichkeiten mit dem Hunde als mit dem Kalbe, aber doch immer zu viele Verschiedenheiten, als daß der Nahme eines Hundes irgend schicklich für sie sey. Im Schwedischen haben sie auch noch einen eigenen Nahmen Siäl, im Englischen Seal, im Dänischen aber Sälhund, den sie beynahe auch in einigen Gegenden von Teutschland führen; wo er Salhund, Sahl heißt. Robbe ist zum Gattungsnahmen jetzt angenommen.

In Süden haben sie die Größe sehr starker Hunde, und in Peru findet man welche die länger als zwölf Fuß sind." c) 5)

Die

c) Voyage à la Mer du Sud. Paris 1732. in 4to. p. 74 et 75.

5) Obgleich des Molina Beschreibung seines Seelöwen, bloß nach eigenen Beobachtungen gemacht zu seyn scheinet, so kann sie doch auf keine andere Robbe gedeutet werden. Der Seelöwe (Phoca leonina) hat einen beweglichern, feinern und besser gebildeten, obgleich eben so konischen Körper, als alle andere Robben; Sein Haar ist hellgelb, von den Schultern bis zum Schwanze ziemlich kurz, aber am Halse und Kopfe eben so lang wie Ziegenhaar. Diese auffallende Mähne, die ihn gewissermaßen dem afrikanischen Löwen gleich macht, giebt ihm das ausschließliche Recht, den Namen Seelöwe zu führen. Die Indianer, die keinen Begriff vom gemähnten Löwen hatten, nannten ihn Thopel Lame d. i. der gemähnte Lame. Sein Kopf gleicht dem des Löwen, so wie auch seine Nase, die breit und platt, aber von der Mitte bis zum Ende ohne Haar ist. Die Ohren sind beynahe rund und erheben sich vom Kopf nur sieben bis acht Linien. Seine Augen sind munter und lebhaft, und haben eine grünlichte Pupille. Die Oberlippe ist so wie die des Tigers, und anderer Robben, mit langen weißen Baarthaaren besetzt. Sein Maul ist weit geöfnet, und mit vier und dreyßig, wie Elfenbein weißen Zähnen bewafnet, die sehr groß und dicht, und mit zwey Theilen in die Zahnhölen gefaßt sind; die mittelmäßigen haben vier Zoll Länge, und achtzehn Linien im Durchschnitt; die Hundszähne stehen nicht heraus wie die der Lami (Phoca elephantina). Die Eintheilung dieser Zähne ist von der nicht verschieden, die wir beym Urigne (Phoca lupina, capite subauriculato, palmis tetradactylis. Es habe 34 Zähne;

Die männliche Ruthe des Seelöwen ist beynahe so dick wie bey einem Pferd, und der Wurf liegt bey den Weibchen ganz unten am Schwanz, und ist nur ohngefähr drey Zoll lang; dieser kurze Schwanz

Zähne; Schneidezähne oben 6, unten 4; Hundszähne 4. Backenzähne zwanzig) bemerkt haben. Die Hinterfüße sind eben so gebildet, und haben dieselbe Anzahl von Zehen, die auch mit einer Schwimmhaut versehen sind. Die Vorderfüße sind knorpelicht, und in Betracht der Masse des Körpers kurz, gegen das Ende theilen sie sich aber in fünf Zehen, die mit Klauen bewafnet, und durch eine Haut, wie bey der Elephantenrobbe verbunden sind. Der Schwanz, der zwischen den Hinterfüßen liegt, ist schwarz, rund, und ist kaum länger als eine Spanne.

Das Weibchen ist weit kleiner als das Männchen, und hat, wie die afrikanische Löwin, keine Mähne. Sie hat zwey Brüste, und wirft ein einziges Junges, dem sie die Milch mit wahren Gefühl von Zärtlichkeit reicht.

Pernetti schreibt, daß es an den Malouinen Seelöwen von fünf und zwanzig Fuß lang giebt; die größten die ich im Meer von Chili gesehen habe, waren nur dreyzehn bis vierzehn Fuß lang. Sie sind auch sehr fett, und haben Ueberfluß von Blut. Wenn sie verwundet werden, stürzen sie sich gleich ins Meer, und lassen lange Streifen von Blut hinter sich. — Finden sie die Lami und die Urigni in diesem Zustande, so werfen sie sich darauf, zerreißen und verzehren sie. Wenn hingegen ein Lame oder Urigne sich verwundet ins Meer wirft, so wird er, ob er gleich auch viel Blut vergießt, doch nie angegriffen, noch von Seelöwen oder irgend einem andern Thiere dieser Art gefressen. Molina Naturgesch. v. Chili. Phoca (leonina) capite postice jubato. p. 250. n. 4.

Schwanz hat eine kegelförmige Gestalt, und ist mit ähnlichen Haaren, wie der Körper, bedeckt. Wenn das Thier sich in einer verlängerten Lage befindet, so ist der Schwanz zwischen den hintern Schwimmfüßen verborgen, die in dieser Lage sehr nahe an einander liegen.

Folgende Ausmessungen hat uns Herr Forster gegeben, er hat sie von einem Weibchen genommen, was wahrscheinlich noch nicht seinen völligen Wachsthum erreicht hatte.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Von der Spitze der Schnauze bis zum äussersten Ende des mittleren Zehen an dem hintern Schwimmfuß .	6	6	3
Von der Spitze der Nase bis zur Spitze des Schwanzes . . .	5	6	—
Von der Spitze der Nase bis zum Anfang des Schwanzes . .	5	3	—
Umfang des Körpers bey den Schultern	3	11	—
Umfang des Kopfs hinter den Ohren	2	1	5
Länge der Vorderschwimmfüße .	1	9	—
Länge der hintern Schwimmfüße bis zum Ende des obersten Zehen .	1	5	—
Von der Spitze der Oberlippe bis zum Winkel des Mundes . .	—	3	8
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Grundfläche der Ohren .	—	8	—
Länge des Knebelbarts . .	—	5	3
Länge des Schwanzes . .	—	2	10
Länge des Nagels am mittleren Zehe des hintern Schimmfußes .	—	—	11
Länge der Ohren . . .	—	—	7

Wenn

Wenn man alles was wir vom Seebären mit dem was wir vom Seelöwen gesagt haben, vergleichen will, so kann man bemerken, daß unter diesen Thieren sowohl in den natürlichen Gewohnheiten, als in verschiedenen äußeren Kennzeichen viel Aehnlichkeit herrscht; da es indessen wesentliche Verschiedenheiten giebt, und man bisweilen diese beyde Arten verwechselt hat, so wird es gut seyn, ihre vornehmsten Unterscheidungszeichen hier kurz zu bemerken.

1. Der Seelöwe, hat wie der Landlöwe, eine gelblichfalbe Mähne, und alle seine übrigen Haare sind kurz, glatt, glänzend, und liegen an der Haut, anstatt daß der Seebär keine Mähne hat, und das Haar am Halse und dem ganzen übrigen Körper lang und rauh ist, ferner hat er an der Wurzel des langen Haares ein zweytes kürzeres Haar; dies ist eine Art von Rauhwerk, oder ein wolligtes Haar was dem Seelöwen fehlt.

2. Die Farbe des Seelöwen ist falb und gelblicht, das ins braune fällt, und beynahe der Farbe des Landlöwen gleich kömmt, da inzwischen die Farbe des Seebären dunkelbraun, und beynahe schwarz ist, und bisweilen mit kleinen weißen Puncten gefleckt.

3. Der Wuchs des Seelöwen ist gewöhnlich zehn bis zwölf Fuß, bey den größten Seebären aber ist sie nie über acht bis neun Fuß.

4. Die Seelöwen sind sehr unempfindlich und träge, und zeigen nur wenig Anhänglichkeit

für

für ihre Jungen; die Seebären hingegen sind sehr lebhaft, und geben durch die Sorgfalt die sie für ihre Junge tragen, Beweise einer großen Liebe gegen dieselben.

5. Endlich obgleich die Seelöwen und Seebären sich oft in einer Gegend und in einerley Gewässer aufhalten, so leben sie doch immer daselbst in abgesonderten und von einander getrennten Haufen, und wenn sie so nahe sind, daß sie sich bisweilen vermischen, so gewöhnen sie sich doch niemals zusammen, und jeder vereinigt sich bald wieder mit seiner Familie.

Inhalt

des sechszehnten Bandes

der

Naturgeschichte vierfüßiger Thiere.

CXLV. Die Saricovienne. S. 3.
Anhang S. 9.
CXLVI. Ein Fischotter aus Canada. S. 29.
Anhang zu dem Fischotter, und die kleinste Ottes von Guiana. S. 38.
Zweyter Anhang. S. 48.
Zusatz. Der Sumpfotter oder Nörz. S. 59.
CXLVII. Die Phoken, die Morsen u. die Lamantinen. S. 72.
1. Der Phoke oder das Seekalb. 2. Der kleine Phoke. S. 77.
Anhang zu dem Abschnitt von den Robben oder Phoken. S. 122.
Die Robben ohne Ohren od. eigentliche Robben. S. 124.
1. Der große Robbe mit runzl. Schnauze. S. 125.
2. Der Robbe mit dem weißen Bauche. S. 133.
3. Der Robbe mit der Kappe. S. 156.
4. Der Robbe mit dem Mond. S. 163.
5. Der Robbe Neitsoak. S. 174.
6. Der Robbe Laktak aus Kamtschatka. S. 181.
7. Der Robbe Kassigiak. S. 183.
8. Der gemeine Robbe. S. 184.
Der Mönchsrobbe. S. 197.
Der haasenhaarige Seehund. S. 230.
Der bandirte Seehund. S. 232.
CXLVIII. Der Seebär oder Bärenrobbe. S. 233.
Anhang zu der kleinen gebohrten Robbe. S. 264.
CXLIX. Der Seelöwe. S. 269.

Anzeige

Anzeige der im sechszehnten Bande der Naturgeschichte vierfüßiger Thiere enthaltenen Kupfertafeln.

1. Der Saricovienne oder Meerotter. Schreb. Säugthiere Tab. 128. S. 9.
2. Die Fischotter aus Canada. Büffon Allgem. Hist. d. Nat. Th. VII. Tab. 44. S. 29.
3. Die kleinste Otter von Guiana. Büff. Suppl. VII. pl XXIV. S. 38.
4. Der Sumpfotter oder Nörz. Pallas Spicilegia Zool. Fasc. 14. Tab. 3. Fig. 1. S 59.
5. Der Phoke oder das Seekalb. Büff. Allgem. Hist d. Nat. Th. VII. B. 1. Tab. 45. S. 77.
6. Der kleine Phoke. Büff. Allgem. Hist. d. Nat. Th. VII. B. 1. Tab. 53. S. 77.
7. 8. Der große Robbe mit runzelichter Schnauze. Ansons Reisen Tab. 13. a. M. b. W. S. 125
9. Der Robbe mit dem weißen Bauche. Büff. Supplem. T. XI. pl. 44. S. 133.
10. Parsons große Phoke. Büff. Suppl. T. 11. pl. 45. S 133.
11. Der Robbe mit der Kappe. Ellis Reisen nach der Hudsonsbay. T. 7. S. 156.
12. 13. Der Robbe mit dem Mond. 1 M. 2 W. Act. Acad. Petrop. Pars prior T. 6 7. S. 163.
14. Der Robbe Neitsoak. Schreb. Säugthiere. T. 86. S. 174.
15. Der gemeine Robbe. Büff. Suppl. XI. pl. 46. S 184.
16. 17. Der Mönchsrobbe. 1 M. 2 W. Berliner Beschäftigungen, 4 B. Tab. 12. 13. S. 197.
18. 19. Der Haasenhaarige Seehund. M. W. Act. Petrop. Pars prior T. 8. 9. S. 230.
20. Der Seebär oder Bärenrobbe. Büff. Suppl Tom. XI. Tab. 47. S. 233.
21. 22. Der kleine gehörnte Robbe. Duhamel du Monceau Traité de Peches 2 Part. Tab. XII. Fig. 1. 2. S. 264.
23. Der Seelöwe. Büff. Suppl. T. XI. pl. 48. S. 269.

65-02-16

E 772
B929n1
v. 16